Das

Vaterlandsbuch.

Illustrirte

geographische Bilder aus der Heimath

In Schilderungen

aus

Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Director Dr. C. Vogel | Schulrath Jos. Wenzig
in Leipzig, | in Prag,

und

Friedrich Körner,
Professor der Handels-Akademie in Pest.

III. Band. 2. Hälfte.

Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen, Karten rc.

Leipzig,
Verlag von Otto Spamer.

Geographische Bilder aus Oesterreich.

III. Band. Zweite Hälfte.

Bilder aus Siebenbürgen,

der Woiwodina und dem Banat, von der Militärgrenze, Kroatien, Slavonien und Dalmatien.



Lager österreichischer Grenzer.

1. National-Grenzinfanterist.
2. Hauptmann der Grenzer.
3. Hauptmann beim Serecsaner-Corps.
4. Warasdiner.
5. Liccaner.
6. Ottocsaner.
7. Gemeiner Artillerist.
8. Tschaikist.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Festzug der Siebenbürger Sachsen.

Bilder aus Siebenbürgen. Titelbild. (S. 21.)

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Vaterländische

Bilder aus Ungarn und Siebenbürgen,

der Woiwodina und dem Banat, Kroatien, Slavonien, der Militärgrenze sowie Dalmatien.

In Schilderungen

aus Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben.

Verfaßt

von

Friedrich Körner,

Professor an der höhern Handelsakademie zu Pest.

Zweite Abtheilung.

Bilder aus Siebenbürgen,

der Serbischen Woiwodina und dem Temeser Banat, von der Militärgrenze, Kroatien, Slavonien und Dalmatien.

Mit 65 in den Text gedruckten Abbildungen und drei Tondruckbildern.

Leipzig,

Verlag von Otto Spamer.

1858.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Vorrede.

Als vor zwei Jahren Verfasser und Verleger die „geographischen Bilder aus Oesterreich" begannen, hatten sie weniger die Absicht, eine umfassende Beschreibungen aller einzelnen Länder dieses Reichs zu geben; es lag vielmehr in ihrem Plane, durch eine Reihe einzelner Schilderungen ein Gesammtbild des Kaiserstaates zu entwerfen. Unter der Arbeit aber wuchs der interessante Stoff immer mehr und mehr an. Gleichzeitig sprachen sich gewichtige und wohlwollende Stimmen für eine weniger skizzenhafte Haltung aus, so daß sie sich veranlaßt fühlten, in den zwei letzten Bänden, insbesondere in diesem, einzelnen Kronländern größere Abschnitte zu widmen.

Es scheint deshalb vielleicht der vorliegende Band, verglichen mit denen über die deutschen und italienischen Provinzen des Kaiserstaates, im Mißverhältnisse zu diesen zu stehen. Dieses Mißverhältniß ist aber nur ein scheinbares und nicht ohne Absicht herbeigeführtes. Für einen großen Theil der deutschen Lesewelt ist Ungarn, obschon durch geographische Lage und die bequemeren Verkehrswege so nahe gerückt, doch noch ziemlich eine Terra incognita. Diese gesegneten Ländergebiete, sicher in der Zukunft Kornkammern Mitteleuropas, ausführlicher zu schildern, ihre Eigenthümlichkeiten, Schönheiten und mannichfachen Reize darzustellen, war unser vorzüglichster Zweck. — Der Wohlstand, zu welchem es Gewerbsthätigkeit und Intelligenz in diesem Lande zu bringen vermögen, läßt alle Freunde des Vaterlandes wünschen, daß sich der bis jetzt meist nur nach fernen Erdtheilen, jenseits des Oceans, gerichtete Strom der Auswanderung hierher lenken möge, wo ein prächtiges Klima und eine durch Fruchtbarkeit reich gesegnete Natur dem Fleiße eine gesichertere Lebensstellung verheißt.

Am Schlusse dieser Vorrede drängt es uns, einige Worte des Dankes für die vielfache Unterstützung und Theilnahme auszusprechen, welche sich aus den verschiedenen Kreisen für unser Werk kundgab. Hoch geehrt fühlen wir uns durch die Unterstützung, welche Se. Excellenz der k. k. Minister des Unterrichts unserm Unternehmen zuzuwenden die Gewogenheit hatte, indem Hochderselbe die Anschaffung des vorliegenden Buches in den sämmtlichen Lehranstalten des Kaiserreichs befahl.

Außerdem fühlen wir uns verpflichtet, nicht nur dem Herrn Direktor Schubert in Oberschützen öffentlich unsern Dank für seine Mitwirkung zu sagen, für die Freundlichkeit und Zuverlässigkeit, mit welcher der so vielbeschäftigte Mann durch Uebernahme einer Druck-Revision uns auf Fehler und Mängel aufmerksam machte, sondern auch dem Herrn Professor Warhanek in Wien, welcher für diesen Band, wie für die beiden ersten die richtige Namensschreibung nachwies.

Die zu unserer Kenntniß gelangten Quellen haben wir auf die gewissenhafteste Weise benutzt. Es sind uns während unserer Arbeit von verschiedenen Seiten her, sowohl Text als Bilder betreffend, so zahlreiche freundliche Mittheilungen zu Theil geworden, daß es uns nicht gut möglich ist, sie hier sämmtlich einzeln aufzuführen.

Sollte dem Verfasser, der inzwischen seinen Wohnsitz in dem Lande aufgeschlagen hat, das er beschrieb, künftig eine Durchsicht des Werkes vergönnt sein, so hofft er, daß ihm die eigene Anschauung und der Verkehr mit landeskundigen Männern Gelegenheit zu manchen Verbesserungen geben werden.

Ofen, am 31. October 1857.

Der Verfasser.

Inhalt

der

Vaterländischen Bilder aus Siebenbürgen,

der Woiwodina und dem Banat, von der Militärgrenze, Kroatien, Slavonien und Dalmatien.

Bilder aus Siebenbürgen.

Bilder aus der serbischen Woiwodina und dem Temeser Banat.

Bilder von der Militärgrenze.



Die Sachsen in Siebenbürgen.

Bilder aus Siebenbürgen.

1. Land und Leute.

I.

Zu den schönsten und gesegnetsten Ländern Europa's gehört unstreitig dieses östlichste Kronland der österreichischen Monarchie, welches sich wie eine Felsenburg mitten zwischen den ungarischen und walachischen Ebenen mit seinen hohen Randgebirgen und vielverzweigten, meist bewaldeten Bergreihen erhebt. Nur nach der ungarischen Seite dacht sich das Land etwas ab, weshalb denn auch die meisten Thäler gegen Westen gerichtet sind. Deutsche haben dem Waldgebirgslande den Namen Siebenbürgen gegeben, ihm aber auch bessere Landeskultur, Handwerke, Fabriken und Bildung gebracht, so daß es den äußersten Vorposten deutschen Kulturlebens in Europa bildet. Rings um diese Felsenfeste lagern die Trümmer der großen Völkerwanderung, von der nahen Donau herüber wehen asiatische Erinnerungen, während von Norden her

das Slaventhum über weite Steppen sich ausdehnt und der Bildung harrt, die ihm nach dem Rathschlusse der Weltgeschichte durch die Deutschen gebracht werden soll. Je tiefer deutscher Fleiß, deutsche Gesittung und Intelligenz in Galizien eindringen, um so mehr heben sich Wohlstand und Sittlichkeit.

Die Nachrichten über die Schicksale Siebenbürgens in den frühesten Zeiten sind sehr lückenhaft; denn man weiß nur so viel, daß die Macedonier das goldreiche Land zu einer Provinz zu machen versuchten, daß die Römer es theilweise eroberten, zu Dacien (der walachischen Ebene) rechneten und Transsylvania nannten, weil es von Ungarn aus jenseits der dichten Waldungen der westlichen Bergzüge lag. Nach seinen eignen Wäldern (Waldland) benannten es die Walachen und Magyaren, denn bei jenen heißt es Ardjál, bei diesen Erdély. Bewohnt wurde es von den Vorfahren der heutigen Walachen, welche sich so sehr an das Römerregiment gewöhnten, daß sie ihre eigne Sprache vergaßen und lateinisch radebrechten. Ihre Sprache ist daher heutigen Tages noch ein verstümmeltes Latein, dessentwegen sich die Walachen Rumänen oder Römer nennen. Da sie aber im ganzen Lande zerstreut wohnen, und dabei ein sehr geringes Interesse für höhere Bildung zeigen, so galten sie bis 1849 nur als „geduldeter" Volksstamm, der weder politische Rechte noch Vertretung auf den Reichstagen hatte, obschon er über die Hälfte der Bevölkerung ausmachte.

Der Strom der Völkerwanderung ging an Siebenbürgen vorüber und theilweise hindurch; daher warf er zahlreiche Völkertrümmer in die Berge. Namentlich behaupten die Szekler, von den Hunnen abzustammen, da sie sich bei deren Rückzug nach Asien in die einsamen Gebirgsthäler des östlichen Siebenbürgens gerettet hätten; doch gehören sie nach Sprache und Gesichtsbildung zu dem magyarischen Volksstamme. Schon in frühen Zeiten erscheint Siebenbürgen abhängig von Ungarn, denn im Jahre 1004 eroberte der zum Christenthum bekehrte Ungarnkönig Stephan I. Siebenbürgen und ließ es durch Statthalter oder Woiwoden regieren, bis es 1526 unter Zapolya, der auch Ungarn an sich bringen wollte, ein selbstständiges Reich ward. Siebenbürgische Fürsten gab es bis 1699. In diesem Jahre trat Michael Apafi II. das Land an Oesterreich ab, worauf es 1765 von Maria Theresia zum Großfürstenthum erhoben wurde. Die sogenannte Unabhängigkeit Siebenbürgens war jedoch kein Segen für das Land, weshalb man jene Periode mit Unrecht das goldene Zeitalter heißt. Bald mußten die Fürsten an den türkischen Sultan, bald an den deutsch-römischen Kaiser Schutzgeld zahlen, dabei litt das Land unter Bürgerkriegen oder suchten herrschsüchtige Fürsten oder Parteiführer die Verlegenheit des Nachbarstaates zu eignem Vortheil zu benutzen, intriguirten und rebellirten, bis endlich eine harte Züchtigung dem unbedachtsamen Uebermuthe folgte. Die Thaten eines Gabriel Báthori, Rakotzy I. und Tököly sind daher für Siebenbürgen nicht eben von Segen gewesen, haben ihm vielmehr mannichfache Leiden zugezogen. Erst unter Oesterreichs starkem Schutze erholte es sich von seinen Leiden, als dessen Oberlehnsherrlichkeit über Siebenbürgen auch der Sultan anerkennen mußte. Da es in den letzten stürmischen Jahren zwar mit furchtbaren Verheerungen heimgesucht wurde, aber der

Mehrzahl seiner Bewohner nach treu zum Kaiserhause hielt, so ward es durch die neue Eintheilung des Kaiserstaates, im Jahre 1849, ein Kronland desselben. Außerdem erhielt es die Comitate Kraszna, Mittel-Szolnok, Zarand und den District Kövar als zugehörige Landestheile zurück. Diese hatte Ungarn 1835 zwar zu sich gerechnet, aber faktisch gehörten sie auch nach dieser Zeit immer zu Siebenbürgen. Eben so ist die 104 Quadratmeilen umfassende siebenbürgische Militärgrenze 1851 aufgehoben und dem Kronlande einverleibt.

Außer den verschiedenen Nationen, die in Siebenbürgen neben und durch einander wohnen, sind auch fast alle christlichen Kirchen vertreten, und fehen auch die Juden nicht. Die Mehrzahl der Landesbewohner gehört der griechisch-katholischen Kirche an, da die Anzahl ihrer Bekenner hoch über eine halbe Million geht; nur einige Tausend geringer sind die Griechisch-Nichtunirten; auf sie folgen der Zahl nach die Evangelischen, die nahe an eine halbe Million Bekenner zählen, von denen wieder zwei Fünftheile dem reformirten, die Uebrigen dem lutherischen Bekenntniß angehören. Zur katholischen Kirche rechnen sich etwas über 200,000, der Unitarier sind gar nur 46,000 und der Juden in runder Summe 16,000. Die Zigeuner schließen sich den Christen an, und pflegen sich zu der Confession zu bekennen, in deren Gebiet sie wohnen, so daß es auch einige hundert Lutherische unter ihnen giebt. Diese religiösen Unterschiede sind meist zugleich nationale, doch trennen sich zuweilen auch die nämlichen Völkerschaften in Glaubensdingen. Denn zur römisch-katholischen Kirche gehören zwei Drittel der Szekler, Ungarn und wenige Deutsche, wogegen alle Walachen, Griechen und fast alle Zigeuner sich zur griechischen Kirche halten, alle Sachsen, einige Deutsche und 15,000 Ungarn dagegen zur lutherischen, endlich ein Drittel Szekler und ein Theil der Ungarn sich zur reformirten Kirche bekennen. Die übrigen Szekler und Ungarn haben sich den Unitariern angeschlossen, und obwohl deren Zahl im Ganzen nicht groß ist, so treffen wir doch in Siebenbürgen die meisten Anhänger dieser Confession in Europa. Obschon die Sultane einige Jahrhunderte lang Schutzherren Siebenbürgens waren, und zahlreiche Türkenheere wiederholt das Land erobernd durchzogen, so hat der Islam dennoch nicht eine einzige Seele vom christlichen Glauben abwendig machen können. Ja die Noth der Zeit hat es zur Sitte gemacht, bei den Sachsen wenigstens, die Kirche mitten im Orte oder auf einem Berge kastellartig mit dicken Mauern zu umgeben, und sie mit schmaler Thür und schießschartenartigen Fenstern versehen, so daß sie gewissermaßen als Gemeindeburg dienen konnte. Sobald das Kriegsgeschrei durchs Land ging, und sobald türkische Truppen sich zeigten, flohen Heerden und Frauen in unwegsame Gebirgsschluchten oder in das Innere der dichten Wälder, wogegen die Männer sich bewaffneten, in das Kirchenkastell eilten, die Eingänge zu demselben verrammelten und den Ungläubigen einen hartnäckigen Widerstand entgegen setzten, in Folge dessen dieselben oft schimpflich abziehen mußten. Mochten die weichenden Feinde auch im Zorn die Dörfer anzünden und Wehrlose, die ihnen begegneten, ermorden, so reichte der tapfere Widerstand der streitbaren Völker Siebenbürgens doch hin, das Land von türkischer Besatzung und türkischem Einflusse frei zu

halten. Auch die Reformation verbreitete sich ohne Bürgerkrieg und Parteiverfolgungen ruhig im Lande, da es Jedem gestattet war, seiner Ueberzeugung zu folgen und Gott auf eine Weise anzubeten, die ihn befriedigte.

Was die Bewohner des schönen Berglandes anlangt, so haben wir die Ungarn und Zigeuner bereits in Ungarn kennen lernen und übergehen sie daher jetzt, obschon hier wie dort jeder District seine besondere Eigenthümlichkeit in Sitte und Tracht zu haben pflegt. Wir gedenken daher nur der Walachen, Sachsen und Szekler.

Die Walachen haben diesen Namen von den Slaven erhalten, welche jeden Romanen Wlach nennen, wie denn auch seit dem frühen Mittelalter in Deutschland die Romanen Wälsche genannt wurden. Die Walachen oder Rumänen, wie sie sich als Abkömmlinge der Römer nennen, bewohnen den südlichen Theil der Bukowina, den größten Theil von Siebenbürgen, das östliche Ungarn, einen Theil der Militärgrenze, einzelne Districte Südrußlands, des östlichen Serbiens, die Moldau und Walachei und einige türkische Provinzen, besonders Albanien, Macedonien und Thessalien. Die Sprache der Walachen ist ein Gemisch von dacischen, römischen und slavischen Elementen; wenn jene beiden ersten vorzugsweise den grammatischen Bau der Sprache bestimmten, so gaben die slavischen Sprachen ein reiches Material von Worten und die bulgarische die Buchstabenzeichen her. Die tausendjährige Unterdrückung, in welcher die Walachen gelebt haben, hat sie geistig und leiblich träge gemacht. In Siebenbürgen gehörten sie nicht zu den politisch berechtigten Stämmen, durften nur in besondern Vorstädten wohnen, oder bauten unregelmäßig angelegte Dörfer mit armseligen Strohhütten und lebten von Viehzucht oder nachlässig betriebenem Ackerbau. Die Schafherden der Walachen bevölkern nicht nur die Gebirgsweiden des Landes, sondern ziehen im Winter bis weit hinein ins türkische Gebiet, da die türkische Regierung im Karlowitzer Frieden den siebenbürgischen Viehökonomen das Recht hat einräumen müssen, die Herden auf ihrem Gebiete weiden zu lassen. Der Walache ist schlank und schön gewachsen, dabei gelehrig und hat da, wo er in der Nachbarschaft der Sachsen sich ansiedelte, von diesen Reinlichkeit und regere Thätigkeit angenommen. Bei den großen Veränderungen, welche im Kaiserstaate in neuester Zeit vorgenommen sind, da man jeder Nation gerecht und jeder Nationalität zur gesetzlichen Entwickelung ihrer Eigenthümlichkeit behülflich sein will, ist mit Gewißheit zu erwarten, daß die österreichischen Walachen in die Reihe der gebildeten Völker eintreten werden.

Die nationale Tracht der Walachen ist nach den einzelnen Landestheilen, und oft nach einzelnen Ortschaften etwas verschieden, im Ganzen aber doch ziemlich uniform. Die Mädchen und Frauen der Walachen kleiden sich ganz in bunte Gewänder, wobei eine oder meist zwei Wollschürzen, die an der Grenze des Banates fast nur aus herabhängenden bunten Fäden bestehen, über das lange Hemd um den Leib gebunden werden. Die Hemden sticken sie aus und legen meist ein buntgesticktes Pelzleibchen um den Obertheil des Körpers. Ein buntes Tuch windet sich nicht selten um Kinn und Stirn, während der Kopf bei den Frauen

und bisweilen auch den Mädchen mit einem meist weißen Tuche dach= oder turbanartig bekleidet, bisweilen mit einem dunkelblauen oder bunten Tuche einfach umschlungen wird, oder die Mädchen ihre reichlichen Haarflechten oben gerade oder schief um den Kopf nehmen und mit Blumen zieren, und vorne bisweilen einige dünne Locken herabhängen lassen. Sandalenartige Schuhe, aus einem Stück Leder mit schmalen Riemen befestigt, bekleiden die Füße. Der Mann dagegen trägt einen breitkrämpigen Hut, eine hohe oder runde Pelzmütze, ein Hemd bis fast zu den Knien, das mit einem breiten Ledergürtel um den Leib festgezogen wird. Dieser Gürtel dient als Geldbörse und Tabaksbeutel, ferner für den Feuerstein und Stahl und enthält auch die kleine Scheide mit Messer und Gabel. Der Walache liebt ein langes schlafrockartiges weißes oder schwarzes Oberkleid mit niedri=



Walachische Bauern.

gem Stehkragen, eng anliegende Beinkleider, die bis zu den Knöcheln reichen, wo sie von den Riemen der Sandalen umschnürt werden oder in meist kurzen Stiefeln stecken. Im glatt geschornen Gesicht fehlt nie der langgezogene Bart auf der Oberlippe, nur Greise und Geistliche tragen den langen Vollbart.

Wohl bekannt in Ungarn, in Siebenbürgen wie in der Walachei ist der walachische Fuhrmann, der trotz der oft sehr mangelhaften und bei Regenwetter kaum gangbaren Straßen den Großhandel zwischen Pesth und Bukarest vermittelt. In den Waarentransport haben sich die verschiedenen Nationen Ungarns getheilt. Langsam fahrende Deutsche und Kroaten besorgen den Waarenverkehr in den Landstrichen südlich von der Donau; slavische Gespanne von 4—5 Pferden, die vom Sattel aus durch einen kleinen Knaben unermüdlich zum Ziehen angetrieben werden, während der Fuhrmann bedächtig neben den Pferden oder hinter dem

Wagen hergeht, ziehen von den Donaustädten nach den Bergstädten. Schnell legt der behende Ungar mit seinen kleinen 5—6 Pferden vor dem Frachtwagen die Strecken von Pesth nach Wien oder Arad zurück, da er stets in sausendem Galopp daher stürmt, wenn er leer nach Hause zurückkehrt. Am originellsten ist aber das Fuhrwerk des Walachen, wie es v. Pronay so anschaulich geschildert hat.

„Die walachischen Fuhrleute sind stämmige, breitschultrige Gestalten, deren Tracht aus einem langen schmutzigen Hemde besteht, welches bei der Abreise rein angezogen, aber auch bis zur Heimkehr nicht gewechselt wird, und über die grobe enge Tuchhose bis zum Knie reicht. Im Sommer tragen sie breitkrämpige Hüte, im Winter Pelzmützen, deren Form den persischen ähnlich ist; außerdem große Stiefeln, die ihnen einen schwerfälligen Gang verleihen. Im Ganzen sind die Walachen keine arbeitsamen Leute und lieben nebenbei die geistigen Getränke; daher es denn kommen mag, daß sie das Fuhrmannsgeschäft gern betreiben, indem ihnen dadurch Gelegenheit geboten wird, sowohl der häuslichen Arbeit auszuweichen, als auch ihrer Kehle zu genügen. Denn in einer walachischen Bauernfamilie ist ohnehin nur das Weib das Triebrad des Hauses; sie ist es, welche die ganze Haushaltung in Bewegung setzt; denn sie kocht, wäscht, spinnt, versorgt das Vieh im Stalle und spannt es ein, wogegen der Mann erst, wenn Alles fix und fertig ist, seine Beine in Bewegung setzt.

„Die walachischen Fuhrleute pflegen jetzt (nach der Legung des Schienenweges) zwischen Szegedin, Arad und Siebenbürgen zu verkehren, indem sie von Arad meist Spiritus und Wolle, von Siebenbürgen Kotzen, Wolle, Unschlitt, Potasche und rohe Häute nach Szegedin an die Bahn um den Fahrpreis von 3—4 Gulden Conventionsmünze für den Centner zuführen. In Szegedin angelangt, halten sie gewöhnlich zwei Tage Rasttag, wo sie sich während dieser Zeit bei den Speditions- und Großhandlungshäusern um die Rückfrachten für Arad, Siebenbürgen und das Fürstenthum Walachei, da ein großer Theil der Waaren auch nach der Walachei abgesetzt wird, umsehen. Dann laden sie meistens Manufactur-, Specerei- und Colonialwaaren, bisweilen aber auch andere Gegenstände und erhalten dafür an Frachtgebühr je nach Beschaffenheit der Waaren und der Distanz, wohin sie dieselben führen sollen, per Centner 3—8 Gulden Conventionsmünze.

„Die walachischen Fuhrleute fahren zu jeder Jahreszeit mit ihren Fuhrwerken und scheuen den Wechsel der Witterung durchaus nicht, nachdem sowohl sie als auch ihre Pferde derart abgehärtet sind, daß sie jedem ungünstigen Wetter trotzen können. Sie sind größtentheils im Besitze von 2—3 Wagen. Jener, der drei Wagen besitzt, hat beständig zwei Fuhrwerke unterwegs, und zwar wenn das eine in Szegedin verladet, verladet das andere in Arad oder Siebenbürgen, welche sich regelmäßig auf der Straße begegnen, wo sie sich gegenseitig Kunde ertheilen, und dann jedes seinem Bestimmungsorte zueilt. Sobald das von Szegedin zurückkommende Fuhrwerk zu Hause anlangt, so ladet das bereits zu Hause rastende wieder Frachten für die Theißstadt, und so löst, um sich zu erholen, eins das andere ab.

„Die Bespannung eines walachischen Fuhrwerks besteht gewöhnlich aus 8—12 Pferden, und somit ist ein solcher Fuhrmann im Besitze von 20—30 Pferden, welche er um so viel leichter unterhält als jeder andere Fuhrmann, da der Walache, so lange es nur die Jahreszeit erlaubt, für seine Pferde die Hutweiden an den Straßen benutzt, woran jene gewöhnt sind. Man findet sehr häufig Wagen auf der Straße ausgespannt, in deren Nähe die Bespannung weidet, während die Fuhrleute um einen Kessel herumsitzen, um einen aus Kukurutzmehl, welches sie mitführen, zubereiteten dicken Brei (die Polenta der Italiener), zu verzehren, dem sie rohen Speck oder Käse und Zwiebel mit Salz beimischen. Ihre Wagen sind kurz, breit und hoch, dabei stark gebaut, und auf dieselben laden sie je nach Beschaffenheit der Waaren in den Wintermonaten 20 bis 30 Centner, in den Sommermonaten bei guten Straßen aber auch 30—40 Centner. Es ist staunenswerth, wenn man die zwar zahlreichen, aber kleinen abgemagerten Pferde, die vor einem solchen stark beladenen Wagen eingespannt sind, ansieht, wie sie denselben bei den theilweise schlechten Straßen nach seiner Bestimmung schaffen können. Und es ist nicht selten, daß der walachische Fuhrmann, seine Peitsche schwingend, ganze Strecken mit seinen Pferden schwer beladen im Trab fährt. Höchst auffallend ist das Glockengeläute eines walachischen Fuhrmanns, indem dessen meisten Pferde Glocken (häufig nur aus Eisenblech) von verschiedener Größe um den Hals hängen haben, welches Geläute schon von Weitem sowohl auf der Straße als in der Stadt die Ankunft eines walachischen Fuhrmanns anzeigt. Dies Gespann mit dem Glockenspiel, dem kurzen hohen Wagen, mit den vielen Pferden und mit dem zu Roß im langen Hemde sitzenden Walachen hat viel Originelles."

Die Magyaren Siebenbürgens haben mehr von Sitten, Bräuchen und Trachten der Ahnen beibehalten als ihre Stammgenossen in Ungarn, am meisten aber die Bewohner von Kolataszeg, welcher Landstrich sich 8 Meilen lang an der Landstraße von Großwardein nach Klausenburg hinzieht und in Banfi-Hunyad seinen Hauptflecken besitzt. Der Mann bekleidet seine Füße mit langschaftigen schwarzen Stiefeln, die Beine mit der weißen Linnenhose, die Brust mit einer stattlichen Weste, auf welcher große Blumen mit lebhaften Farben eingewebt sind, und aus welcher ein buntes Tuch hervorschaut. Zwanglos ist ein schwarzes Halstuch mit buntem oder goldfransenem Rande unter dem weißen Hemdenkragen um den Hals geschlungen, und ein mächtiger Hut mit einem frischen Blumenstrauße beschattet das glatt rasirte Gesicht, welches ein spitz gedrehter Schnurrbart ziert. Führt er eine Braut zum Altare, so schmückt sich diese mit einem silbernen, diademartigen Kopfputze, an welchem bunte Steine und Glas blitzen, wogegen hellfarbige Bänder vom Scheitel neben den doppelten Haarflechten auf die Schultern niederflattern. Das Halskräglein mit den ausgehenden Brustfalten ist rosenroth eingefaßt und wird von einem schwarzseidenen Halstuche umspannt. Ihre Weste gleicht der des Bräutigams, rosenrothe Achselbänder legen sich über das schneeweiße Hemd, das bis zu den Ellbogen reicht, eine dunkle Schürze mit farbigem Rande verhüllt das Unterkleid, dagegen hängen bunte Tücher über ihren rechten

Arm, dessen Hand einen frischen Rosenstrauß hält, rothe Saffianschuhe bedecken die Füße bis über die Wade, und am Gürtel ist ein Dolman mit buntem Besatze befestigt. Die Gebräuche bei der Brautwerbung sind slavisch, die Hochzeit selbst dauert vom Dienstag bis Sonnabend, da an jedem Tage bestimmte Feierlichkeiten vorgenommen werden müssen, worauf die kirchliche Trauung das Fest schließt. — Auch die Bewohner des reizend gelegenen Tococzkó, die vor Zeiten aus Ober-

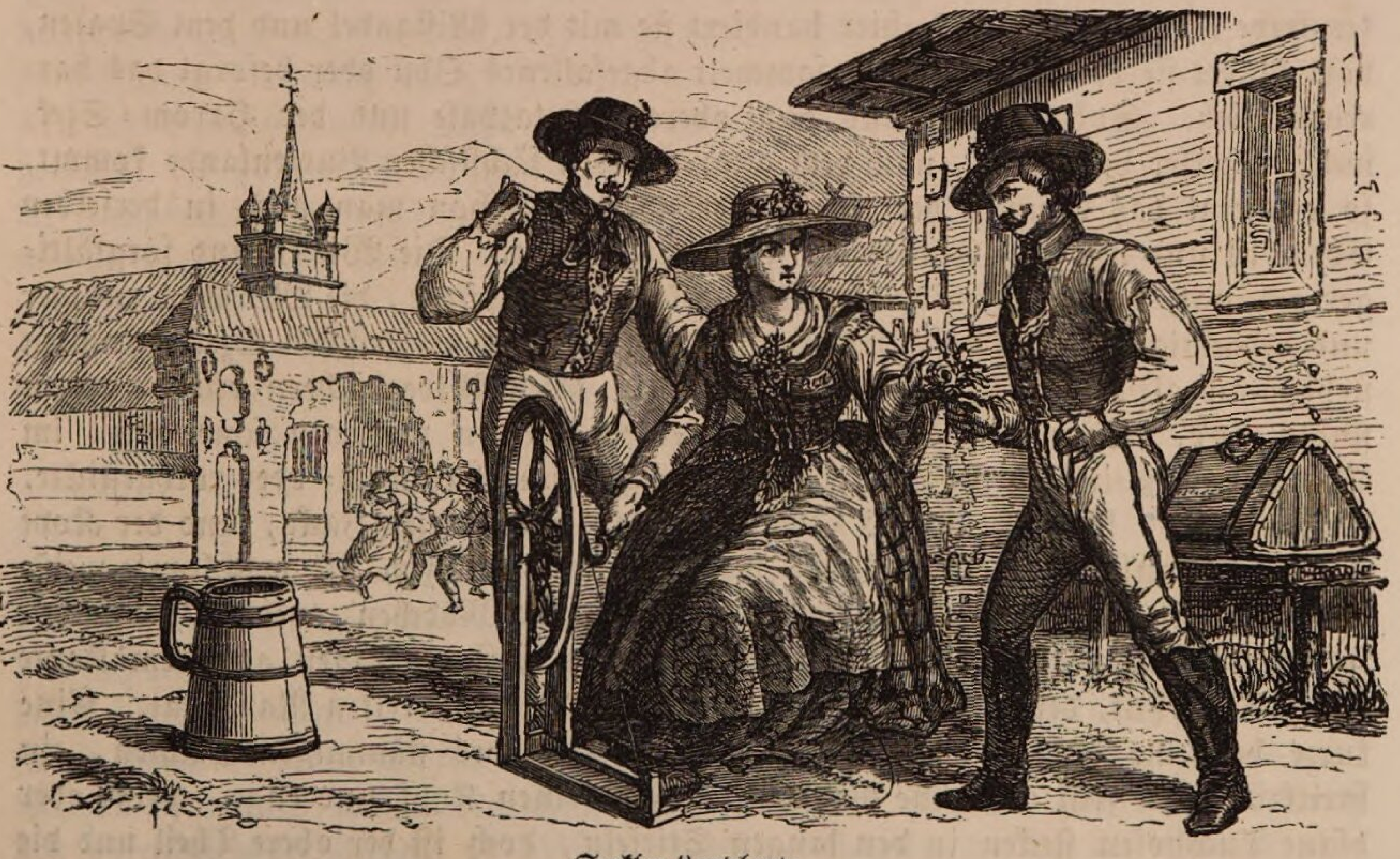


Magyarische und Szekler Edelleute.

österreich eingewandert sind, haben magyarische Tracht angenommen und die alten Gebräuche bei Festlichkeiten beibehalten. Die Szekler sind zwar Stammverwandte der Magyaren und haben daher in Sprache, Tracht und Gebräuchen vieles mit ihnen gemein: da sie aber lange von ihnen getrennt und zeitweise unter türkischer Oberlehnshoheit lebten, so haben sie manches Uralte beibehalten. Sie bewohnen etwa 440 Dörfer, 1 königliche Freistadt und 10 kleinere Städte, und zeichnen sich vor den Magyaren durch Strebsamkeit und zähe Ausdauer aus,

nicht minder ehrenwerth sind sie durch den Kriegsruhm kühner Tapferkeit. Unter Pongracz besiegten 500 Szekler ein türkisches Heer von 24,000 Mann. Nach den schweren Arbeitstagen der Bewirthschaftung der Aecker oder der Pflege der Heerden lieben sie frohe Feste bei Musik, Tanz und Wein, besonders festlich aber geht es bei der Taufe und bei Hochzeiten her, die unter umständlichen Ceremonien gefeiert werden.

Die Szekler, von denen wir später Mehreres mittheilen werden, gleichen in ihrer Kleidung und kriegerischen Haltung ganz den Magyaren, bewohnen auch gleich diesen große weitläufige Dörfer mit breiten Straßen und kleinen Häusern, die sammt dem Hofe von einer Bretterwand eingezäunt sind, so daß über diesen Zaun nur das Dach des Hauses und der nie fehlende Brunnenschwengel heraus-



Szekler Landleute.

schauen. Auch ihre netten Städtchen haben einen dorfähnlichen Charakter, da sie sehr weitläufig gebaut werden. Weil wir Gleiches bereits in Ungarn geschildert haben, so können wir uns zu dem interessanten Sachsenstamme wenden, welcher den Süden Siebenbürgens und einen District im Nordosten inne, und in Tracht, Einrichtung und Sprache viel Alterthümliches streng bewahrt hat.

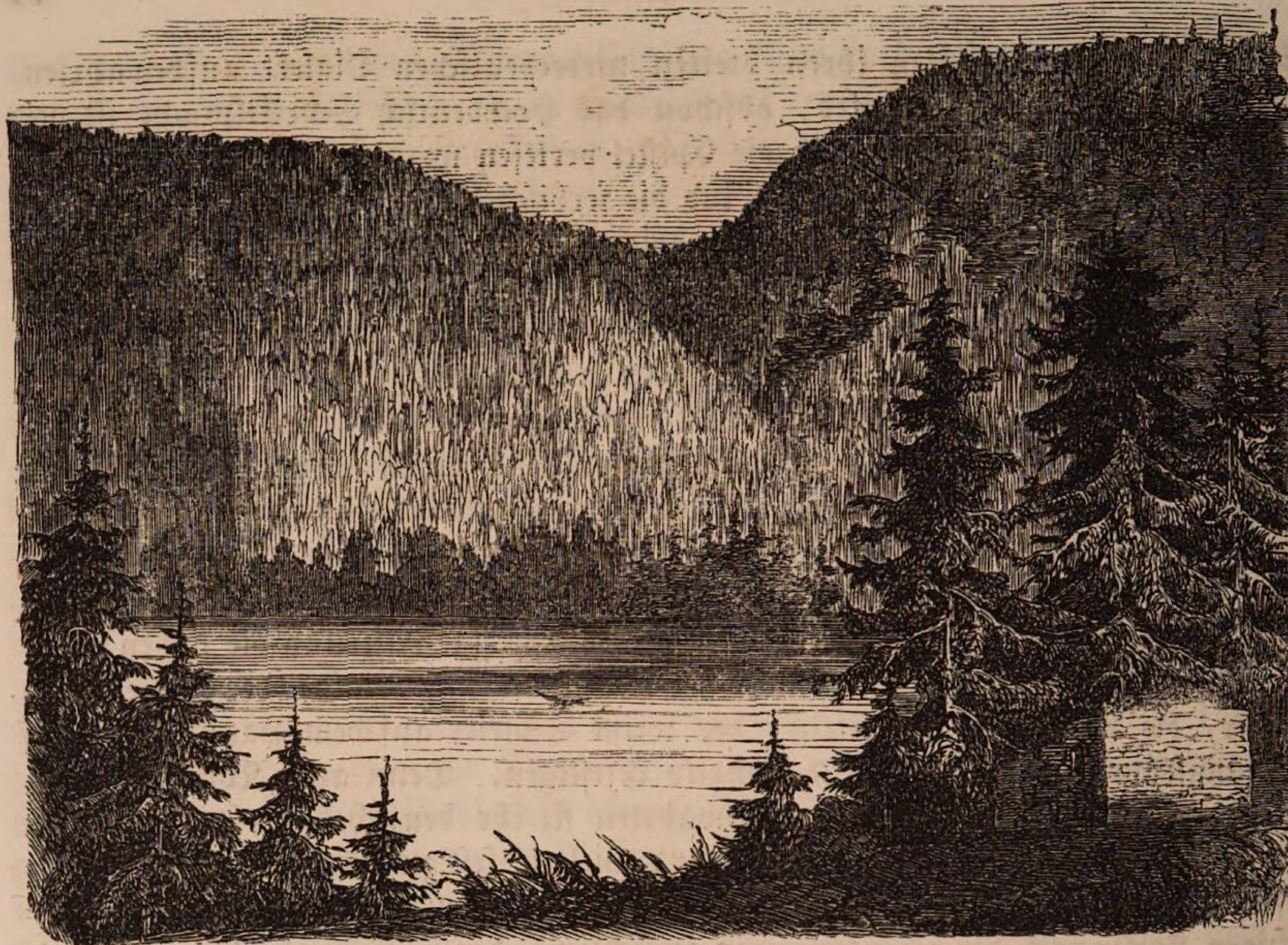
Wenn man im Szekler- und Magyarenlande meistens um ein Herrenhaus die strohgedeckten Hütten der dienstbaren Bauern sieht, was an die scharf hervortretenden Standesunterschiede in dem sogenannten „freien“ Lande erinnert, so tritt im freien Sachsenlande dagegen behäbige Wohlhabenheit der gesetzlich gleich gestellten Bewohner als Charaktermerkmal hervor. Die Dörfer haben fast nur steinerne Häuser, bei denen der Blumengarten mit Hyacinthen, Tulpen, Narcissen,

Levkoien, Nelken, Rosen, Astern, Syringa (hier Lorbeern genannt), Majoran und Rosmarin nicht fehlen, da die Sachsin mit dem Strauße in der Hand Sonntags zur Kirche zu gehen gewohnt ist. Obstgärten schlingen um die freundlichen Sachsendörfer einen grünen Rahmen, aus dem heraus die weißen Dachgiebel oder Fenstereinfassungen heiter herausschauen. Ein frommer Spruch über der Hofthür oder der Name des Erbauers und die Jahreszahl des Baues sind aus dem deutschen Nordwesten gleichfalls als volksthümliche Sitte mit eingewandert. Draußen auf dem Felde erkennt man beim Pflügen, Eggen, Säen und Mähen den unverdrossenen Deutschen, der gewissenhaft, bedächtig, aber auch ausdauernd arbeitet, wobei ihm die Hausfrau tüchtig beisteht. Hier lenkt sie, die Füße durch lange ungarische Stiefeln geschützt, den Dünger- oder Heuwagen kühn über Gräben und holprige Furchen, dort sitzt sie nach Männerart auf dem linken Hinterpferde des Viergespanns, hier handiert sie mit der Mistgabel und dem Spaten, dort bindet sie behend Garben, sammelt abgefallenes Obst oder besorgt das harrende Vieh. Sobald man aus dem oberen Alutathale und der Harom-Szek, welche Szekler bewohnen, nach dem angrenzenden sächsischen Burzenlande kommt, so erscheint das Aeußere der Dinge verändert, obschon man noch in derselben Ebene ist und nur eine Flußbrücke überschritten hat. Die Wiesen sind sorgfältiger gedüngt, die Aecker mit mehr Aufmerksamkeit gepflegt, die Menschen ruhiger und bedächtiger, die Dörfer freundlicher. Statt der malerischen Szeklertrachten sieht man altmodige Kleidungen, wie sie in alten Bilderbüchern etwa noch zu finden sind. Denn die Frauen tragen einen faltigen wollenen schwarzen, im Sommer weißleinenen Rock ohne Leib, dagegen wird das weiß- oder rothgestickte, langärmelige, bloße Hemd des Oberleibes von einer kurzen Jacke, und der Kopf mit einer Haube oder einem Tuche bedeckt, unter welchem oft geschlingte weiße Leinwandspitzen hervorstehen. Die unverheiratheten Mädchen, welche ihre flachsfarbenen Flechten lang den Rücken hinabhängen lassen, tragen auf dem Kopfe einen Strohhut, der einen kleinen Kopfdeckel und einen breiten Rand hat. Eine kurze bequeme Jacke von Tuch ziert den Oberleib des stämmigen Sachsen, ein breitkrämpiger Filz oder eine Pelzmütze schützt seinen Kopf und enge, weiße oder blaue Tuchhosen stecken in den langen Stiefeln, doch ist der obere Theil und die Seitennaht der Hosen mit hellblauen oder rothen Bandschnüren besetzt und an der engen Weste reiht sich Metallknopf an Metallknopf. Will er sich noch etwas herausputzen, so steckt er an die Seite der Kopfbedeckung einen Blumenstrauß. Tritt man in eine der sächsischen Land- und Hauptstädte, so meint man in eine mittelalterliche Provinzialstadt gekommen zu sein. Denn die Straßen sind enge, oft winklig, die steinernen Häuser mit Erkern, Nischen, spitzen Giebeln, gothischen Thüren und engen Fenstern versehen, die Kirchen in gothischem Geschmack aufgebaut, das Rathhaus mit Treppen, Erkern und gothischen Zierrathen geschmückt, wie man es am Rheine hier und da straßenweise zu sehen bekommt.

Das Räthsel, das mittelalterliche Niederrheinland in den abgeschiedenen Thälern der Donauzuflüsse wieder zu finden, wird gelöst, wenn man sich erinnert, daß Niederdeutsche vor langen Jahrhunderten hier einwanderten und neben ihren

Sitten und Gewohnheiten ihren breiten niederdeutschen Dialekt aufbewahrten, in welchem auch gepredigt wird, obschon das Hochdeutsch Schriftsprache ist und in ihr auch das Evangelium und die Epistel verlesen werden. Als Siebenbürgen durch innere Kriege entvölkert war, lud die serbische Fürstin Helena, des blinden Bela Gemahlin, die für ihren minderjährigen Sohn, Geisa II., regierte, 1143 deutsche Bauern zur Ansiedelung ein, indem sie ihnen Land und Freiheiten versprach. Es folgten diesem Rufe besonders Bauern aus Ost- und Westphalen, Schwaben und Flamländer, die sich theils in Ungarn, theils in Siebenbürgen niederließen, und von Andreas II. 1222 einen Freiheitsbrief erhielten, der ihnen neben manchem Vorrechte selbstständige Verwaltung durch selbstgewählte Beamte zusicherte. An diese Abstammung von den Rheingegenden erinnern noch die enge Hose von weißlichem Tuche, die Lederweste mit farbigen Blumen und Borten, der breite Ledergurt um den Leib, der weißtuchene Ueberwurf mit schwarzem, rothem oder blauem Vorschuß an den Nähten, der breitrandige Filz und die hohen Stiefeln des Burzenländers, nicht minder der Frauen faltige Röcke, der weiße Tuchspenser, die hohen Mannsstiefeln, der weiße Schleier auf dem Haupte, worauf die Jungfrauen schwarzsammetne Tschacko befestigen. Denn auf „Königsgrund", wie die Sachsen ihr Land nennen, bewahrten sie ihr deutsches Wesen, ordneten ihre Gemeinden nach deutscher Weise und hielten fest zusammen. Das Zunftwesen verbreitete sich von den Städten aufs Land, erzeugte aber auch einen engherzigen Kastengeist, der jeden Fremden ausschließt, denn „et äß aser Eener" nicht.

Bei den Sachsen hat sich das Corporationswesen in seiner mittelalterlichen Strenge erhalten, sogar in der Kirche hat jede Corporation ihren Platz, weshalb Lehrlinge, Gesellen und Meister geschieden werden. Auf den Dörfern schließen sich Nachbarschaften, Bruderschaften und Jungfrauengemeinschaften zusammen, und da diese Genossenschaften auf sittlichen Wandel ihrer Mitglieder halten, so hat sich unter den Sachsen eine strenge Sittenreinheit und ein schönes Familienleben lebendig erhalten, welche mit strebsamem Gewerbfleiße und reger Landwirthschaft Hand in Hand gehen. Doch schwand leider der rührige Kaufmannsgeist, welcher die deutsch-siebenbürgische Landschaft im 15. und 16. Jahrhundert durch den orientalischen Handel so blühend machte, längst, da der Welthandel eine andere Richtung nahm. Außerdem bewahrten die Sachsen ächte deutsche Frömmigkeit; daher ist eine schön gebundene Bibel ein Familienheiligthum, welches in keinem Hause fehlt. Alle Familien- und Kirchenfeste feiert man im Kreise der Verwandten und durch ein gemeinsames Mahl, dem Tanz und heitere Unterhaltung folgen, ebenso sind Leichenbegängnisse Angelegenheiten der ganzen corporativen Nachbarschaft, die aus lauter Verwandten besteht, ja manchmal betrachtet sich ein ganzer Ort als geschlossene Familie.



Der Annensee.

II.

Nachdem wir von den einzelnen Völkerschaften Siebenbürgens gesprochen haben, entwerfen wir in Umrissen eine Zeichnung der geographischen Verhältnisse, indem wir uns eingehendere Schilderungen für den nächsten Abschnitt vorbehalten. Die östlichste Karpathenfeste des Kaiserthums umfaßt einen Raum von 1054.8 österreichischen oder 1102.8 geographischen Quadratmeilen mit mehr als 2 Mill. Einwohner. Das ganze Kronland ist ein Gebirgsland, dessen Ränder von Gebirgszügen wie von Mauern eingefaßt werden, dagegen es nach Innen zu sich senkt, obschon auch diese Ebenen von Hügeln und Bergreihen durchzogen sind, so daß man eigentliche Ebenen nur an den größeren Flüssen findet, besonders an der Aluta, an welcher das sächsische Burzenland und gegenüber der szekler Haromszek mit ihren Getreidefeldern und Wiesen sich ausbreiten. Eine Anschauung von den malerischen Formen, welche die Thäler annehmen können, giebt das beigegebene Bild: Thal von Burgos.

Südlich der Theißquellen erweitert sich der Karpathenzug zu einem ausgedehnten Hochlande mit hohen Randgebirgen, ein unregelmäßiges Viereck von etwa 1200 Quadratmeilen bildend, dessen längste Seite 60 Meilen mißt. Aus der 300 Fuß hohen walachischen Ebene im Süden steigt es schnell empor, da der mittlere Kamm des fogarascher Gebirges in einer Entfernung von 10 Meilen

bereits 6000 Fuß hoch ist, dagegen nimmt es gegen Westen und Ungarn hin nur nach und nach an Höhe zu, denn von der 520 Fuß hohen ungarischen Ebene liegen die 4500 Fuß hohen Biharergebirge 10 Meilen entfernt. Von beiden Seiten steigen die Vorberge hier sanfter, dort steiler zu den Hauptjochen auf, die theils grade, theils ausgebuchtet verlaufen und hier und da in Kuppeln und schroffen Gipfeln emporragen. Die Hauptjoche erheben sich meist aus hochgelegenen Thälern, bilden einfache Ketten und umschließen als breiter, mächtiger Felsendamm mit geringer Unterbrechung das eigentliche innere Hochland, welches an den meisten Stellen 250—600 Fuß, im Osten sogar 1200—2000 Fuß höher liegt, als die von ihm ausgehenden Thäler bei ihrem Austritte in die Niederung. Im Osten fällt das Gebirge prallig ab, im Westen und Süden geht es allmählich (etwa 4 Meilen von der Grenze) in Bergketten von mäßiger Höhe über. Das Mittelland zeigt nirgend ebene Strecken, sondern besteht aus einer Verbindung von Thälern und zwischen ihnen von Hügeln und Bergzügen, die zu einer relativen Höhe von 300—800 Fuß (einige sogar auf 1000 Fuß) aufsteigen. Nur im Nordwesten streicht ein höherer Gebirgsgürtel mit ähnlichen Vorbergen ziemlich weit ins Innere. Die Mittelhöhe des ganzen Hochlandes läßt sich annähernd auf 1400 Fuß ansetzen. Mit seinem größten Theile dacht es sich gegen Westen und Südwesten und mit wenig mehr als einem Viertel seines Flächenraums gegen Osten und Süden ab.


Thal und Höhle von Burgos.

Als Ränder dieses Hochlandes machen sich vier Höhenzüge besonders merkbar. Der südliche Höhenzug, der höchste und wildeste, aber am wenigsten breite,

beginnt südlich von der Fekete-Ügy, streicht südlich der Alt oder Aluta bis zur mittleren Maros und wird von dem Alt durchbrochen im sogenannten Rothenthurmpaß, welcher in die Walachei führt. Auf diesem Höhenzug erheben sich im Burzenländergebirge der Tschukasch 6227, der Butschetsch 7952, der Königstein 7101, im Geisterwald der Zeidnerberg 4090, im Fogaraschergebirge die Wunatara Butianu 7961, der Negoi 8060, im Zibingebirge die schwarze Koppe 6783, die Fromoatsa 7168, der Schurian 6518, in der Paringulkette der Skläwoi 7670, im Strellgebirge endlich der Retjesatt 7854 Fuß hoch.

Der östliche Höhenzug, an Höhe und Natur dem westlichen ziemlich gleich, zeigt in der Regel einen langen, sanft aufsteigenden, oben stark abgerundeten Rücken mit kuppigen Gipfeln (dem Mezöhavas 5627 Fuß, im Gyergyoer Gebirge, dem Nagyhagymas 5681, dem Budös 3578 im Csiker Gebirge, und dem Lakocza 5641, wie dem Oitoser Paß 2804 Fuß im Bereczker Gebirge).

An der Maros- und Altquelle hat er seinen Mittelpunkt und folgt ihnen nach Norden und Süden. Im Norden der Quelle der großen Szamos bis zu deren Austritt in die Niederung dehnt sich ein Höhenzug aus, der hier und da Alpennatur zeigt, im Guttin auf dem Laposchgebirge 4500, im Ziblesch 5756, im Wurwu Omlui des Rodoner Gebirges 6192 und im Kuhhorn 7160 Fuß hoch steigt. Die Senkung des Hochlandes nach Westen zu bildet den vierten Höhenzug, durch dessen Spalten die Theißzuflüsse rinnen, sein mittlerer Theil, das siebenbürgische Erzgebirge hat zahlreiche wilde Schönheiten in seinen Trachyt-, Kalk- und Basaltbergen; hier steigt Haito oder Halteu 3392, Vulkan 3999, Bihar 5828, Piatra Tschaki 3835 und die Ruszka im Czernagebirge 4306 Fuß.

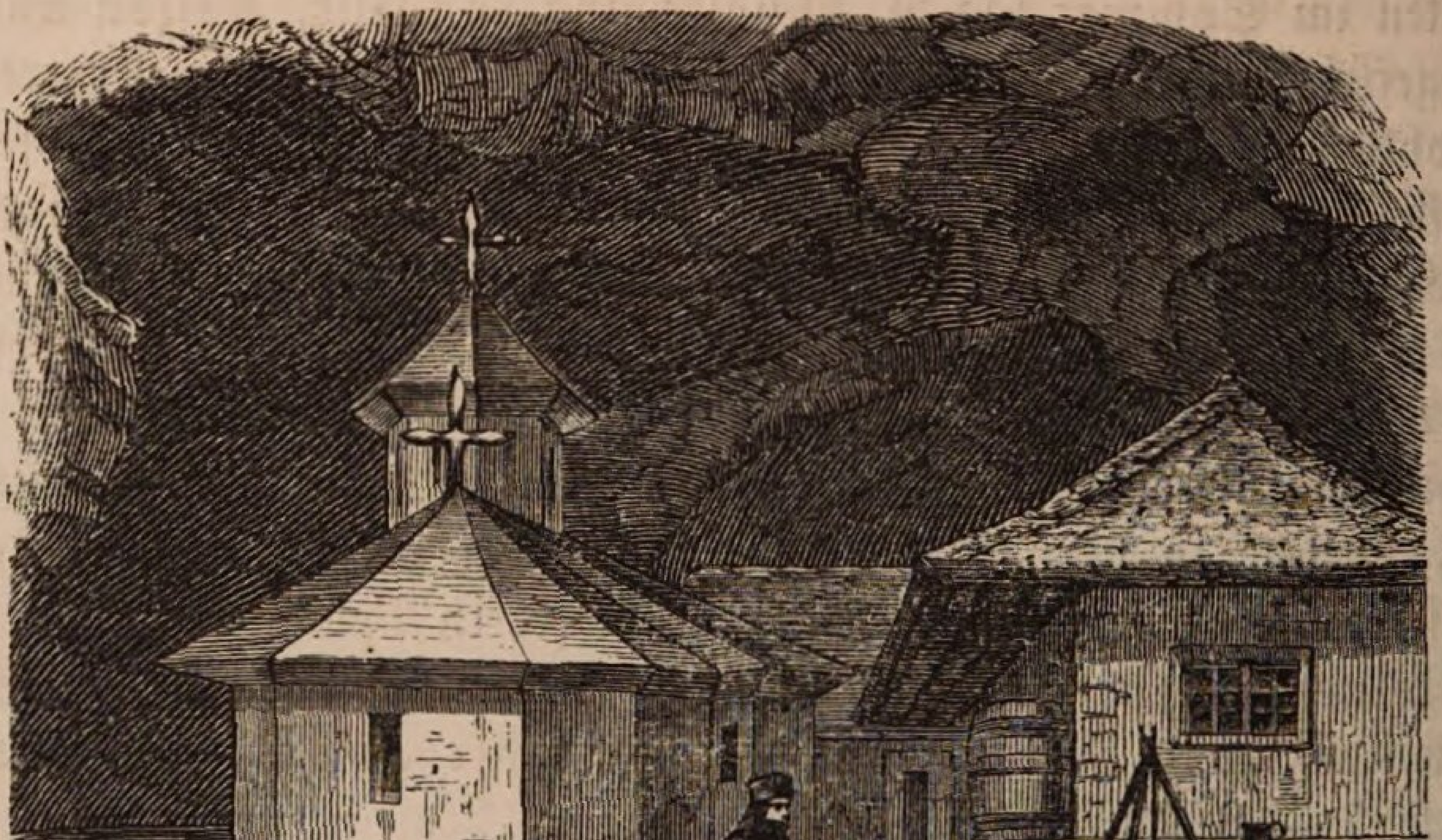
Der steilere Abfall dieser Ränder geht meist nach Innen zu; die höheren Gebirge sind auch die steileren und schmaleren. Die Kämme liegen verhältnißmäßig hoch und bieten wenige, aber tief eingeschnittene Sättel dar, die Gipfel steigen nicht bedeutend auf. Die Mitte des Landes erhebt sich um 1100 Fuß über die Theißebene, um 1200 Fuß über die walachische und 1300 Fuß über die der Moldau; dagegen reichen die Vorberge im Süden nur bis 1200 Fuß, im Norden bis 2500 Fuß und das Mittelgebirge bis 5400 Fuß. Im Innern des Hochlandes ziehen Landhöhen hin, welche bedeutend über die größeren Thäler emporragen; eine zwischen dem eisernen Thor und dem Querthale der Alt ist 17 Meilen lang, 6—8 Meilen breit und 1200 Fuß hoch; das Bergland innerhalb des Kranzes dieser Erhebungen besteht aus Molasse und neuerm Sandstein, erstreckt sich von Norden nach Süden 23—28 Meilen, von Westen nach Osten 15—20 Meilen und ist 2000—2500 Fuß hoch. Die Höhe der Bergzüge nimmt gegen den Ursprung der Gewässer hin zu, und es zeigen sich lange Rücken von sanft gerundeter Form und welligen Umrissen, die Gipfel bilden theils schön gerundete Kuppen, theils buchtige Glocken oder spitzige Kegel. Im Allgemeinen arm an Wasser und daher nur mit einigen unbedeutenden Seen geschmückt, trägt das Bergland doch einen dem Pflanzenwuchse ziemlich gedeihlichen Charakter. Der Annensee in der Nähe der Schwefelhöhle gehört zu den Naturschönheiten Siebenbürgens. Tief im Schweigen des Urwaldes verborgen, dessen riesige Buchen

und Tannen ihn beschatten und zugleich die Trümmer der Balvangos-Burg an seinem rechten Ufer in Laubdunkel hüllen, breitet dieser See seinen Wasserspiegel in tiefster Bergeinsamkeit aus, zu welcher nicht einmal ein Weg führt. Nirgends verräth eine Wohnung oder ein Fußsteig die Nähe einer menschlichen Wohnung, doch deuten Kreuze, die in die Rinde uralter Buchen geschnitten sind, die Richtung nach dem See hin an. Ein ungestörtes Naturleben entfaltet sich in dem 2 Stunden langen Urwald, den Vogelgesang durchschallt, das Wild zuweilen mit seinem Geschrei erfüllt, und dessen Boden abgestorbene oder vom Sturm gebrochene Baumriesen bedecken. Endlich erhebt sich der Zuckerhutkegel eines erloschenen Vulcanes, dessen Hänge dichter Wald umrauscht, dessen Oberfläche hohl beim Tritt des Wanderers klingt und in dessen Krater ein See blinkt, über den zuwei- eine dichte Nebelwolke lagert. Die waldbekränzten Berghöhen spiegeln sich in der krystallhellen Fluth des eirunden See's, der $^3/_4$ Stunden im Umfange mißt; hohe Buchen und Tannen umstehen seinen Rand, und ringsum steigen mächtige Berge hoch empor. Träumerisch steht eine Kapelle am See, an dessen dichtbegrastem Ufer ein klafterbreiter Pfad sich hinzieht, den von Strecke zu Strecke Kreuze und Altäre zieren, die von den hierher wallfahrenden Szeklern vor Zeiten kunstlos aus Steintrümmern erbaut sind, da hier das Fest der h. Anna jährlich gefeiert wird. Mitten im Sommer zog die Bevölkerung von Csik, Kaszon und Haromszek zum See, geführt von zweigbekränzten Kreuzträgern und von Pfarrern, um der Heiligen Loblieder zu singen, die mit dem Rauschen der Waldwipfel, mit dem Schrei des fliehenden Krammetsvogels und dem Kreischen des Birkhuhnes im weithin hallenden Echo sich vermischten. Vor der Kapelle sammelte sich die fromme Schaar, umzog den See unter Buß- und Gebetliedern, beugte sich in ehrfurchtsvoller Scheu vor den Kreuzen und Altären am Wege, und empfand mitten in der erhabenen Gebirgsnatur die Größe und Gnade des Weltenschöpfers um so tiefer. Die Sage, welche so gern die Naturwunder verherrlicht, hat auch dem kleinen Annensee angedichtet, er stehe mit dem Meere in Verbindung, da er bei heftig wehendem Winde gewaltige Wellen schlägt. In Wahrheit wird der See aber von einigen Quellen, von Regen- und Schneewasser genährt, hat am Ufer $^1/_2$, in der Mitte 7—8 Klaftern Tiefe.

Dabei ist das Hochland von zahlreichen Thälern durchfurcht, die meist nach Westen gerichtet sind. Die Längenthäler bilden auf weite Strecken hin die Scheide zwischen Gebirge und Bergland. Die bedeutendsten sind im Norden die Theißzuflüsse Szamos, in der Mitte Maros mit seinen Zuflüssen, den beiden Kockeln, dem Aranyosch, der Strell und Tscherna, die weiße Körös, im Süden das Altthal und die der beiden Schylflüsse. Nur wenige Pässe führen in das Land, die Hauptstraßen folgen den Flußthälern; wo die Flüsse schiffbar sind, dienen sie als Handelsstraße, und bald werden aus Ungarn herüber die Schienenwege der Eisenbahnen in das siebenbürgische Bergland hinein ziehen. Manche Pässe sind nur Karrenwege, andre durch Befestigungen gegen die Türkei hin gesichert. Der Vulkanpaß führt aus einem Donauthal (dem Schylthale) nach Hatszeg, der Maros aus dem Banate nach Broos und Karlsburg, der Rothenthurmpaß von der Walachei nach

Hermannstadt, von Kronstadt nach Bukarest der Törzburger, Tömöscher, Bozauer Paß; von Fokschani nach dem oberen Altthale gehen die Karrenwege durch den Oitos- und Gyimespaß, aus dem Thal der goldenen Bistritz zur großen Samosch der Borgopaß, der eine vom oberen Pruth kommende Straße mit aufnimmt; von Orsova nach Temesvar einerseits und nach Siebenbürgen andrerseits die Teregovaer und Slatinaer Schlüssel und bezüglich das eiserne Thor, das man nicht mit dem Eiserntħore (der Stromenge) der Donau im Banat verwechseln darf.

Neben den reizenden Thälern, an denen Siebenbürgen so reich ist, besitzt es auch kleine Eis- und Schneefelder in den Schluchten der Nordlehnen, welche der Sonne unzugänglich sind, und in der Thorenburger Spalte einen Engpaß von schauerlicher Erhabenheit und ernstester Wildheit. Eine Spalte klafft tief hinab zwischen schroffen Felswänden, so daß der Himmel nur als schmaler Streifen niederschaut, und der Reisende fürchten könnte, die Felsen möchten über ihm zusammenstürzen. Bei Felsö-Gyogy im Karlsburger Kreise rauscht ein Wasserfall vom Gebirge nieder, zu Runk hat sich eine Tropfsteinhöhle gebildet, wogegen die Höhle Zugo Wasserstoffgas ausstößt und im Biharer Gebirge Schwefeldämpfe aus einigen Höhlen aufsteigen, der Höllenmorast aber nur eine versumpfte Mineralquelle von einigen Klaftern Umfang und Tiefe ist.



Griechische Kapelle in der Höhle von Buczes.



Im Rothenthurmpaß.

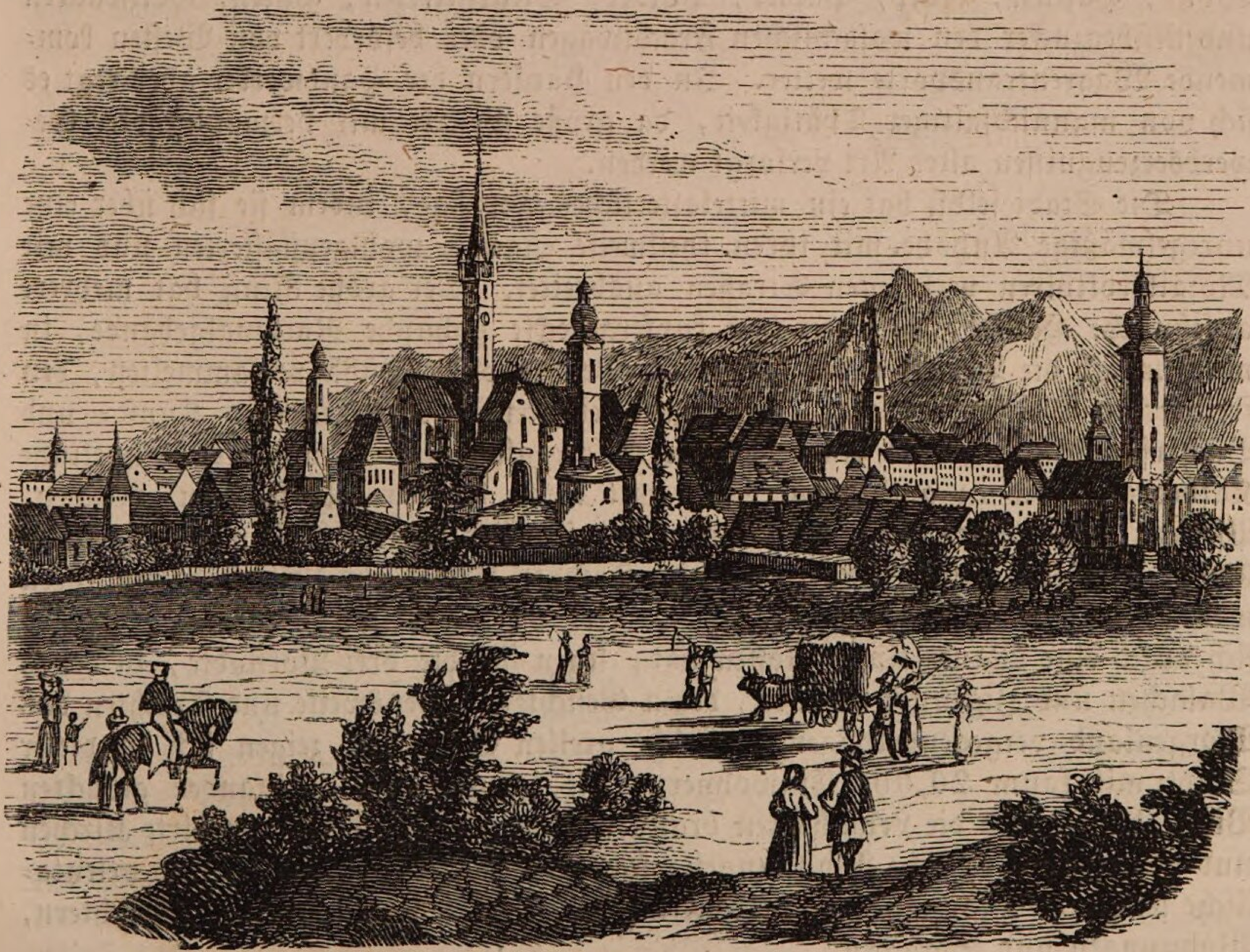
2. Städte und Landschaften des Sachsenlandes.

Siebenbürgen wetteifert mit den Alpen in Betreff seiner malerischen Landschaften, übertrifft sie aber in Rücksicht auf den Reichthum an Landesproducten. Dabei besitzt es eine Mannichfaltigkeit der Völker und Landschaften, wie sie sich nur in Ungarn wiederfinden, und die Erinnerungen an die Türkenkämpfe, die alten Festen, die Schlachtfelder und kastellartigen Dorfkirchen im sächsischen Theile, die Nachbarschaft des deutschen Mittelalters, wie es sich in den Erkern und Straßen der sächsischen Städte erhalten hat, neben der kriegerischen Rührigkeit der Szekler und den orientalischen Trachten der Walachen verleihen dem Völkerleben auf der abgeschiedenen Gebirgsinsel einen hohen poetischen Reiz. Wenn der magyarische Westen neben Viehzucht und Ackerbau besonders bergmänische Arbeiten pflegt, wenn der Szekler lieber Viehzüchter, der Walache Hirt ist, so wendet sich der Sachse vorzugsweise neben dem Ackerbau den Handwerken, der Industrie und dem Handel zu. Im Westen und in der Mitte des Landes wohnen zwischen der walachischen Hauptbevölkerung zerstreut die Magyaren, den Szeklern gehört der Südosten und den Sachsen der größte Theil des Südens und bei Bistritz ein Strich im Norden des Landes.

Als drei große und zahlreiche kleine Inseln liegen die sächsischen Bezirke über Siebenbürgen zerstreut, aber an den Eigenthümlichkeiten der Bauart und der Tracht der Bewohner, sowie an deren Gesichtsschnitt sind sie sofort als deutsche Kolonisten kenntlich. Ueber Thäler endlich und sanft geböschte Bodenwellen dehnen sich die Aecker aus, auf denen der Bauer im Sommer und Herbst von früh bis Abend emsig arbeitet. Hier pflügt er, dort fährt er Düngerhaufen auf, hier schwingt er die Sense über blumige Wiesen, während unter der emsigen Sichel der Frauen und Mädchen die Weizen- und Roggenhalme rauschend niederfallen, oder er pflegt die zahlreichen Bienenkörbe, deren Honig und Wachs ihm manchen Gulden einbringen. Hat er Zeit übrig, so bessert er die Landstraße aus, legt Gräben an, erhält die schön gewölbten Brücken in gutem Stande, oder er geht in den Eichenwald um Holz zu fällen, da er eine neue Scheune aufbauen will. Wenn er endlich des Abends heim kehrt, seine Rinderheerde gemolken und besorgt, seine kräftigen Ackerpferde abgeschirrt hat: so beginnt das Putzen der Geschirre, das Schmieren und Hämmern am Wagen, dann bessert er mit Schnitzmesser oder auf der Schnitzbank am Fuhrwerk, wo etwas schadhaft geworden ist. Während dem haben Frauen und Töchter auch nicht gefeiert, sie sind mit hinausgegangen aufs Feld, haben gejätet oder den Mais gehäufelt, haben am Weinberge die Rebe gepflegt oder auf der Wiese das Heu gewendet und getrocknet, haben nach dem jungen Vieh gesehen, die Küche besorgt, Milchgefäße gescheuert. Den Winter über, wenn draußen die Ackerarbeit ruht, schwirren Spinnrad und Spindel, sitzen Frau und Mädchen, an einigen Orten selbst die Männer am Webstuhl, um die Leinwand zu verfertigen, denn der Stolz des sächsischen Bauern besteht darin, Truhen und Kammern mit großem Vorrath an Wäsche zu füllen.

Freundlich sind die Dorflandschaften der Sachsen. Schattige Gehölze stehen auf den Höhen und schauen heiter ins Land hinein und empor nach den dunkelblauen Waldgebirgen des Horizontes. An den Bächen hinab zieht sich eine dünne Reihe schlanker Erlen oder stämmiger Weiden, die sich um blumige Wiesen wie eine lebendige Hecke stellen, wenn nicht Schlehen, wilde Rosen und andere duftige Strauchgewächse solche Scheidelinien bilden. Da weiden am Waldrande breitköpfige Rinder, tummeln sich auf der geschornen Wiese muntere Rosse, summen Bienen um die Blüthen der Waldbäume, schimmern in heißer Sommerluft die glitzernden Wellen der reifenden Getreidefelder, oder fliegt im Herbst der wohlbekannte Altweibersommer träge über die Stoppeln hin. Drunten aber am Bache dehnt sich das Dorf mit seinen einstöckigen Häusern aus, deren weiße Wände von Weinranken umwoben sind, so daß man die grünen Fensterladen kaum unterscheiden kann. Rosen, Levkoien, Nelken, Aurikeln, Tausendschönchen und Stiefmütterchen bilden im Blumengarten vor dem Fenster zierliche Beete, Kürbisse und Melonen kriechen am Boden hin, Himbeeren, Stachel- und Johannisbeeren rahmen die Gänge ein, wogegen im Obstgarten hinterm Hause saftiges Gras wuchert. Traulich stellen sich um das Wohnhaus herum, den Viehhof einschließend, Stall, Schuppen, Scheunen, Vorrathsgebäude, Keller und Brunnen, so daß jeder Bauerhof ein in sich fertiges Ganze bildet. Unterm Dach des Stalles blinkt

das blanke Geschirr, aus der Scheune duftet es nach frischem Getreide, Hühner, Gänse und Enten jagen sich auf dem Hof, Bienen fliegen wie Strahlen vom Bienenhause nach dem Blumengarten oder dem Gehölze, Kinder tummeln sich auf dem mit Sand bestreuten Wege vor der Hausthür. Ebenso ist das Nachbarhaus, des in einer Entfernung von 10—12 Schritt an der breiten Dorfstraße liegt; nirgends aber im Lande sieht man ein adliges Schloß oder eine Ritterburg, denn der Sachse kennt keinen Adel, weshalb er von den adelsstolzen Szeklern und Magyaren geringschätzig beurtheilt wird. Frieden, Segen, Tugend und Tüchtigkeit wohnen in diesen sächsischen Dörfern.



Hermannstadt von der Neppendorfer Wiese aus.

Besuchen wir nun auch einige sächsische Städte, und zwar Hermannstadt, die schönste Stadt in ganz Siebenbürgen. Ein Bauer soll sie mit einigen Landsleuten zur Zeit des h. Stephan gegründet und nach seinem Namen benannt haben. Bei den Türken hieß sie wegen der rothen Backsteinmauern die rothe Stadt. Wacker haben die Bürger Hermannstadts wider die Türken gekämpft, deren Sultan Amurad 1438 vor ihren Mauern durch einen Pfeilschuß sein Leben verlor, als er die Stadt mit 70,000 Mann belagerte; schreckliche Tage aber sah sie, als Gabriel Bathory sie durch Verrath eroberte und drei Jahre lang ein Blutregiment in ihr führte. Damals that es Noth, daß die Städte sich mit dicken Mauern und

Thürmen gegen ihre Feinde schützten, denn erst seit der Habsburger Adler sie unter seine Flügel genommen hat, bedurfte man der Mauern nicht mehr, die zerfallen und theilweise in Spaziergänge verwandelt sind. Auch Hermannstadt besitzt nur wenig durchlöcherte Mauerreste, dagegen rühmt es sich, wie alle übrigen sächsischen Städte, guter Schul- und Lehranstalten, Bibliotheken, schöner gothischer Kirchen, Sammlungen verschiedener Art, reger Gewerbsthätigkeit und eines nicht unbedeutenden Handels. Armenier, Griechen, Walachen, Moldauer, Ungarn, Serben und Deutsche finden sich zu den großen Märkten ein, die ein buntes Volksgewühl entfalten, daneben aber befrachtet der Großhändler mit Tuch, Wolle, Häuten, Leder, Papier, Pulver, Stearinkerzen, Hüten, Holzwaaren und Rübenzucker den walachischen Frachtwagen oder befördert von Westen kommende Waarentransporte weiter. In den Häusern der Handwerker aber regt es sich von mannichfaltiger Thätigkeit, da große Bezirke mit hermannstädter Gewerbserzeugnissen aller Art versorgt werden.

Die Stadt selbst hat ein mittelalterliches Gepräge, indem sie sich über eine unregelmäßige Anhöhe mit ihren theilweise engen, wohlgepflasterten und mit Mosaiktrottoiren versehenen Straßen ausbreitet. Der große Ring hat mehrere ansehnliche Häuser, darunter das kupfergedeckte sächsische Nationalgebäude, in welchem sich die Vertreter der sächsischen Bezirke oder Stühle versammelten, den freiherrlich Bruckenthal'schen Palast mit bedeutenden Naturalien-, Kunst- und Büchersammlungen und einer schönen Bildergallerie u. s. w., die evangelische Kathedrale, die in gothischem Style mit ihren bunten Glasfenstern, Nischen, Pfeilern, Gemälden und Grabdenkmälern in aller Stattlichkeit mittelalterlicher Größe prangt. Steile Wege und enge Treppen führen zur Unterstadt mit ihren meist kleinen alterthümlichen Häusern. Um dieses deutsche Mittelalter, welches sich durch eine Mauer eingeschlossen hat, legen sich die drei Vorstädte, in denen Walachen und Zigeuner wohnen, deren Gesichter, Lebensweise und Trachten das Morgenland vergegenwärtigen. Welche grellen Gegensätze zeigen sich in dieser Stadt mit kaum 20,000 Einwohnern, die traulich eng aneinander gerückten Bürgerhäuser und die Lehmhütten brauner Zigeuner, prachtvoll decorirte Kirchen und dürftige walachische Wohnungen, stattliche Beamtenuniformen und orientalische leichte Bekleidung: eine farbenreiche Musterkarte von Trachten, Gesichtern, Wohnungen und Sprachen.

Im Süd-Osten der Stadt erhebt sich das mächtige Fogaraser Gebirge mit den bedeutendsten Höhen des Landes und südlich das Zibingebirge mit seinen bewaldeten Ausläufern, an deren Fuße sich Michaelsberg und das gewerbliche Heltau in der herrlichsten Gegend liegen. Wer kennt nicht im Lande die hohen Gestalten der Heltauer? Die groben Wolltücher, welche die Heltauer verfertigen, werden weithin nach Ungarn verführt.

Ehe wir nach einer andern Gegend uns wenden, machen wir einen Abstecher nach dem Rothenthurmpaß, der so unendlich reich ist an landschaftlichen Schönheiten, wie sie nur der Maler wieder darstellen kann. Das Berghaupt des Surul vor Augen, wandert man durch die malerischen Vorlande nach Talmath, wo der

Czodbach in den von Hermannstadt kommenden Zibin mündet. Auf einem nahen Berge stehen noch die Ruinen der Burg Landskron und eine kleine Strecke weiter ergießt sich der Zibin in den Alt. Von jetzt ab werden die Berge zu beiden Seiten der Straße immer höher, ihre Gestalten gewaltiger, die schmalen Wiesen blumenreicher. Bei jeder Wendung der Straße erscheinen neue Landschaftsbilder, zwar aus denselben Elementen bestehend, aber in neuer Gruppirung. Schluchtenartig verengt sich die Straße, einsamer wird es in der Wald- und Felsenwildniß, selbst die Straße wird befangen und wendet sich ängstlich in Krümmungen hin und wieder. Bald vertritt ihr eine Felsenwand den Weg, bald stellt sich ihr ein Gießbach entgegen. Hier und da steigen finstre Waldberge empor und blicken verdrießlich hinab auf den Fluß, der in kecker Verwegenheit seinen Weg quer durch den Gebirgswall genommen hat. In der Einsamkeit vernimmt man nur das eintönige Rauschen des Alt, der zürnend an Felsenklippen anschlägt, wogegen der Wanderer nicht müde wird, die herrlichen Baumgruppen und Bergformen zu bewundern, das Farbenspiel der Blätterarten zu bewundern und den eigenthümlichen Duft zu beobachten, der um die fernen Waldberge schwebt. Endlich wird die Straße ganz enge; furchtsam drängt sie sich an die Berge an, denn tief unter ihr rauscht der Fluß, während gewaltige Baumstämme mit ihren Riesenzweigen die Straße nach oben verdecken. Mit Zagen wendet sich der Weg um scharfe Felsecken, schreitet über Klippen und Felsblöcke, über wilde Gießbäche und schaumumspritzte Brücken, bis ein altes Thurmkastell mit seinen dicken Mauern die Straße zu sperren droht. Blutige Kämpfe sind um den Besitz dieser Straße geführt vom römischen Kaiser Trajan an bis herein in die neuern Zeiten. Hier erlag der Ungarnkönig Robert mit seinen Rittern den Walachen, hier schlug Teleky mit Sachsen und Szeklern den Ali Bey, daß nur wenige Türken entkamen, hier siegte Sigismund über Türken und Walachen. Jetzt beherrscht beim Dorfe Boitza ein Thurm von hochrother Farbe die Grenze, an der sich das Grenzzollamt und die Contumaz befinden, und ½ Stunde weiter schauen die Wachthäuser der Grenzwalachen in dichtgeschlossener Linie aus dem Laube der Berggehölze herab ins tiefe Thal, welches sich schnell erweitert, so daß man in der unabsehbaren Donauebene steht und hinüber nach den Waldbergen auf dem türkischen Ufer sieht.

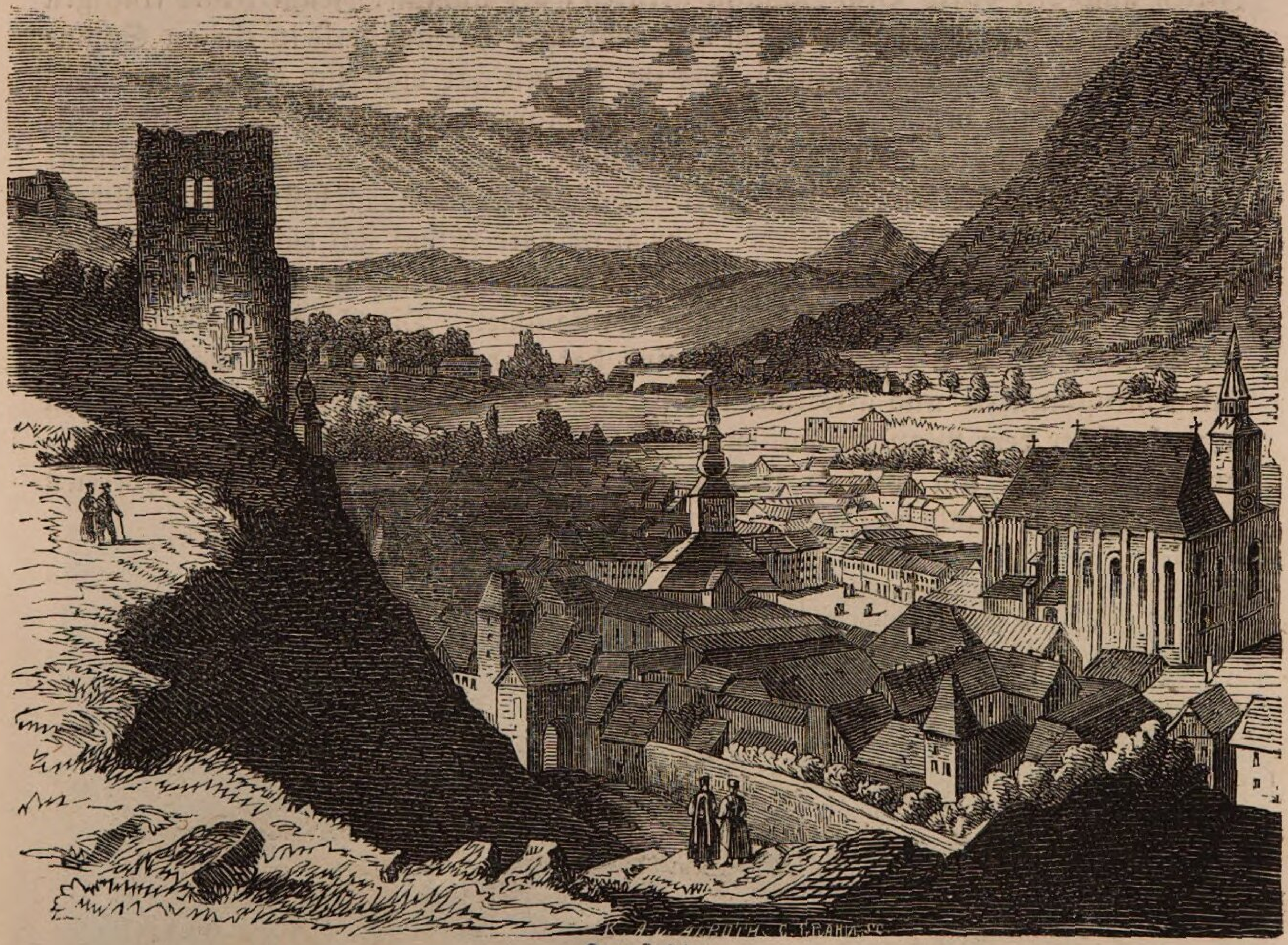
Noch Mancherlei ließe sich von den einzelnen Merkwürdigkeiten des deutschen Siebenbürgens erzählen, auch wenn wir die verschiedenen Gewerbsthätigkeiten für den letzten Abschnitt aufsparen; aber im Ganzen wiederholen sich dieselben Eigenthümlichkeiten. Seltsam ist z. B. die Anlage Schäßburgs am großen Kockelfluß, denn die untere Stadt liegt am Fuße eines einzeln stehenden Berges, wogegen die Oberstadt oder Burg 250 Fuß auf einer Hochebene erbaut ist, über welcher noch 200 Fuß höher auf dem Berggipfel die lutherische Berg-Kirche, umgeben von einigen Gebäuden der Lehranstalten, steht. Keysd besitzt ein unzugängliches Bergschloß, Medias mit seiner thurmreichen Mauer und Mühlenbach haben ausgedehnte Weinberge, Reps eine Bergfeste auf dem 250 Fuß hohen Basaltfelsen. Auf dem Brodfelde an der Maros im Brooser Bezirk wurde ein 40,000 Mann starkes türkisches Heer von Stephan Bathory am 13. Oct. 1479 gänzlich geschlagen, wogegen

bei Schellenberg nächst Hermannstadt Andreas Bathory 1599 dem Walachenfürsten Michael erlag und auf der Flucht ermordet wurde. Die volkreichste Stadt Siebenbürgens ist Kronstadt, welche 25,269 Einwohner und einen reichen Handels- und Gewerbsverkehr hat. Am südlichen Ende des fruchtbaren Burzenlandes streckt sich die Stadt in einem engen hohen Gebirgsthale entlang, umgeben von Mauern, Bastionen, Thürmen und Gräben, da sich die muthigen Bürger der Türken und Bethlen Gabors oft erwehrten. Von der Zinne, einem über 1000 Fuß hohen steilen Kalkberge, überschaut man die Stadt mit ihren stattlichen Straßen, hohen Hausgiebeln, Kirchen und der Citadelle. Hier dehnt sich die freundliche Sachsenstadt mit ihren regelmäßigen Straßen aus, dort die Walachenvorstadt mit einem Labyrinth enger krummer Gassen, weiterhin sieht man die gartenreiche dorfartige Ungarnstadt. Drunten am dreieckigen Marktplatze erhebt sich das stattliche Rathhaus in schönem mittelalterlichem Stile, nicht weit davon zeigt sich die lutherische Hauptkirche, die von Außen ein byzantinisches Ansehen hat, wogegen im Innern der gothische Spitzbogen vorwaltet. Das Innere ist unter die Corporationen vertheilt. In der Mitte der Kirche haben die Frauen ihre Bänke, an den Seiten aber befinden sich die Sitze für die einzelnen Körperschaften, wo wiederum die Stühle der Vorsteher vor den andern stehen und mit prachtvollen persischen Teppichen geschmückt sind. Auf gleiche Weise werden in der oberen Gallerie die Lehrlinge gesondert, indem zuerst die Gerber, dann die Schuhmacher, die Maurer u. s. w. folgen, und die Fronte mit den bunten Wappen und Insignien der einzelnen Gewerke verziert sind. Drinnen in der Kirche wie auf der Straße fällt die eigenthümliche Tracht der Studenten auf, die einen langen, grade geschnittenen schwarzen Rock tragen, der bis unter die Knie hinabreicht, dabei vom Kinn bis zum Gürtel durch eine Reihe breiter Silberhaken von je 2 Zoll Länge befestigt ist. Diese stehen so dicht neben einander, daß sie wie eine breite Silbereinfassung aussehen. Ein großer aufgekrempter Hut, schwarze Kniestiefeln und ein schwarzer Mantel mit einer großen silbernen Kette vollenden den Anzug. Den Stolphut und einen dreikantigen langen Degen mit Stahlgriff tragen die Professoren zum schwarzen französischen Fracke.

Von der Zinne sieht man in der Walachenvorstadt, die sich zwischen freundlichen Gärten den Berg hinaufzieht, die orientalischen breitbauchigen Kuppeln der griechischen Kirche, deren helle Bleche weithin schimmern, während die kleinen Thürmchen nach den vier Seiten hin durch lange Ketten verbunden sind und oben das doppelte Kreuz in hellem Goldscheine blickt. Die Kaiserin Elisabeth ließ diese Kirche 1751 ihren Glaubensgenossen errichten, das Innere mit farbigen Bildern schmücken, deren eins die Teufel darstellt, wie sie durch allerlei List die Wagschaale der Sünden beim jüngsten Gericht zu überbürden bemüht sind.

Aeußerst malerisch ist der Blick auf die Umgebung der Stadt, die mit ihrem kioskartigen Kaffeehause, mit ihrem Bazar, wo der Ungar aus türkischer Tschibuk raucht, mit ihren türkischen Zuckerbäckerladen tief versteckt zwischen Bergen liegt, wogegen rings an den Berglehnen nette Landhäuser aus Gärten hervorschimmern, die Baumallee der Promenade wie ein grüner Gürtel sich um die Stadt legt und

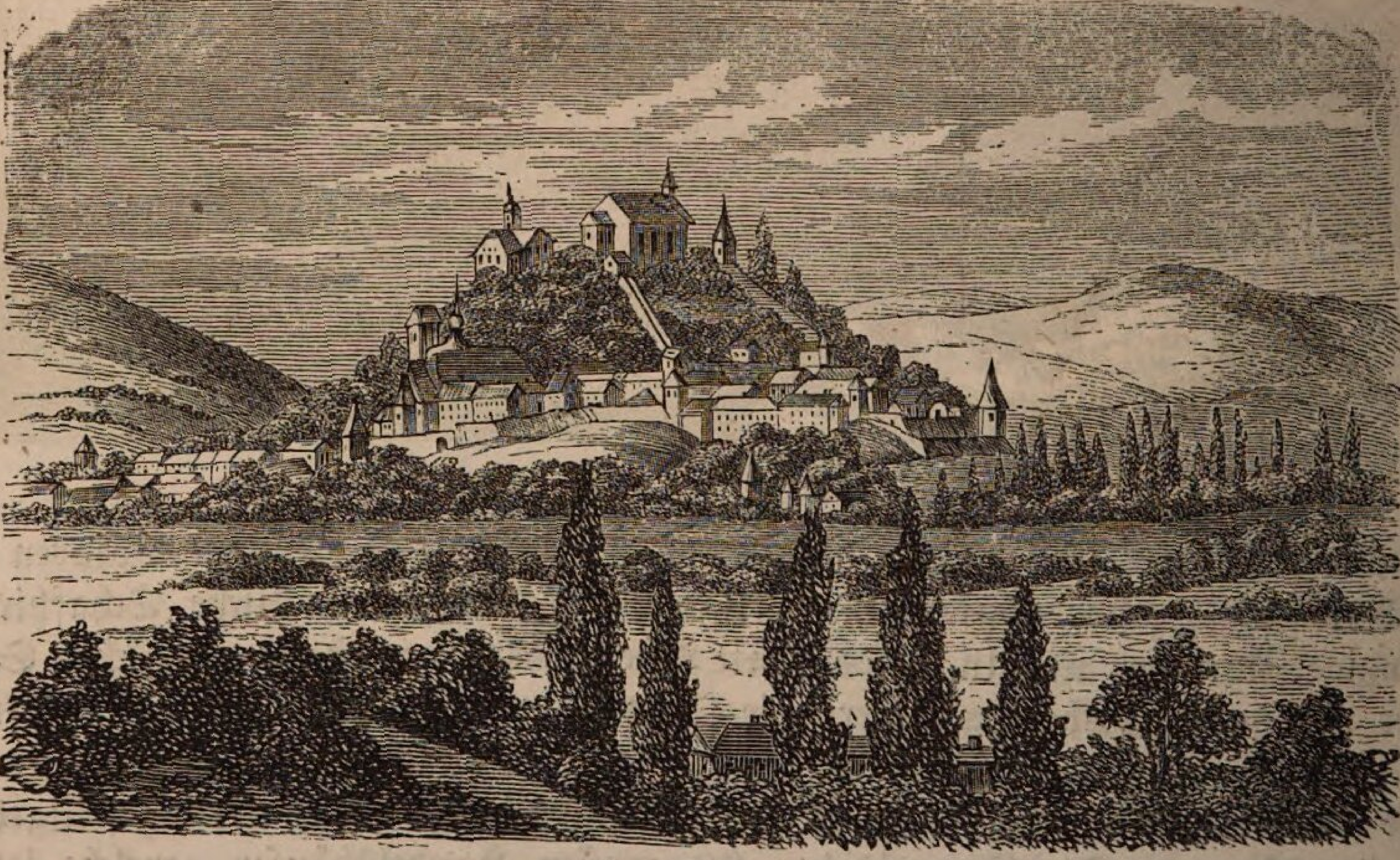
anmuthige Wege nach den Bädern und schönen Gebirgsorten der Nähe leiten. Grüner Bergwald bedeckt die Gänge der Thalwände, zwischen welchen häufig zackige Felsspitzen emporragen. Nach Nordwesten zu öffnet sich das schöne Thal der Weidenbach und Burzen und gewährt die Fernsicht über die Kronstädter Ebene bis an den Alt über den fernen blauen Szekler Bergen. In dieser freundlichen, wohlbebauten Landschaft liegt, von mehreren stattlichen Marktflecken und Dörfern umgeben, die gewerbfleißige, handelsthätige Stadt wie ein liebliches Gemälde. Hier rasseln schwerbeladene Wagen mit Tüchern, Seilen, Eisen-, Holz- und Lederwaaren nach der Walachei hinaus, dort gehen Griechen in bunter Tracht,



Kronstadt.

Armenier im Pelzmantel, Juden im Kaftan, prunkhaft aufgeputzte Bojaren aus der Moldau, Szekler Husaren, bärtige Magyaren, walachische Schafhirten, schmutzige Zigeuner, und in dieses bunte Leben schauen ernst die gothischen Spitzdächer und hohen Giebel hernieder, die sammt den alten Thorthürmen an Nürnberg erinnern, oder drängt der Menschenstrom sich nach dem Theater, eilt zum Balle oder nach dem Kiosk. In der reichen Stadt hat sich ein heitres geselliges Leben eingebürgert. Die Commis der 60 großen Handelshäuser, welche letztere jährlich für 7 Mill. Fl. umsetzen, die Tuch-, Strumpf- und Wollenweber, die Wagenfabrikanten, Gerber und Ahornflaschendrechsler, die Färber, Schuhmacher

und Riemer wollen sich nach des Tages Arbeit gern einen frohen Abend oder einen vergnügten Sonntag machen. Kronstadt ist reich und Mittelpunkt des siebenbürgischen Handels, sowiedessen Umgebung die herrlichste im Lande. Wer könnte ohne hohe Bewunderung im nahen Gebirgsthale der Weidenbach die malerisch zerstreuten Ansiedelungen der Kalibaschen unter den Gebirgsmassen des riesigen Bucses und gegenüber die schroffen Kalkfelsen des Königsteins, umsäumt von den üppigsten Wiesen, betrachten? Bistritz dagegen, zur Zeit des Mittelalters, als der orientalische Handel noch zu Lande durch Siebenbürgen ging, dessen berühmteste und blühendste Handelsstadt, hat seither viel von seinem Glanze verloren und in neuern Zeiten auch viel durch Brandunglück gelitten; als stummer Zeuge seiner einstigen Größe schaut noch der hohe Thurm mit mächtiger Steingallerie in ein an Schönheiten reiches Gebirgsland hinein, das im Norden gar malerisch die Rodvaer Höhenzüge mit ihren heilkräftigen Sauerquellen begrenzen. An das Mittelalter erinnert noch manche andre Stadt; denn in Medias schaut noch die alte Margarethenkirche hinter einer dreifachen Ringmauer hervor und Mühlenbach besitzt eine, theilweise im Rundbogenstile erbaute, Kirche. Vor allen aber rühmt sich die Bezirkamtsstadt im Hermannstadter Kreis, das schön gelegene Schäßburg, dreier alterthümlicher Kirchen, welche aus dem 15. Jahrhundert stammen. Die Stadt liegt am großen Kokel, 9 Meilen von Hermannstadt, und hat in der Altstadt noch die stattlichen dicken Ringmauern und alterthümlichen Stadtthürme wohl erhalten, welche um so malerischer dem Wandrer sich entgegen stellen, weil die Altstadt auf einem steilen Felsen steht, um welchen herum sich die untere Stadt mit ihren Webereien und Obstgärten ausbreitet.



Vor Schäßburg.



Adlershorst.

Aus den Karpathen. (Originalzeichnung von H. Leutemann.)



3. Das Szekler Land und seine Wälder.

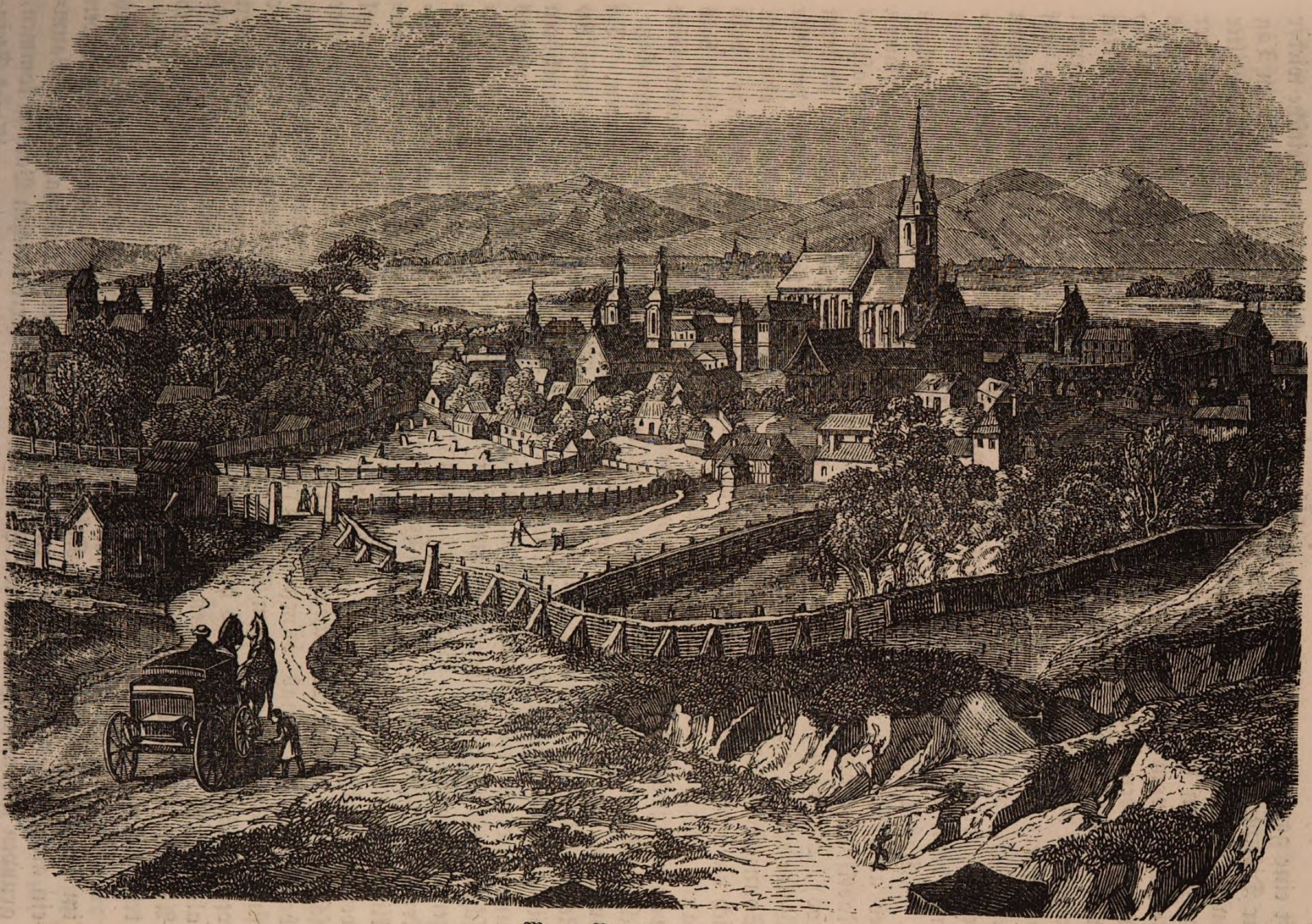
Wie bereits früher erwähnt wurde, halten sich die Szekler für die frühesten Einwohner des Landes, d. h. die früher hier einwanderten als die Magyaren. Im Gedränge der Völkerwanderung warfen sie sich in die engen östlichen Gebirgsthäler und übernahmen hier die Grenzvertheidigung, weshalb sie sich militärisch organisirten und streitbar machten. Jeder waffenfähige Szekler war ursprünglich ein freier Mann; später jedoch trachteten Reiche und Angesehene nach einer Auszeichnung, verschafften sich deshalb den Adelstitel und reizten dadurch Andre zur Nachahmung, so daß mit der Zeit das ursprünglich aus gleichen Freien bestehende Volk in adlige Gutsherrn und Bauern sich theilte.

Das Land ist ausschließlich hohes Gebirgsland, mittelmäßig fruchtbar, dagegen dicht bewaldet, nur nach Westen zu wird das rauhe Gebirgsklima milder, der Boden fruchtbarer, und es finden sich viel Salzstrecken, Kalkfelsen mit Tropfsteinhöhlen, mineralische Brunnen verschiedener Art, in den Wäldern Wildpret, in den Flüssen Fische, an den Bergabhängen Viehweiden. Daher ist das Szeklerland vorzugsweise ein Land der Viehzüchter. Für Städte war in den engen Gebirgsthälern wenig Raum, daher wohnen die Szekler vorzugsweise in Dörfern und einigen weitläufig angelegten Marktflecken. In bescheidener Wohnung lebt der hochgewachsene Grenzer, kenntlich an dem Husarenbart, an der kriegerischen Haltung, der orientalischen Physiognomie, dem kräftigen Gliederbau und der Leinwandkleidung. Im Lande wohnen aber auch einige Armenier, Walachen, Juden,

Zigeuner, denn in Ungarn und Siebenbürgen hat die Völkerwanderung Trümmer aller Nationen durch und über einander geworfen, die bis heute noch nicht zu einem Ganzen verschmelzen wollten, sondern nur durch die Staatsgewalt wie ein Conglomerat zusammengehalten werden, dessen Bindemittel deutsche Sprache, Wissenschaft und Bildung ist.

Ehe man nach dem Hauptorte der Szekler kommt, nach Maros Vasarhely, führt der Weg durch das waldlose Hügelland der Mezösey, welches sehr fruchtbar ist, aber nur in Armuth lebende Walachen zu Bewohnern hat. Ringsum soweit das Auge reicht, erheben sich Reihen von Bergen; kein Baum, keine Quelle, kein Landhaus ist in dem Hügellande zu erblicken, in dessen Thälern statt rieselnder Bäche nur faule Teiche mit ausgedehntem Rohrwuchs und Schaaren von Wasservögeln sich befinden. Im Frühling und Sommer schimmern diese Weidenstriche in frischem Hellgrün des jungen Graswuchses, aber Ende Sommers bräunen und röthen sie sich, die Halme werden dürr, das Gras fahl, und lautlose Einsamkeit lagert auf den leblosen Bergen, die zur Zeit des Frühjahres von zahlreichen Herden belebt sind, welche unter der Aufsicht weißröckiger Walachen stehen.

Einen eigenthümlichen Eindruck machen die dorfartigen Marktflecken und Landstädte Siebenbürgens, in denen an 2000 bis 4000 Menschen zu wohnen pflegen. Nachdem man lange in einem waldreichen Thale gewandert, hügelauf und hügelab gestiegen ist, öffnet sich ein Bergkessel, und Maros Vasarhely mit seinen 9200 Einwohnern liegt vor des Wanderers Blicken. Straßen und ganze Stadtviertel liegen schüchtern unter Bäumen versteckt, und die Häuser scheinen noch viel vereinzelter zu liegen, als es wirklich der Fall ist. Treten wir hinein in die Stadt, so führen uns breite, mit Sand bestreute Straßen zu weiten Plätzen, denen man ansieht, daß der Szekler mit dem Boden nicht zu geizen pflegt. Alles ist weit, geräumig und bequem, wie die Kleidung des Szeklers. Diese Breite der Straßen fällt um so mehr auf, als die einstöckigen Häuser hinter einem Holzverschlag nur mit dem Dache hervorsehen und zwischen den einzelnen Gehöften ein großer Zwischenraum frei bleibt. Auf den breiten Gassen sieht man hier und da einen Haufen Kinder, die mit Hunden spielen oder aus Sand und Erde allerlei kindliche Bauwerke aufführen; seltener erscheint ein Erwachsener, denn entweder ist der Szekler auf dem Felde, baut seinen Tabak und auf weiten Aeckern zwischen Maisfeldern die süßen Melonen, oder er ist bei den Heerden, vielleicht auch im Walde. Dagegen begegnen uns früh und Abends auf den Straßen Vasarhely's Ochsen und Büffel, die sich in großer Anzahl herumtreiben. Hier steht eine Gruppe mit gesenktem Haupte träge neben einander, dort hat ein Ochse einen alten Beleidiger gefunden, mit dem er noch einen Streit auszumachen hat. Nachdem sich die beiden Streiter einige Zeit lang durch die Heerde gejagt haben, kommt es endlich zum Kampfe. Dröhnend schmettern die Köpfe der Streiter zusammen, daß man meint, sie müßten zerschmettert sein, aber die Getroffenen schütteln nur den Kopf ein wenig und suchen sich im erneuten Kampfe gegenseitig die schwache Seite abzugewinnen. Bei dem Eifer stoßen sie den und jenen Empfindlichen, der seinerseits die Beleidigung rächen will, so daß



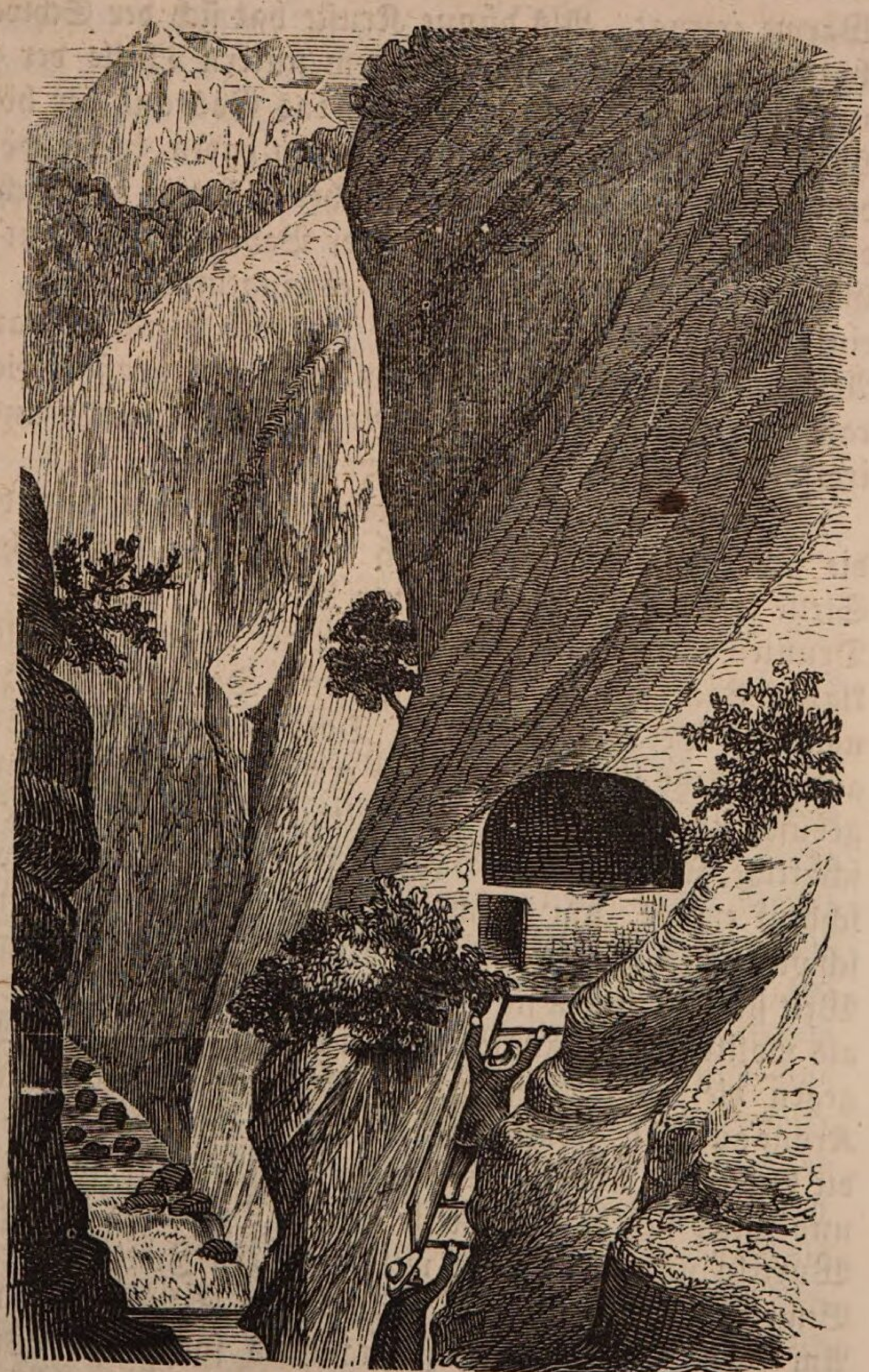
Maros-Vasarhely.

oft eine ganze Heerde in Aufruhr kommt, bis sie des Hirten lange Peitsche wieder zur Disciplin zurückführt. Den Morgen und Abend, mitunter den ganzen Tag tönen die Straßen der Szekler Hauptstadt wieder vom Brüllen gelangweilter Ochsen, von dem unzufriedenen Knurren hungriger Kühe, vom Klatschen der Peitschen, vom Klaffen der Hirtenhunde und von dem dumpfen Dröhnen eines umherjagenden Haufens von Hornvieh. In derselben ländlichen Stadt hat Teleky in seiner Bibliothek 80,000 Bücher angesammelt. Unter den Gebäuden treten besonders die Kaserne mit langer Front, ein Schloß und ein Kaufhaus hervor. Hier feiert in den Wintermonaten der hohe Adel des Landes glänzende Bälle, auf denen Zigeuner in goldbetreßter Husarenuniform und mit klirrenden Sporen geziert, die tief ergreifenden Nationaltänze spielen und sie nicht selten mit Gesang begleiten.

Das Szeklerland ist mit allen Wundern und Schönheiten eines Gebirgslandes ausgestattet. Hier ziehen hohe Bergrücken mit dunkelblauen schweigsamen Nadelforsten hin, dort erheben sich vulkanische Kegelberge (Büdös und Balvanyos), oder es steigen in scharfen Zacken die Spitzen der Kalkgebirge aus finsterm Walde empor und schimmern weithin wie Gebirgsleuchtthürme, wenn der helle Sonnenstrahl oder Vollmondlicht sie trifft. In verschiedenen Gestalten thürmen sich die krystallinischen Gebirgswände auf, indem sie bald schroffe Wände, bald sanfte Hänge, bald schluchtenreiche Partien, bald einsame enge Waldthäler, bald weidenreiche Kessel bilden. Wieder an andern Stellen erschließt das Erdinnere seine schauerlichen Wunder; Mineralquellen aller Art verkünden die ungeheure Hitze, durch die in der Tiefe Säuren zersetzt und im Wasser aufgelöst werden. Da stehen bei Szovata grüne Salzberge, die einem mächtigen Salzstocke von 80 bis 100 Klaftern Tiefe, der selten mit erdigen Theilen gemengt ist, angehören und nur mit einer dünnen Lehm- und Grasdecke verhüllt sind, so daß das schneeweiße Salz hell hervorschimmert, wenn man diese Decke entfernt. Da blitzen an den Steinen, Binsen und Baumrinden des Salzbaches Millionen blanker Salzkrystallchen im Sonnenschein; da bilden von Regen durchfurchte Salzklippen eine verzauberte Ruinenwelt von Säulen, Thürmchen, Minarets und andern phantastischen Gebilden, während über andere Salzstrecken hohe Maisstengel schwanken und sich Mährchen aus ihrer indianischen Heimath zuflüstern. Weiter bei Homorad-Almas öffnen sich Tropfsteinhöhlen mit wunderbaren Gebilden, finstern Gängen, domartigen Sälen und unterirdischen Gewässern; aber selten nur verirrt sich ein Naturfreund hierher und die Thalbewohner benutzten diese Höhlen als Kastelle, indem sie deren Eingang mit einer Mauer verschlossen. Durch tiefe Abgründe im Innern des Berges bricht sich der brausende Vargyasbach Bahn und tritt erst weit unten wieder an das Tageslicht.

Die größte und besuchteste Höhle Siebenbürgens ist die von Homorad-Almas im Thale Nagymal der Hargita-Kalkalpen. Von Almas aus geht man 2 Stunden ein anmuthiges Thal entlang, in welchem Landhäuser unter malerischen Baumgruppen stehen, steigt über einen Berg, um an einen krebsreichen Bach zu kommen, der sich weiter hinab durch eine enge Felsspalte drängt und in ein zerrissenes Stein-

geklüft verirrt, in welchem er plötzlich versinkt, um auf der östlichen Seite des Berges wieder hervorzubrechen. Einige hundert Schritt von der Versenkungsstelle des Baches sieht man einige in den Felsen eingehauene Stufen, welche zu einer starken hölzernen Leiter und mittels derselben zu dem klafterbreiten Eingange der Höhle führen. Mit Fackeln versehen tritt man in einen runden, kuppelartig gewölbten Raum. Ein Pistolenschuß und der Lichtglanz weckt Hunderte von Fledermäusen, die massenweise am Gestein hängen, aus der Ruhe, so daß sie zwitschernd und schwirrend den Wanderer umflattern, ins Freie flüchten wollen, aber wieder umkehren, da das Tageslicht sie blendet. Mitunter erscheint aber auch ein Fuchs, Wolf oder Bär, der sich in der Höhle versteckt hielt und seinerseits den Naturfreund unangenehm überrascht.


Höhle von Homarad=Almas.

Dringt man nun weiter in die 400 Klafter lange Höhle und ihre Nebengänge ein, die Fekete genau untersuchte, ausmaß und beschrieb, so führt der Weg anfangs über Sand und Thierdünger, dann aber in gewundene Gänge, in denen man die schauerlichen Formen der Haupt= und Nebengänge bewundert, die oft zu schmalen Spalten sich verengen, bald geräumig wie Bergwerksstollen sind, bald hoch hinauf gehen, bald so niedrig werden, daß man nur gebückt gehen kann. Unheimlich starren die schwarzen Felswände dem Wanderer entgegen, wenn das Licht über sie hinstreift, doch wer sich bis in die hinterste Höhle wagt, findet dort zwischen Kieseln Karneol, Jaspis, Achate und andere Edelsteine. Geheimnißvolle Stille weht mit der kalten Luft dem Wanderer entgegen, der an mancher Stelle unter sich den versunkenen Bach rauschen hört, welcher vielleicht vor

Jahrtausenden die obern Theile der Höhle durchrauschte und sie bildete. Sagen und Mährchen von Geistern und verborgenen Schätzen erhöhen noch das Geheimnißvolle der dunkeln Räume und den Zauber der romantischen Umgebung. Im Büdösberg dagegen steigen Schwefeldämpfe aus vier Höhlen, die man stinkende Höhlen nennt und als Naturbäder benutzt, da das aufsteigende kohlensaure Gas eine juckende Wärme erzeugt. Als dünne Kruste hat sich der Schwefel an der Spalte des Trachytfelsen abgesetzt, aber aus dem untern Theile der Höhle strömt die Luftquelle aus und erhebt sich so hoch, daß das Gas aus der höher liegenden Mündung der Höhle abfließt. Man steigt, um sich zu baden, in die Höhle des Morgens, bleibt mit dem Körper im Gas, bis reichlicher Schweiß ausbricht, dann nimmt man unter den Strohhütten, deren sich jeder Badegast eine baut, ein kaltes Bad. Da das Gas aber tödtlich wirkt, sobald es eingeathmet wird, so kostet das Baden jährlich einigen Sorglosen das Leben, weshalb die Höhle auch die Mördergrube heißt. Aehnlich sprudeln bei Kovaszna Gase mit großem Geräusch aus dem Höllenmorast, in welchem es Tag und Nacht brodelt, wallt und rauscht, als ob ein unterirdischer Quell hervorbrechen wollte.

Unerschöpflich an Wundern und Reizen sind die ungeheuren Waldungen, die sich von den Bergen nach den Hügeln herabziehen, wo Weinberge an ihre Stelle treten, an die wiederum Roggen=, Gersten= und Maisfelder angrenzen. Drunten im feuchten Thale kriecht der Erdmolch träge am Ufer hin, wogegen im klaren Bach muntre Fische spielen. Das Laubholz zieht sich behaglich vom Ufer nach den Berghalden empor. Dort stehen kräftige Stämme in Schaaren bei einander. Jetzt ist der Waldrand erreicht, Dornenhecken, Birken= und Wachholdergebüsch umsäumen ihn. Gewaltige Baumriesen erheben ihre Kronen und bilden schattige, frisch duftende Hallen. Hier steigt ein schneeweißer Birkenstamm leicht und schlank empor, um in schwankenden Reiserbüscheln zu enden, die sich in schön geschwungenen Bogen wie ein fallender grüner Springquell dem Boden zuneigen. Weit sichtbar stehen sie am Waldrand, auf leichteren Stellen und einzelnen Klippen, als wollten sie hinausschauen in die lustige Welt des Waldthales. Stolz streckt dagegen die Buche ihren graden Stamm mit hellgrauer Rinde und der gewaltigen Krone aus, wie gerüstet, den Winterstürmen Trotz zu bieten. Bescheidener schon tritt die Esche, der Ahorn, vereinzelter die Ulme auf, wogegen die schlanke Fichte in Reihe und Glied sich in ihre Mitte stellt. Die Eiche mit zerborstener Rinde, mächtigen Wurzeln und gewaltigen weitreichenden Zweige verräth Kraft und Stärke. Den Bewohnern des Waldes verheißt sie Schutz und deckt sie mit ihren Zweigen. Am Fuße ihres kräftigen Stammes sucht das Wildschwein nach abgefallenen Eicheln. Unweit von ihr erhebt sich die schlanke Fichte, an deren Stamm sich die gelbgrüne Flechte ansiedelt und an deren ersterbenden Zweigen das graue Bartmoos lang herab hängt; aus den Rissen ihrer Rinde quillt das Harz, womit der Szekler die flüchtigen Gase seines Sauerwassers in den verkorkten Glascylinder bannt. Dort legen Ameisen ihre Wege an, Finken bauen in den Zweigen ihre Nester, Würmer=, Insecten= und Vögelgeschlechter ersehen sie zu ihrem

Wohnorte, zu ihrer Nährerin und Schützerin. Der Falke und das Goldhähnchen, der Kreuzschnabel, die Sing-Drossel und die Trauer-Meise, die Blattlaus und die Schlupfwespe, die Libelle und die wilde Biene, die Schwebefliege und der Borkenkäfer, der Tannen-Häher und der Bär, der Dachs, der Fuchs und der Schwarz-Specht, jeder empfängt von ihr eine Gabe.

Ein unermeßliches Naturleben entfaltet sich still und geräuschlos im Laubwalde, der bald in frischgrünen Blättern, bald in unscheinbaren Blüthen und Früchten, bald in den bunten Farben des Herbstes prangt, hier eine malerische Baumgruppe, dort einen einzelnen Stamm zu einem Normaltypus ausbildet, in dem Vogelstimmen in verschiedenen Melodien das Echo wach rufen, durch dessen Wipfel ein leises Brausen und Summen geht wie das verhallende Rauschen eines unendlichen Lebens. Jeder Tag, jeder Lichtblick verändert die Scene; mährchenhaft erscheint der vom Blumenduft umflossene Wald im hellen Sonnenschein, schauerlich großartig im Sturm, wenn die Riesenstämme ächzend und knarrend mit der Windsbraut ringen, wenn es in den Aesten und Wipfeln tausendstimmig heult, wenn hier ein Riese krachend niederbricht, dort ein Waldbach hoch angeschwollen durch die Schluchten schäumt, und finstre Regenwolken den ganzen Wald in undurchsichtiges Grau hüllen.

Weiter und immer weiter dringt der Laubwald in die Berge hinein; hier schreitet er über Schluchten und reißende Waldbäche, dort klimmt er mühsam an einer Felswand empor. Die ganze Baummasse kann die glatten Wände nicht übersteigen, daher lösen sich die geschlossenen Kolonnen in eine Plänklerlinie auf, die von Klippe zu Klippe die Felswand stürmt. Ueppiges Buschwerk wuchert in den Rissen empor. Rankengewächse schmücken unzugängliche Stellen mit ihren Guirlanden. Sieh, der Wind hat an jene Klippe Birkensamen, auf die andre Weißdornfrucht, eine Buchecker oder eine Traube rother Vogelbeeren geworfen, die dort Raum zum Keimen, Wurzeln und Gedeihen fanden. Da winkt denn hier ein Birkenstrauch herab und mahnt zur Nachfolge, dort neigt sich auf enger Felszacke ein blüthenbedeckter Dornbusch über den Abgrund, dort kleben Eichen- und Haselgebüsche in Spalten und Furchen; von der Höhe herab aber schaut der Wald wieder geschlossen in Reihe und Glied und setzt seine Wanderung den Berg hinauf weiter fort, über Klippen und Senkungen, vorbei an Morästen und Abgründen. Er bildet enge Hallen, Finsternisse, Dickichte und Gestrüppe und läßt zuweilen eine Waldwiese frei, damit Rehe und Hirsche Weide finden. Je höher aber der Laubwald an den Bergen hinaufsteigt, um so ermüdeter wird er, die Kräfte gehen ihm aus, die rauhen Lüfte, der kahle Boden behagen ihm nicht, und wenn er 5000 Fuß erreicht hat, so macht er Halt, um dem Nadelholz die Ehre zu überlassen, die steilsten Höhen zu erklimmen. In dichtgedrängter Masse steigt dieses die Berge hinauf; ein brauner Stamm steht neben dem andern, geschmückt mit langem Bartmoos und gelben Flechten. Die Vogelstimmen werden seltner, feierliche Stille lagert unter den Baumhallen auf grauem Moose; nur selten hört man die Meise piepen, den Specht klopfen und den Adler rauschen, der droben auf unzugänglicher

Felsenspitze horstet, wo er sein kunstloses Nest aus harten Baumzweigen macht und über den Waldwipfeln schwebend nach Beute späht.

In den Wäldern, die der Szekler nur selten mit der Jagdflinte durchstreift, hat ein reiches Thierleben noch ungestörte Einsamkeiten gefunden, hält hier seine Kämpfe und seine Spiele, genießt seine Leiden und Freuden. Der Rehbock reibt das junge Geweih an der bemoosten Fichte und scheut vor dem stattlichen Hirsch, welcher mit weitausgebreitetem Geweihe dahertritt. Der Hase duckt sich ins Gras und das Eichhorn in die Zweige der Wipfel. Da aber viele Thiere auf Raub und Vernichtung andrer angewiesen sind, so wird der Wald ein Schauplatz endloser Kämpfe auf Tod und Leben. Da werden Kraft und List angewandt, den Gegner zu bewältigen. Der Marder schleicht auf Baumstämmen nach Eiern und jungen Vögeln umher, das Birkhuhn streitet in Eifersucht mit dem Nebenbuhler, der Falke jagt nach den fröhlichen Sängern, der Adler nach dem Rehe, das wilde Schwein durchschwärmt mit seinen schreienden Ferkeln die Buchenhallen, auf Kampf mit dem Wolf und Bär gefaßt, während der listige Fuchs durch die Gebüsche schleicht, um das Birkhuhn zu überfallen, einen Hasen zu erhaschen oder ein Nest mit Eiern zu entdecken.

In den Gyergyoer Wäldern lebte vor Jahren noch der Auerochse, der im Sommer offene Triften aufsuchte, den Winter über sich im Walddickicht barg, wo er den Tag über ruhte, des Nachts aber hervorkam, um Baumrinden und Baumflechten abzunagen, und im Frühjahr Waldstellen mit frischen duftigen Kräutern zu besuchen.



Eintritt in das Aranyos-Thal.



Goldwäscherei am Aranyos bei Szolcsva.

4. Gewerbfleiß und Industrie in Siebenbürgen.

(Salzgewinnung und Goldwäscherei).

Siebenbürgen ist so unendlich reich an Erzeugnissen aller Art, daß seiner Industrie eine große Zukunft offen steht, sobald es durch Eisenbahnen den Weltmärkten näher gerückt und in den allgemeinen Verkehr mehr hineingezogen sein wird. Seine Wälder und Flüsse versorgen es mit Wild und Holzvorrath, die Bienen liefern Wachs und Honig in Menge, so daß das Wachs ein namhafter Absatzartikel nach Italien ist, und wenn die Seidenzucht bis jetzt nur in einigen Orten, der Obstbau vorzugsweise nur bei den Sachsen besondere Pflege gefunden und Kirsche, Kastanie, Pfirsiche und Aprikose nur in einigen Thälern eine neue Heimath erhalten haben, so ist doch der Wein im ganzen Lande, vorzugsweise aber am Maros und Kockel mit ihren Nebenthälern und in der Szilagyhag verbreitet. Es dienen die zahlreichen Büffel als brauchbares Zug- und Lastvieh, es werden an 2 Millionen Pferde und Rinder gezogen, ½ Million Schweine, und mehrere Millionen Schafe, die in Heerden zu Tausenden auf den Bergen wei-

den. Aus dem langen, groben Haar der Zurkane macht man Landtuch, wogegen die krause, kurze, feine Wolle des walachischen Schafes (Berke oder Zigais) das Material zu den feineren Tuchen liefert, aus denen die Kronstädter allein für 1—2 Millionen Fl. Waare verfertigen. Der Hermannstädter Kreis ist besonders durch seinen ausgezeichneten Käse berühmt. Die 3½ Millionen Joch Waldungen werden erst dann recht nutzbar werden, wenn die trefflichen schweren Hölzer leichter können transportirt werden.

Besonders reich ist das Land aber an Steinsalz, an edlen Metallen, von denen das Tellur dem Lande eigenthümlich ist, an Halbedelsteinen und andern Mineralien, die als Material zur Glasbereitung, als Baustoffe, als Porzellanerde, als Steinkohle, als Schwefel, als Mineralbrunnen u. s. w. ausgebeutet werden. Mit dem Steinsalz könnte ganz Europa auf Jahrhunderte versorgt werden, und an Gold werden jährlich 3—4000 Mark gewonnen, die etwa den Werth von 2 Millionen Fl. haben. Außerdem findet man Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Quecksilber, Spießglanz, Arsenik, so daß sich mit der Zeit ein großartiger bergmännischer Betrieb in Siebenbürgen entwickeln wird; denn bis jetzt ist der Betrieb noch ein sehr einfacher, da man nur das wegzunehmen hat, was die Natur von selbst darbietet. Kaum dürfte Siebenbürgen ein Product fehlen, welches das Leben angenehm macht, denn die Walachen bauen Mais, die Ungarn und Deutschen Weizen, Roggen und Gerste, Hirse, Heidekorn und Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Kraut und Tabak.

Der Beschäftigungen in Siebenbürgen sind verschiedene: In Haltau herrscht Wollenweberei und Kirschenbau, in Michaelsberg Strohhutflechterei und Holzarbeiten vor, in Birthelm und Bogacs Weinbau, in Agnethlen Böttcher-, Schuhmacher- und Kürschnerarbeiten, in Zeiden Flachsbau, in Tartlau und Rosenau Bienenzucht, in Reps Schuhmacherei, in Schäßburg Flachs- und Garnspinnerei, im westlichen Theile von Siebenbürgen Bergbau und Goldwäscherei und in der Mitte des Landes Salzbergbau vor, deren wir ausführlicher gedenken wollen.

Ganz Siebenbürgen ist reich an Steinsalzlagern, die von denen in Galizien, wo wir den Abbau des Steinsalzes genauer werden kennen lernen, nur durch die Grenzgebirge getrennt sind. Noch sind die Naturforscher darüber nicht einig, wie dieses Mineral entstanden ist. In vielen Gegenden lagert es in bedeutenden Tiefen, in andern, wie z. B. in Spanien, im südlichen Amerika und Oesterreich steht es als Felsen zu Tage an. Wahrscheinlich ist das Steinsalz der Rückstand verdunsteter Urmeere; enthält ja das Meer der Jetztwelt auch bedeutende Mengen davon aufgelöst und Holzstücken, so wie Muschelreste begleiten nicht selten die Salzlagen im Erdeninnern. So unscheinbar uns ein Körnchen Salz dünkt, so ist es doch eine der schönsten Gaben Gottes, denn nicht nur die Pflanzen, Thiere und Menschen brauchen es zur Ernährung, sondern in vielen Fabriken ist es ein unentbehrliches Hülfsmittel zur Erzeugung und Verfertigung gewisser Stoffe. Der Glasmacher bringt die Glasmasse durch Salz in Fluß, der Töpfer glasirt durch Salztinctur, es ist nöthig bei der Färberei, bei Bereitung der Seife, des Saffians, zum Reinigen der Metalle, zur Verfertigung der Salzsäure, des Sal-

miaks u. s. w. Dem Bergmanne hat seine Gewinnung zu mancher Erfindung Anlaß gegeben, da es bald gebohrt, bald durch Senkwerke, bald durch Hauen und Sprengen erlangt wird.

Das Steinsalz hat meistens krystallinische Gestalt und ist mit Gyps und Thon zu Lagern, Schichten und Bänken vermengt; nur in seltneren Fällen erscheint es ganz rein. Dabei winden, drehen und verbiegen sich die Steinsalzlagen zu den seltsamsten Formen und liegen oft sehr tief unter Sandstein, Muschelkalk



Der Basaltberg Detonata.

und Keuper, durch welche hindurch man unter mühsamer, jahrelanger Arbeit Bohrlöcher treibt, um zu erfahren, ob ein Salzlager vorhanden und wie mächtig es ist. In Siebenbürgen ist die Salzgewinnung verhältnißmäßig leicht, da das Mineral entweder zu Tage steht oder bald unter der obersten Erdschicht in mächtigen Lagern von 50 bis 100 Fuß Tiefe, die aus purem, nur hin und wieder mit einigen Thon- oder Gypsresten gemengtem Salze bestehen, vorkommt, und mit Keilhaue

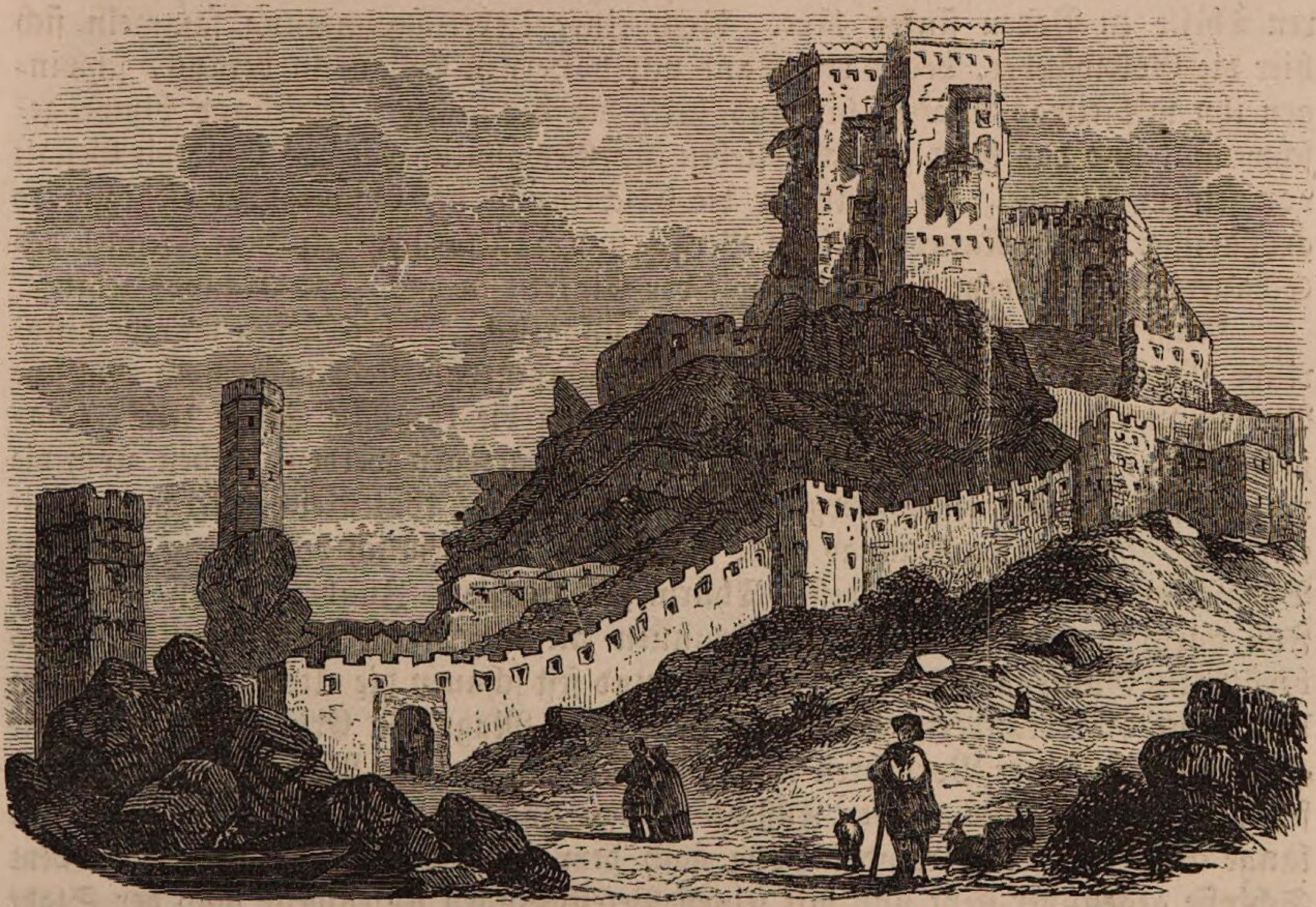
und Brechstange wie ein weicher Bruchstein ausgehauen werden kann. Bei Salzburg nächst Hermannstadt, Torda, Kolos u. ein. a. O. sollen schon die Römer Salzgruben bearbeitet haben, indem sich hier alte trichterförmige Pingen in den Salzstock eingehauen finden, welche jetzt mit Wasser gefüllt, eine meist gesättige zu heilkräftigen Bädern und für das Vieh benutzte Soole enthalten. Auf engen Treppen steigt man in die jetzt noch gangbaren Gruben hinein; weiter unten werden die Treppen breiter und bequemer und man tritt in eine domartige Auswölbung, in der das Steinsalz ausgehauen oder in Blöcken gesprengt wird.

Das bedeutendste Salzbergwerk befindet sich bei Maros Ujvar und besteht aus drei großen unterirdischen Gemächern, zu denen man auf Leitern hinabsteigt. Großartig ist der Eindruck, den die erste Halle macht, welche 270 Fuß lang, 180 Fuß breit und 480 Fuß hoch ist. Beim Dämmerschein der Grubenlichter steigen die Wände in finstrer Erhabenheit zu dem dunkeln Gewölbe empor, doch blitzen und blinken allerort die krystallinischen Flächen des massiven meist rein weißen Salzstokkes, je nachdem der Lichtstrahl sie streift. Gegenüber aber wölbt sich ein ungeheures Portal, welches fast bis zur Decke steigt und den Eingang zur zweiten Halle bildet. Sieh, jetzt flammt eine bengalische Flamme empor! Im Nu steht das Riesengewölbe in helles Licht gekleidet und wie Millionen Edelsteine blinkend da in mährchenhafter Wunderbarkeit, denn es scheint aus polirtem, grau geadertem, weißem Marmor zu bestehen, auf dem sich dunklere Farben in breiten Linien hinschlängeln. Ringsum aber tönt es dumpf wieder von den Hammerschlägen der zahlreichen Arbeiter, welche mit scharfen Hämmern Blöcke von 1 Fuß Durchmesser und etwa 60 Pfund Schwere losbrechen. Nachdem ein Arbeiter einen solchen Block an den Seiten zugehauen hat, ruft er ein paar Kameraden herbei, die ihm beistehen, denselben auf der Unterseite zu lösen, indem sie nach dem Takte und mit großer Kraft mit schweren Hämmern auf die Oberfläche des Blockes schlagen. Hat man diesen Arbeiten zugesehn, so schaut man auch wohl durch ein Loch am Boden der Halle, durch welches hindurch man in die zweite Halle sieht, wo schwacher Hammerschlag heruftönt und dunkle Gestalten zwischen den zahllosen Lichtern der Arbeiter sich bewegen. Was beim Sprengen der Blöcke abfällt, das Staubsalz, wird weggeworfen, und doch gewinnt die Regierung jährlich gegen 800,000 Centner aus diesen Gruben.

Der Goldminen und Goldwäschereien giebt es viele in Siebenbürgen, die meisten im westlichen Theile des Landes. Bei Verespatak ist die Csetatie Mike wie eine Honigscheibe durchlöchert, da lauter einzelne Gänge den Goldadern folgen, die das Gebirge in verschiedenen Richtungen durchziehen. Da aber das ganze Gestein goldhaltig ist, weil das Gold in Blättchen, Flittern oder Körnern, mitunter auch in Klumpen, eingemengt erscheint, so bricht der Bergmann den ganzen Stein und schafft ihn auf die Pochmühle, wo er zerkleinert wird. Hier finden sich aus uralten Zeiten Gänge, in denen der Bergmann auf dem Bauche liegend arbeiten mußte; aber auch prachtvolle geräumige Stollen aus den Römerzeiten. Gegenwärtig bearbeiten meist arme Bauern die Gänge, indem sie das Gestein brechen, es der Pochmühle zutragen, um es zerstampfen zu lassen, sodann auf einem

Siebe schlemmen, so daß das Wasser die leichteren Theile wegschafft und das Gold zurückbleibt, welches in Abrud Banya abgeliefert wird. In der Nähe befindet sich auch der Basaltberg Detonata, dessen Säulen in verschiedenen Richtungen durch und neben einander stehen: senkrecht, wagerecht und schräg; umkränzt von einem Walde schöner Edeltannen.

Der Detonata ist die großartigste Basaltformation Europa's, wenn man von den irisch-schottischen Basalthöhlen und Basaltdämmen absieht. Die riesigen Basaltsäulen des Detonata verschaffen ihm seinen Namen „den vom Donner Getroffenen" oder Herabgedonnerten. Trotzig schauen die Kuppen in die Welt hinein, und ringen gegen die Gewitter, die im Sommer häufig an den Felskegeln vorüberziehn und mit ihren Blitzen manche Basaltsäule zerschmettert in's Thal stürzen, so daß ganze Haufen zerbrochener Basaltblöcke den Fuß des Berges umlagern.



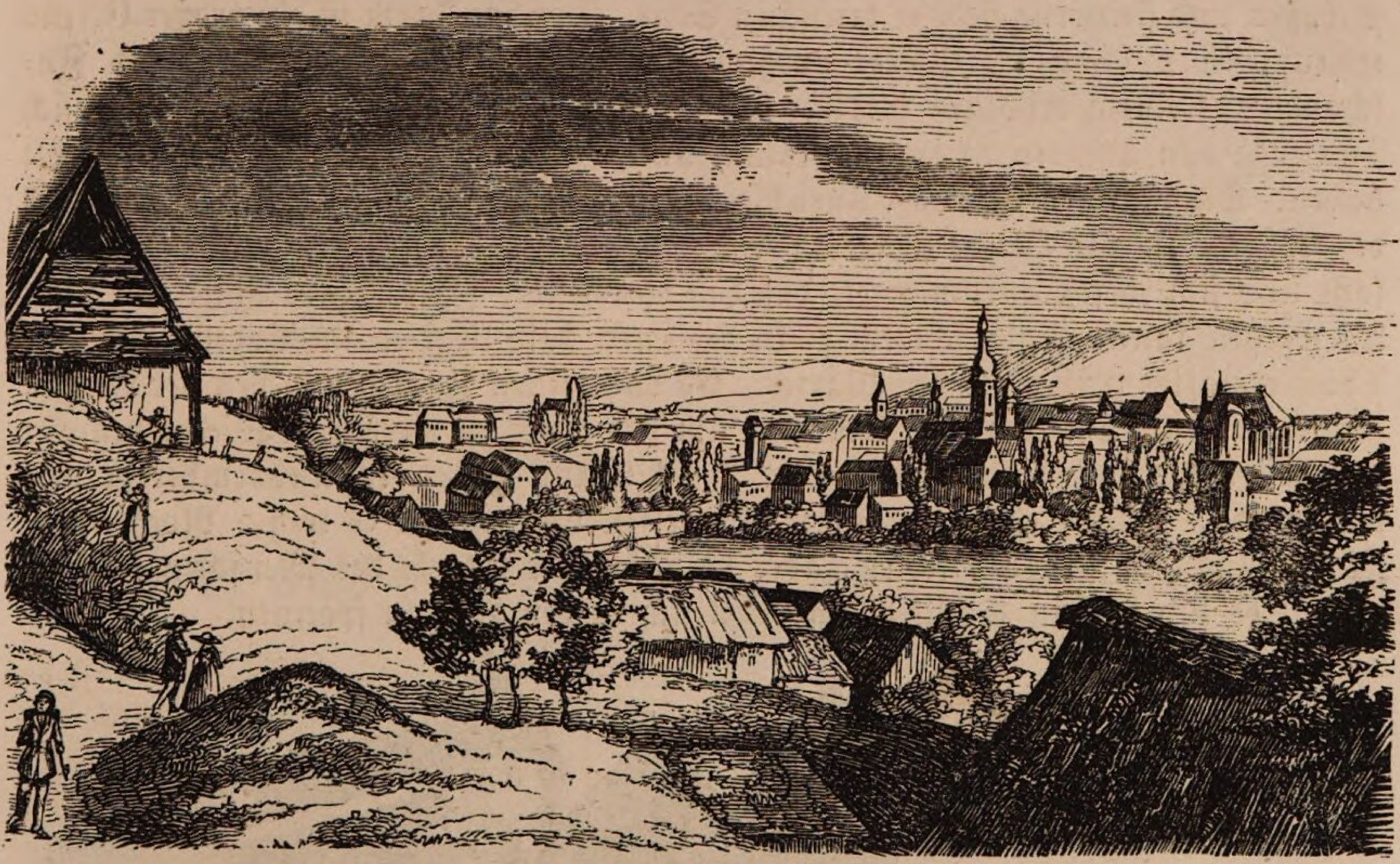
Ruinen des Schlosses Deva.

In Szalathna hat man eigenthümliche Wassermaschinen gebaut, durch welche die goldhaltigen Gesteine zerkleinert werden. Sie bestehen aus einem Cylinder, in welchem sich ein Stempel auf und ab bewegt, welcher durch eine senkrecht herabstürzende Wassersäule niedergedrückt wird. Ist das Wasser abgelaufen, so hebt sich von unten ein Wasserstrahl, der den Stempel wieder in die Höhe schiebt. Neben den eigentlichen Goldminen sind aber auch Goldwäschereien im Gange, die von Zigeunern betrieben werden. Die Zigeuner durften seit 1423 sich im Lande ansiedeln und führen ein ungestörtes Wanderleben. Bekannt sind sie als Geigen- und Klarinetspieler, die bei Lust- und Trauerfesten sehr gesucht werden.

Nur wenige haben eine bleibende Stätte, sondern durchschweifen als Wanderzigeuner das Land, indem sie am Tage als Löffelschnitzer, Besenbinder, Schmiede, oder Makler thätig sind, des Abends aber sich um das hellloderndе Feuer des Kessels vor dem Zelte sammeln. Ein Zelt, eine dürre Mähre, ein Karren, ein paar Schweinchen und nackte Kinder bilden die Staffage eines Zigeunerzeltes, zu der man noch die schlanken, behenden, buntscheckig gekleideten Eltern und Erwachsenen fügen muß. Die Goldwäscher treten zu Gesellschaften von 80—100 Personen zusammen, stehen unter einem Oberhaupte, liefern ihre Ausbeute an eines der k. k. Goldeinlösämter ab. Fast alle Flüsse Siebenbürgens führen in ihrem Sande Gold mit sich, besonders in ihrem Oberlauf, ehe sich ihr Sand mit fruchtbarer Erde mischt. Um Gold aus diesem Sande zu waschen, sucht man sich einen Ort aus, wo der Fluß an Krümmungen langsamer fließt und die schwereren Theile zu Boden sinken läßt. Nach einer Ueberschwemmung sammeln sich hier die Goldwäscher, heben den Sand mit hölzernen Schaufeln heraus, schwingen ihn mit etwas Wasser hin und her, bis der leichtere Kieselsand hinweggeschwemmt und das Gold zurückgeblieben ist. Gewöhnlich hat das Gold die Gestalt von feinem Staube. Je ärmlicher die Erscheinung der Goldwäscher ist, um so großartiger ist die Natur in ihren Berg= und Thalformen, in dem Wechsel des Schauerlichen mit dem Lieblichen, wie der Eintritt in das Thal Aranyos zeigt.

Außer diesen Naturschätzen besitzt das ungarische Siebenbürgen manche historische Merkwürdigkeiten; denn im reizenden Hatzegthale sieht man noch römische Alterthümer, weil das dacische Sarmizegethusa die römische Stadt Ulpia Trajana ward; bei Deva, wo so schöne Pfirsichen gezogen werden, stehen noch die malerischen Ruinen eines Bergschlosses, die an eine thatenreiche Vergangenheit erinnern. Bei Vajda Hunyad sieht man noch das ziemlich vollständig erhaltene Burgschloß der Hunyaden, dessen Thürme, Rondellen, Zugbrücken und der 180 Fuß durch den Felsen gehauene Brunnen an die Macht und Herrlichkeit des berühmten Gubernators erinnern. Stolz und fest schauen die altersgrauen Mauern hinein in die veränderte Welt und wecken im Magyaren Erinnerungen an die Heldenkämpfe seiner Vorfahren mit den Glaubensfeinden. Von dem steilen Kalkfelsen des Burgberges, dessen Fuß die Cserna und Szalasd umspülen, führt eine lange Brücke in schwindelnder Höhe nach dem gleich hohen Berge, welcher dem Schlosse gegenüber steht und mit seinen Befestigungen stufenweise nach der Stadt herabsteigt. Dicht am Schlosse selbst endigt die Brücke mit einer Art Fallgitter, denn sie kann emporgehoben werden und füllt dann gerade den Eingang des Wartthurmes. Dabei ist sie so künstlich eingerichtet, daß das Gewicht eines Menschen hinreicht, das Brückenende emporzuheben, wenn sich Jemand auf das entgegengesetzte Ende stellt. Fensterlos dehnt sich die rechte äußere Schloßwand aus, dagegen läuft nahe an den Zinnen ein gothischer Balkon mit Fenstern hin, welcher als Gallerie das Innere erleuchtet. Auch an den innern Seiten des unregelmäßigen Hofes zieht sich eine Gallerie an den Wänden der Gebäude entlang, die jetzt als Eisenniederlage dienen, und deren rechten Flügel ein Rittersaal einnimmt. Ein Pfeiler in dessen Mitte trägt die Bogen der gewaltigen Decke und am Kapi=

tal eine lateinische Inschrift, welche den Blick auf ferne Jahrhunderte zurückzulenken ermahnt, wogegen die Fenster der Rundthüren einladen, die reizende Aussicht zu genießen, und der größte Thurm, der an der Außenseite schachbrettartig schwarz und weiß ist, an die alte Sitte erinnert, die Außenwand großer Gebäude zu bemalen, wie man dies an der griechischen Kirche zu Lugos und am alten Gerichtshaus und Gefängniß in Klausenburg bemerkt, wo allegorische Figuren in die verschiedenen Fächer eingezeichnet und mit erklärenden lateinischen Inschriften versehen sind. Dagegen erinnert das Kreuzerfeld in der Nähe der meilenlangen tordaer Felsenschlucht, einer schmalen Bergspalte, und in der Nähe eines römischen Salzbergwerkes an Trajans Siegesschlacht gegen den Decebal.

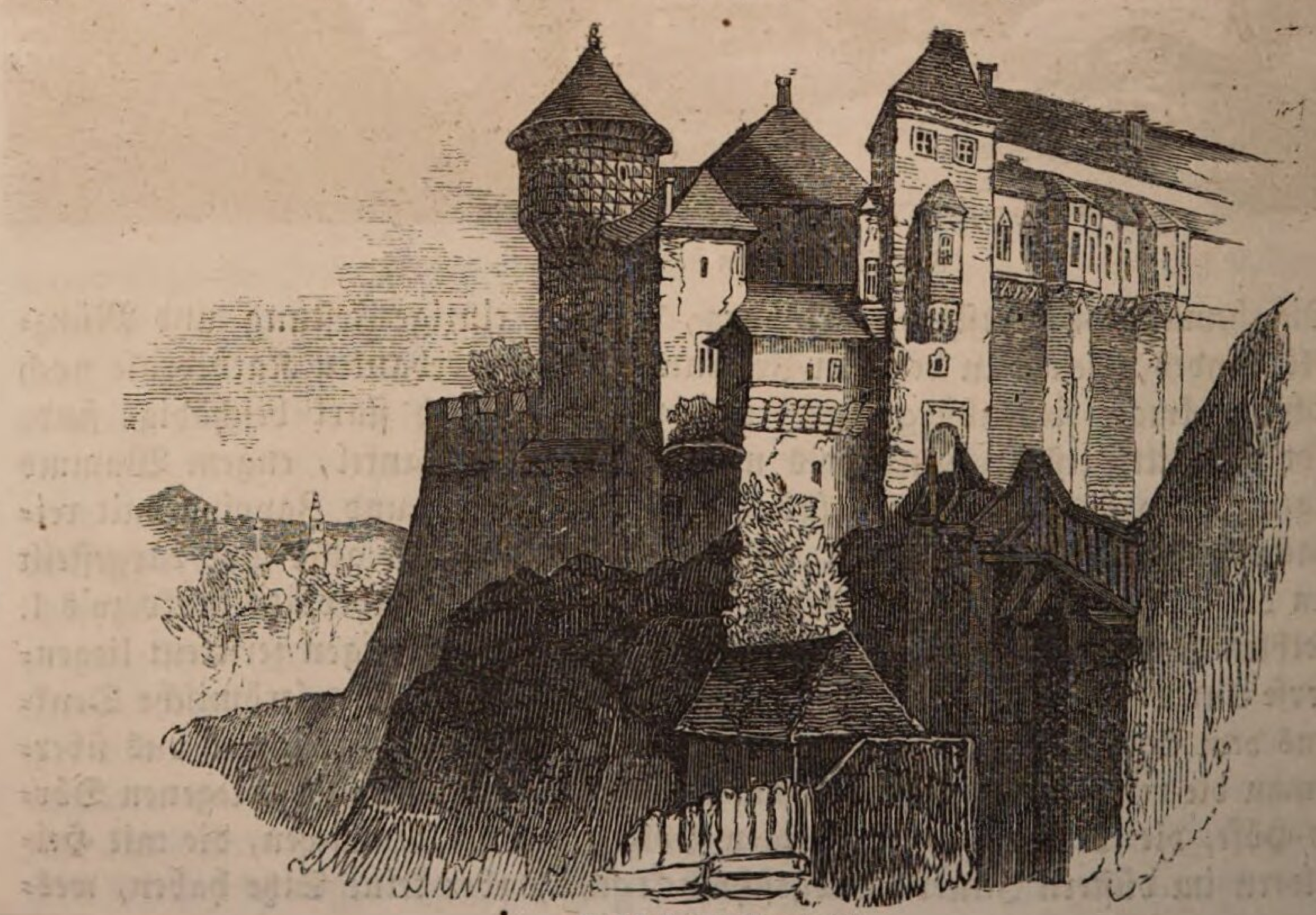


Klausenburg von Felekvar aus.

Die ehemalige Hauptstadt Karlsburg, jetzt die einzige Festung und Münzstätte des Landes, besitzt in der von Johann Hunyady erbauten Kathedrale noch die Leichendenkmale siebenbürgischer Fürsten, die freilich stark beschädigt sind. Da steht die Rittergestalt Hunyady's mit flatterndem Mantel, engem Wamms und engen Pantalons, daneben Isabella's Grab, Siegmund Zapolya mit reichen Basreliefs, auf denen Krieger, Kanonen und Waffen aller Art dargestellt sind; in der Vorhalle aber bezeichneten Steinplatten die Ruheplätze Rakoczy's I. und Bethlen Gabors. Die Stadt selbst besteht aus einem langen zerstreut liegenden Dorfe und der Festungsstadt am Berge, in deren Mauern altrömische Denkmale aus dem Colonia Apulensis eingesetzt sind. Von den Bastionen aus überschaut man die reizende Marosebene, die Weinberge, die malerisch gelegenen Dörfer und Höfe, die spitzdachigen, niedrigen Holzkirchen der Walachen, die mit Heiligenbildern im düstern Innern ausgeschmückt sind, aber keine Sitze haben, wes-

halb man alten und schwachen Personen Krücken reicht. Die Bilderwand scheidet den Priester vom Volke. Ueber der Kirche steht der Glockenthurm und um dieselbe herum sind die niedrigen Lehmhütten mit dem Estrichboden, den bunten Geräthschaften, dem Linnenvorrath und der einzäunenden Hecke. Ueberall hört man die melancholischen Nationallieder der sangreichen Walachen, oder das Jauchzen Tanzender. Seltener sieht man Magyarendörfer und Marktflecken.

Wir nehmen endlich Abschied von Siebenbürgen, indem wir uns einen Roßmarkt vergegenwärtigen, wie er in Klausenburg gehalten wird. Diese Stadt, von Deutschen gegründet, bietet in seinen 19,000 Einwohner jetzt ein buntes Völkergemisch und besitzt dabei manche ansehnliche Paläste, ein befestigtes Schloß, breite Straßen und steinerne Häuser deutschen Stils. Vor der Stadt ist ein großer Circus erbaut, in welchem die Pferde vorgeritten werden, während Damen und Zuschauer auf einem erhöhten Gerüste sich befinden. Da tummeln und treiben sich Tausende von Pferden in engem Raume umher, die nie Zaum und Zügel gefühlt haben. Sie drängen einander unruhig, bäumen sich, kreischen, schlagen aus, bis der Wärter in die Heerde stürzt, ein Pferd bei den Ohren und an der Mähne faßt und sich so fest anklammert, daß das bäumende, schnaubende Thier ihn nicht los werden kann. Bald schwebt er in der Luft, bald liegt er am Boden, aber das Thier ermattet früher als der Wärter. Es ruht einen Augenblick, den der Wärter schnell benutzt, um ihm eine Schlinge um den Kopf zu werfen. Wieder beginnt das Pferd die tollen Sprünge, aber 3—4 Mann ziehen es unbarmherzig aus der Heerde, binden es an gezähmte Pferde fest und führen es weg. Noch einige Mal versucht es sich zu befreien, aber bald von der Stärke des Menschen belehrt, ergiebt es sich in sein Schicksal und läßt sich in den Wagen spannen.



Schloß des Hunyady.



Schiffszieher an der Donau.

Bilder aus der serbischen Woiwodina und dem Temeser Banat.

I.

Zu den gesegnetsten Ländern Europa's gehört das Banat. Hier ist üppige Fruchtbarkeit gepaart mit überraschender Schönheit. Unabsehbare Heiden wechseln mit üppigen Getreidefeldern, schilfige Moräste mit prachtvollen Laubwäldern, romantische Gebirgsthäler mit weiten Ebenen, und zu dieser Mannigfaltigkeit der Landschaften gesellen sich der bunte Schmuck der verschiedenen Trachten und der abweichenden Physiognomien der Landesbewohner. Hier hausen blauäugige, gelbhaarige Deutsche in stattlichen Dörfern, im nächsten Ort liegen Walachen in langen Hemden und weiten Beinkleidern müßig vor den Thüren der Holzhäuser, wogegen draußen vor den weißen Wohnungen des nächsten Dorfes stämmige Serben arbeiten, Bulgaren auf den Aeckern pflügen, oder schlanke Magyaren in sausendem Galopp auf klapperndem Wagen hinaus nach der Pußte jagen. Damit das Land aber neben dem Reichthum an irdischen Schätzen auch unter weisen Herrschern der höheren Güter nicht entbehre, gewann der Türken- und Franzosenbesieger Prinz Eugen bei Zenta einen seiner schönsten Triumphe.

Der Name Banat bedeutet ursprünglich Grenz- oder Markgrafschaft. In den langen Türkenkriegen tummelten sich nur zu oft die Reiterschaaren der Türken und Ungarn in blutigem Kampfe auf den weiten Gras- und Getreideebenen der Theißländer, ein Ban stand als besonderer Schutzbeamter diesem Gebiete vor. Doch nur die starke Hand der habsburgischen Kaiser vermochte das segenstrotzende Land vor den Glaubensfeinden genügend zu schirmen; dafür hing es auch mit dahingebender Treue am Kaiserhause, ward deshalb 1849 von Ungarn getrennt, und mit der serbischen Woiwodina zu einem besonderen Kronland von etwas über 544 Quadratmeilen und mit mehr denn 1½ Million Einwohner vereinigt.

Das Banat hat die Gestalt eines länglichen Viereckes, welches sich zwischen der Donau, Ungarn und der Militärgrenze bis nach Siebenbürgen erstreckt. Die Theiß theilt es in zwei ungleiche Hälften, von denen die westliche sich mit ihren Weizenfeldern und Pußten zwischen der Theiß und Donau ausbreitet und die Batschka oder auch die serbische Woiwodschaft heißt und die Donau zur Grenze hat, wogegen an der Ostseite die Militärgrenze von Neusatz ab nach Norden hinauf streift, indem sie als breiter Streifen bis zum Franzenskanal die Theiß entlang geht. Der östliche Theil des Banats hat die vielgekrümmte Maros zur Nordgrenze, welche bei Szegedin in die Theiß mündet. Weniger genau lassen sich die Süd- und Ostgrenze beschreiben, weil hier die banater Militärgrenze mit ihren Zickzacklinien in das Kronland eingreift, welches wachsame Grenzposten gegen Ueberfälle und Pest schirmen.

Das Banat bildet größtentheils eine fast wagerechte Ebene, denn außer dem weidereichen Plateau, das sich in der Mitte der Batschka (ungar. Bacs) erhebt, ziehen von Siebenbürgen Bergstreifen mit malerischen Thälern nach Westen, bis sie nach nur und nach zu niedrigen Bodenwellen herabsinken, um endlich unmerklich in die Fläche der banater Ebene überzugehen. Ein Hauptzug dieser Berge begleitet das südliche Ufer der Maros in einiger Entfernung und sendet nach Norden und Süden Verzweigungen aus. Zwischen ihm und den Bergen von Lugos fließt die Bega in weitem Thale nach Westen. Fast parallel mit ihr beschreibt weiter nach Süden zu das Thal der Temes, welche aus dem banater Militärbezirk herabfließt, einen weiten Bogen, indem es anfangs gegen Norden in die Ebenen von Lugos und Temesvar hinabsteigt, dann aber nach Süden sich wendet und hier zahlreiche Nebenflüsse aufnimmt, um endlich in die banater Militärgrenze überzugehen, wo es sich wieder nach Osten wendet und große Bruchniederungen enthält, ehe die Temes in die Donau mündet.

So flußreich der östliche Theil des Banates ist, so sehr mangeln den westlichen Ebenen die belebenden Wasser, da sie außer Theiß und Donau kaum nennenswerthe Flüsse besitzen. Dagegen sind die südlichen Gegenden reich an Kanälen, welche sich hier ohne zu große Kosten anlegen ließen, so daß nun hier ein lebhafter Getreidehandel betrieben werden kann. Banater Weizen geht nicht nur nach den westlichen Kronländern, sondern sogar bis England. Der 14 Meilen lange Bacser- oder Franzenskanal zieht sich von der Theiß quer durch die Bacs

nach der Donau hinüber, indem er die Teletskaner Platte zur rechten Hand behält. Der Begakanal im östlichen Theile des Banats dagegen ist eine 16 Meilen lange Verbesserung des Begaflusses, dessen morastige Ufer der Schifffahrt hinderlich sein würden. In grader Linie führt er die Getreidekähne von Facset und Temesvar bis Becskerek, wie denn auch der Temeskanal die Temes verkürzt und der Berzavaer Kanal die Temes mit ihrem Zuflusse, der Berzava, verbindet. Man geht damit um, baldigst im Banat Eisenbahnen anzulegen, den Lauf der Theiß zu regeln und so unendlich viel fruchtbares Land für den Ackerbau zu gewinnen; so sieht es einer großen Zukunft entgegen. Leiten diese glücklichen Verhältnisse Kolonien fleißiger Anbauer ins Land, wie dies bereits im vorigen Jahrhundert wiederholt geschehen ist, so wird die Wohlhabenheit des Landes noch mehr zunehmen, und das Banat die Kornkammer Europa's werden.



Serbische Posten.

Die Niederungen der Batschka, vor Zeiten der Tummelplatz blutiger Schlachten altrömischer und türkischer Heere, umschließen mit ihrer getreidetragenden Stromebene ein niedriges, wenig fruchtbares Plateau, auf welchem Roßheerden und Rinder weiden, und das man unter dem Namen Batschka nicht mit zu begreifen pflegt. Dagegen darf man die Niederungen, welche Theiß und Donau mit ihrem fetten Schlamme düngen, das Nilland der Monarchie nennen. Da wogen unabsehbar die hochhalmigen Weizenfelder in grünen oder gelbbraunen Wellen, da duftet es aromatisch von dem reifenden Roggen, da ziehen sich Hanfäcker als dunkelgrüne Streifen zwischen Weinbergen und Obsthainen hin, blöken Schafherden drüben auf dem Anger, kriechen Kürbißranken mit gewaltigen Früchten beladen am Boden hin, und schaut des Maulbeerbaumes weiße Frucht verstohlen aus der Schattennacht der Blätter hervor. Behaglich breiten sich zwischen Wiesen und Gärten die reichen Dörfer der deutschen Bauern aus, welche mit Fleiß und Sorgfalt den fruchtbaren Boden benutzen und durch das ganze Kaiserthum wegen ihrer Wohlhabenheit, ihrer Treue, wie ihres Fleißes rühmlichst bekannt sind. Freundlich schimmern zwischen dem Grün der Pflaumen- und Apfelbäume die

weißen Giebelwände hinaus über die wallenden Getreidefluren, als wollten sie den Wanderer zur Einkehr einladen, und folgt er ihnen, so empfängt ihn nach alter Sitte der Name des Erbauers, ein frommer Spruch und die Jahrzahl des Baues über der Eingangsthüre des Gehöftes, auf welchem Enten, Hühner, Gänse und Truthühner lärmen, stattliche Rosse arbeitslustig am Wagen scharren, blonde Dirnen, den Kamm im zurückgekämmten Haar, behend nach dem Stalle eilen, um die strotzenden Euter der Kühe zu leeren, Schweine im Kofen rumorend ungeduldig an der Decke über dem Troge rütteln und kräftige Burschen sich eben zu einer Wettfahrt vereinigen. Hui, wie fliegen die leichten Wagen rasselnd die staubige Straße dahin, sausen über den Anger, daß die Hengste dampfen, und der unaufhörlich peitschende Rosselenker, vorn auf dem Wagen stehend, vor Lust aufjauchzt!

Die Batschka ist sehr stark von Deutschen bewohnt, denn nur im Norden in der Gegend der teletskaner Hügel findet man 29 magyarische Dörfer, und im Süden bewohnen Serben 39 Dörfer, wogegen den Deutschen die übrigen 41 angehören. Schon König Stephan I. errichtete in Bacs ein Bisthum, erbaute sich hier ein Schloß und hielt mehre Reichstage hier ab. Unter der türkischen Herrschaft verarmte und verwilderte das fruchtbare Land, bis unter den habsburgischen Kaisern Kolonien hierher gesendet wurden, welche das verödete Land in einen Fruchtgarten verwandelten.

Gegenwärtig ist die 171 Quadratmeilen große Batschka trotz der vielfachen Verheerungen während des letzten Krieges ein frisch aufblühendes Land, denn als Anerkennung seiner treuen Anhänglichkeit an das angestammte Kaiserhaus ist es ebenfalls von Ungarn getrennt und unter dem Namen der serbischen Woiwodschaft mit dem Banat zu einem besonderen Kronlande vereinigt. Frachtwagen und Schiffe schaffen den Ueberfluß des Landes hinauf nach Pesth, Wien und Linz; hier ladet man Weizen, dort Mais, wohlschmeckende Nüsse und kostbare Pflaumen; wieder an andern Orten pflegt man die Seidenraupe. Da schnurren zahllose Spindeln in den Seidenwebereien zu Apatin. Bei letztgenanntem Orte beginnt der 13,000 Klaftern lange, 3 Klaftern breite und 2 Klaftern hohe Wall der Römerschanze und reicht bis Földvar an der Theiß hinüber. In den Städten, deren Straßen wegen Mangel an Steinen meist ungepflastert sind, sieht man schöne griechische und katholische Kirchen mit reich geschmückten Altären, bunt gemalten Decken, stattliche Komitats- und Stadthäuser, geräumige Schulen, stille Klöster und belebte Marktplätze. Da versendet das weitläufige Theresiopol am natronreichen Paliczersee Lederwaaren und Leinwand, Apatin Hanf, nach Baja wandern zahlreiche Heerden langborstiger Schweine und erfüllen Markt und Straßen mit ihrem Geschrei, in Zombor preßt man aus dem Kürbiß Zuckersaft, und pflegt der Seidenraupe, Neusatz versendet wohlschmeckendes Obst und Gemüse; Bacs Wein und Borstenvieh, Topolya handelt mit Rindern und Schafen, Alt-Kanisa mit Tabak, und an andern Orten kommen und gehen Dampfschiffe, hinter deren rauchendem Schlot man große Frachtschiffe erblickt, welche von den Dampfern geschleppt werden.

So eintönig die flache Landschaft ist, so einförmig die Städte und Flecken

mit ihren gradlinigen breiten Straßen und bescheidenen Häusern aussehen; so malerisch erscheinen die bunten Trachten der Volksstämme, die sich geschäftig durch einander bewegen. Serbische Matrosen mit dem rothen Fez und der abgetragenen



Banater Bauern.

Jacke, Walachen mit hoher Mütze, Ungarn im Schafpelz, mit weiten Linnenhosen und breitrandigem Hut, die wilden Gestalten der Roß-, Schwein- und Rinderhirten, die derben Deutschen im engen Lederhosen und hohen Stiefeln, die

Geistlichen in langen wallenden Gewändern, die Frauen in grell bunten Kleidern mit Stickereien aller Art, dazwischen kühn blickende Offiziere und ernste Beamte — dies giebt ein reiches Bild aus dem Volksleben der Monarchie. Vor Allen aber fallen die verwilderten Gestalten der Schiffszieher auf, die reihenweise an eine Leine gespannt, die schwerfälligen Donauschiffe den Fluß hinauf schleppen, wobei sie mit jedem Schritt eine Last von vielen tausend Centnern und den Widerstand des Stromes zu bewältigen haben. Glücklicher Weise nimmt diese quälende Arbeit seit der Benutzung der Dampfschlepper ab.

Die Woiwodina ist „eine wahre Musterkarte von Völkern", so daß die Grenzen der einzelnen Nationen schwer zu bestimmen sind. Syrmien, der Landstrich jenseits der Donau, ist durchaus serbisch, die Batschka im Norden magyarisch, im Süden serbisch, das Banat endlich im Westen serbisch, im Osten romänisch (man sagt rumänisch) mit Ausnahme zweier großer deutscher Sprachinseln. Von diesen liegt die eine an der Maros, die andere am Karas und an der Nera. Alle eigentlichen Serben und fast alle Romänen sind griechisch nicht-unirt, die übrigen Nationen katholisch, die Ruthenen griechisch-katholisch. Bei der Feldwirthschaft herrscht die Dreifelderwirthschaft; bei den deutschen Gemeinden dagegen wird die Hälfte der Brache mit Mais bebaut. Hafer und Weizen gehören zu den besten in der ganzen Monarchie, der Reisbau nimmt dagegen ab, aber um so mehr Fleiß wendet man dem Raps zu. Es zählt kein Kronland im Verhältniß zu seinem Flächenraum so viel Pferde als die Woiwodina, da auf jede Quadratmeile 762 Stück kommen. Während Magyaren und Deutsche die Pferdezucht lieben, zieht der Serbe die Rindviehzucht vor. Im Berglande ist die Zucht grobwolliger Schafe zu Hause. Leider ist die Viehzucht im Allgemeinen im Verfall begriffen, denn der Viehstand hat nicht allein abgenommen, sondern es wird auch für die Veredelung der Raçen wenig gethan. Stallfütterung ist nicht ausführbar, Wiesenbewässerung nicht angewendet und die Pußten durchgehends als Ackerland benutzt. Auch die Bienenzucht ist im Rückgange, die Seidenzucht dagegen könnte eine reiche Erwerbsquelle der Bevölkerung werden. Die Industrie beschränkt sich auf die landwirthschaftlichen Gewerbe und die gewöhnlichen Handwerke, die Kleingewerbe leiden an zu geringer Bildung der Arbeiter, und der Handel beschränkt sich auf Rohproductenhandel und die Einfuhr von Kolonialwaaren und Industrieerzeugnissen. Zwei Hauptstraßen durchschneiden das Land: von Neu-Arad über Temesvar und von Eszek (auch Esseg, Essek) nach Karlowitz.

Wie bereits erwähnt, ist die Batschka reich an historischen Erinnerungen, doch als die glorreichste steht obenan der Sieg, welchen Prinz Eugen, der tapfre Ritter, am 11. Sept. 1697 bei Zenta über die Türken gewann. Ein Diamant ist er in der Krone der österreichischen Heldengeschichte; wir verweilen bei diesem Glanzpunkte einen Augenblick!



Schlacht bei Zenta.

II.

Der Sultan Mustapha II. hatte einen Rachezug gegen Ungarn unternommen, von welchem er bereits einige Theile erobert hatte. Zu Temesvar im Banat saß als sein Statthalter einer seiner Pascha's. Im Uebermuthe, stolz auf seine Macht und um die Feinde zu erschrecken, beschenkte er in seinem Lager bei Adrianopel den persischen Gesandten überreich, als wenn er der Herr der Welt wäre. Er übergab diesem Botschafter ein Streitroß mit silbernem Kettengebiß und mit einer Schabrake, die von Smaragden und Rubinen strahlte, und fügte dazu noch silberne Waffen und kostbares Sattelzeug. Damit nicht zufrieden, bestimmte er dem persischen Sultan außer einer edelsteinbesetzten Keule noch ein Roß mit goldenem Sattelzeug und Geschirr, mit juwelenstrahlendem Zaum, diamantenem Stirnbusch, und vergoldeten, diamantenreichen Steigbügeln, hatte

sogar die Schabrake mit funkelnden Edelsteinen und Perlen sticken, die golddurchwirkte, scharlachene Satteldecke mit silbernen Ketten verzieren und mit rothem Atlas füttern lassen.

Eine solche furchtbare Macht übermüthiger Feinde marschirte jetzt gegen die Donau. Schaaren von Holzhauern und Brückenbauern zogen voran, um breite Wege durch die Wälder zu hauen, die Straßen zu ebnen und Lager für das gewaltige Türkenheer abzustecken. Unabsehbar schleppte sich der Zug von Rossen, Reitern, Kamelen, Wagen und Fußvolk dahin, Roßschweife wehten, Hengste wieherten, Trommel- und Paukenschall ermunterte die Müden beim Marschiren, zahllose Diener, Wagen und Kamele schleppten die Zelte und Vorräthe nach, ganze Heerden von Rindern und Schafen folgten dem Heere, um dasselbe unterwegs zu speisen. Wol hatte sich Eugen beeilt, als die Kunde von dem drohenden Einfalle der Türken nach Wien kam, den Feinden bei Belgrad zuvorzukommen, so daß er Tag und Nacht seine tapfern Schaaren marschiren ließ, aber die Entfernung war zu weit, und Eugen kam daher trotz der Ausdauer seiner Truppen zu spät.

Nachdem der Sultan eine Brücke über die Donau und eine andre über die Save geschlagen hatte, hielt er mit seinen Paschas Kriegsrath über den Weg, den man einschlagen müsse. Die meisten Oberoffiziere waren dafür, daß man über Titel nach der Batschka marschiren solle; doch ein erfahrener General zeigte das Gefährliche eines solchen Marsches, indem er ausrief: „Die Tapferkeit der Ungläubigen sollte Euch wol bekannt sein. Hat uns doch Ludwig von Baden erst vor wenigen Jahren bei Szalankemen fast bis zur Vernichtung geschlagen! Unsere Feinde sind voll Muth und fürchten den Tod nicht, wissen jede Schwierigkeit zu überwinden, und die Kriegskunst ihrer Generale weiß von unsern Fehlern Nutzen zu ziehen. Und grade vor dem Eugen sollt' Ihr Euch doppelt hüten, denn ihm kommt Keiner in der Kunst der Kriegsführung gleich!"

So unangenehm es die Oberoffiziere des Sultans auch berührte, daß dem Feinde so viel Anerkennung gezollt wurde, so nahmen sie doch den Rath an, nicht in die Batschka, sondern ins Banat einzudringen und gingen über die Temes, Bega und Theiß, um auf deren rechtem Ufer zu lagern, dieselbe hinauf zu ziehn, sie bei Szegedin zu überschreiten und Siebenbürgen sammt Oberungarn zu besetzen. Kaum erhielt Eugen durch seine Kundschafter hiervon Nachricht, so sandte er den Grafen Schlick mit 1700 Mann Fußvolk ab, um schleunigst Szegedin zu besetzen, und den Feinden den Uebergang zu wehren, er selbst aber eilte den Türken nach, damit er sie wo möglich hindre, bei Zenta über die Theiß zu entweichen. So ungestüm er indeß auch drängte, so eilig seine zwölf Kolonnen über die weiten Ebenen dahin schritten, so konnten sie doch das Unmögliche nicht leisten und den Feind am Theißübergang hindern. Der Tag war heiß, dichte Staubwolken hüllten die Kolonnen ein, weit und breit war kein Tropfen Wasser, kein Schatten, keine Labung. Wol würde manches andre Heer ermattet sein, doch für die Kaiserlichen gab es unter einem Führer, wie Eugenius, dem tapferen Ritter, keine Erschöpfung, wenn ihr angebeteter Feldherr Anstrengungen verlangte.

In Schweiß gebadet kamen die Kaiserlichen am späten Nachmittag bei Zenta an. Die Türken waren noch im Uebergange begriffen, die Reiterei und das Geschütz bereits auf dem linken Ufer, wo ein Lager von bunten Zelten mit wehenden Wimpeln aufgeschlagen stand. Nur das Fußvolk befand sich noch auf dem rechten Ufer, wo es hinter hohen Erdwällen lagerte, auf welchen Kanonen ihre furchtbaren Schlünde denen zukehrten, welche den Uebergang stören wollten. Schnell übersah Eugen die feindliche Stellung, erkannte in der Theilung des Heeres einen Fehler, welcher den Sieg erleichtern konnte, und befahl deshalb die sofortige Aufstellung zur Schlacht.

Die Kolonnen entwickelten sich, die Züge marschirten neben einander in Schlachtlinie auf, Batterien zogen rasselnd durch die geöffneten Glieder, um sich vor der Front aufzustellen, Reitergeschwader trabten nach den Flügeln oder sammelten sich hinter den langen Reihen der Bataillone, Adjutanten sprengten hin und her, und ehe zwei Stunden vorüber waren, stand die kaiserliche Armee in voller Schlachtordnung. Die Türken waren über diese Anordnungen so betroffen, daß sie nicht wußten, was sie thun sollten. Diese Unentschlossenheit hielt sie denn auch ab, den Aufmarsch der Kaiserlichen zu hindern, sie begnügten sich vielmehr damit, die Reiterei vom linken Ufer auf's rechte zurückzurufen. Die Rosse am Zügel führend, kamen die Spahis, versprachen dem Großwessir, für den Glauben den Märtyrertod zu sterben, und stellten sich auf ihre Posten in den Schanzen.

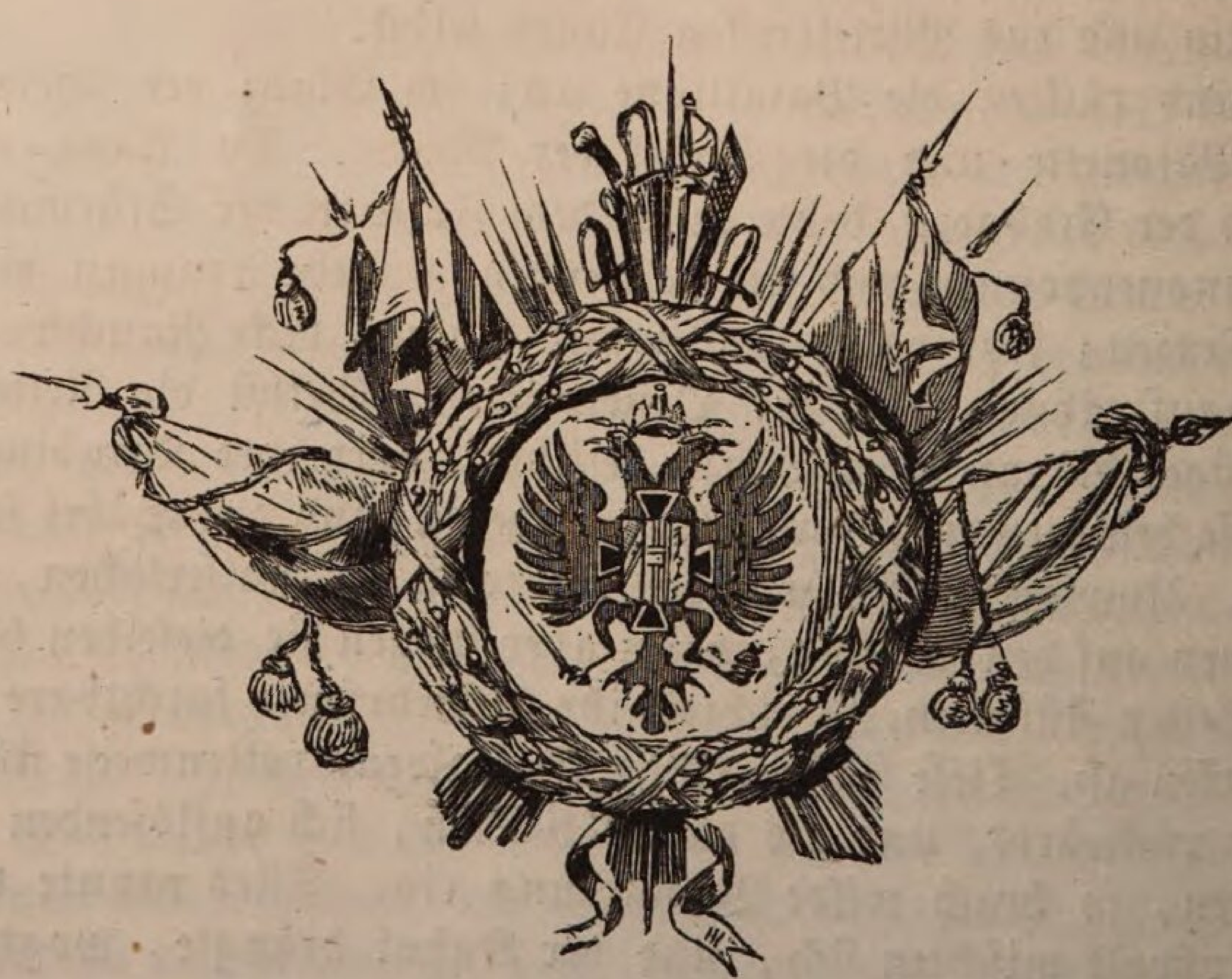
Jetzt befahl Eugen den Angriff. Die Trompeten klangen, die Trommeln wirbelten, die kaiserlichen Fahnen wehten hoch wie segnend über den anrückenden Bataillonen. Nur noch zwei Stunden kann die Sonne scheinen! rief Eugen den Truppen zu, drum tapfer drauf! Macht's kurz und bündig ab! — Es lebe der Kaiser! Es lebe Prinz Eugen! antworteten die zum Kampfe begeisterten Truppen. Im Sturmschritt ging es gegen die halbmondförmigen Schanzen der Türken. Den rechten Flügel führte Graf Guido von Stahremberg, den linken Graf Bussy Rabuttin und das Mitteltreffen Eugen selbst.

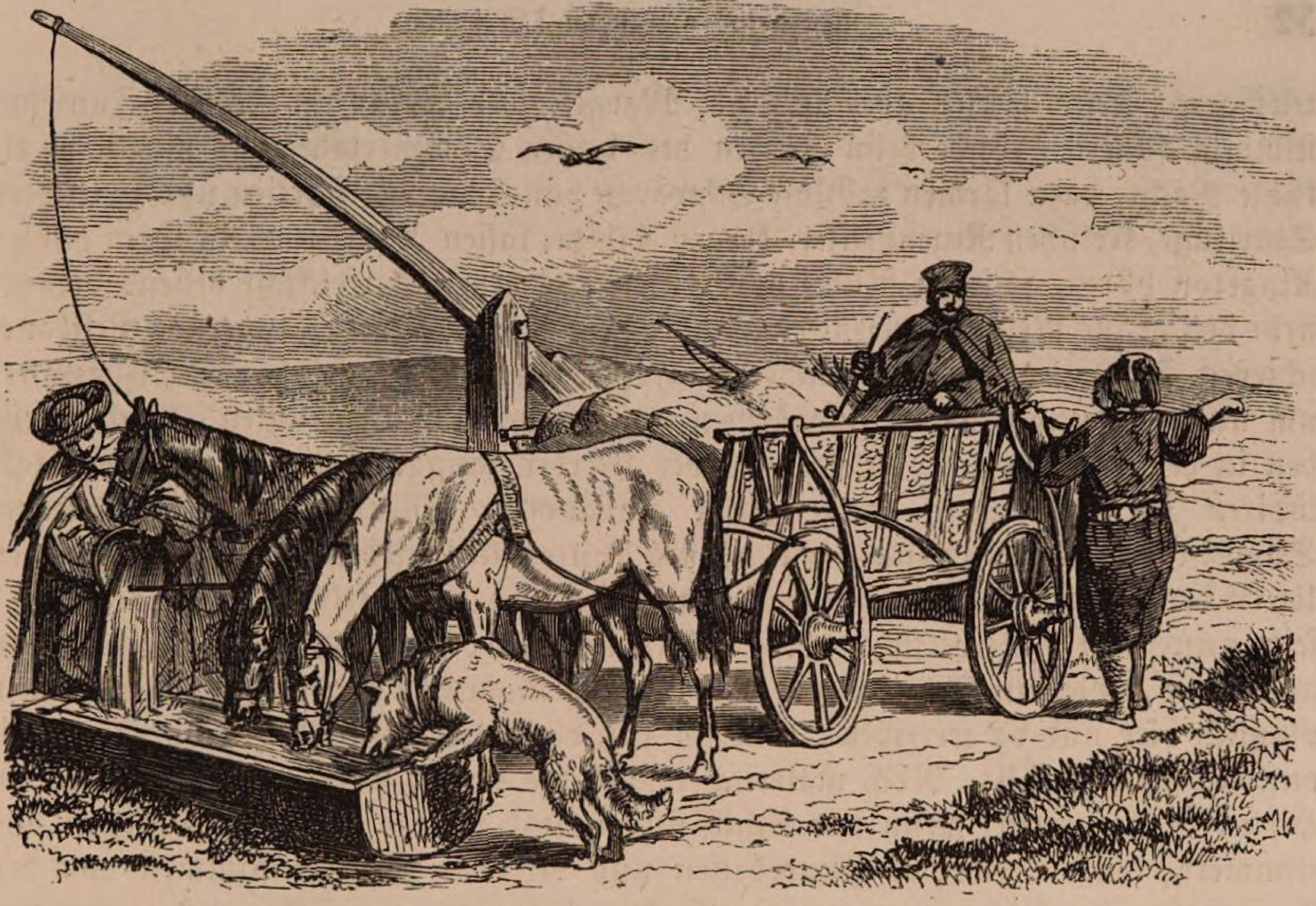
Schweigend rückten die Bataillone an; im Glanz der scheidenden Sonne blitzten die Bajonette und die Säbel der Reiter. Da klang es: „Marsch! Marsch!" und der Erdboden bebte unter dem Fußtritt der Stürmenden. Mitten durch den Kanonendonner und die sausenden Kugeln drangen die Kaiserlichen gegen die Schanzen; jetzt rollte Salve auf Salve, dicke Rauchwolken zogen die Schanzen hinauf, ihnen nach die Oesterreicher. Selbst die Reiter hatten ihre Pferde am Zügel bis an die Schanze geführt, dort ihre Karabiner abgefeuert, dann die Rosse bestiegen und sprengten verwegen und den Säbel schwingend den Wall hinauf. Unwiderstehlich war der Andrang der Kaiserlichen, lustig flatterten ihre Fahnen auf den Wällen, dann aber stiegen sie dieselben hinab, und da sie von drei Seiten stürmten, so richtete ihr Gewehrfeuer furchtbare Verheerungen unter den Türken an. Tiefe Lücken rissen die Salven, rottenweise stürzten die Türken, drängten rückwärts, und als die weichenden, sich auflösenden Schaaren auf einander stießen, so brach wilde Verwirrung ein. Alles rannte durcheinander, Reiter und Fußvolk mischten sich, und der Knäul drängte, wogte und fluthete

der Brücke zu. Doch nun richteten sich die kaiserlichen Geschütze gegen die Brücke, der linke Flügel drang behend vor und sperrte den Zugang zur Brücke, während innerhalb des Walles die Wagenburg erstürmt und alles niedergemetzelt wurde, was Kugel, Bayonnet und Säbel erreichen konnten. Wehgeschrei drang hinauf zu dem rothbraunen Abendhimmel, Zelte und Wagen trieften von Blut, zehntausend Türken stürzten sich in der Todesangst in die Theiß und ertranken, zwanzigtausend Leichen deckten das Lager und nur tausend entrannen dem Verderben. Fast alle höheren Offiziere fanden den Tod. Fluchend hielt Mustapha drüben am linken Flußufer, sah die Noth der Seinigen und konnte ihnen nicht helfen. Wol schlug er zornig an sein goldenes Schwert, wol spornte er aus Unmuth sein Roß, daß es hoch bäumte, aber damit rettete er sein Heer nicht. Mit seinen Reitern jagte er endlich nach Temesvar, indem er den Siegern unermeßliche Beute hinterließ. Alles Geschütz ging verloren, 9000 Wagen und 60,000 Kamele, welche das Gepäck trugen, fielen nebst 15,000 Ochsen, 7000 Pferden, 26,000 Kanonenkugeln, 553 Bomben, 500 Janitscharentrommeln, 48 Pauken, der Kriegskasse, des Sultans achtspännigem Wagen und Harem in die Hände der Kaiserlichen.

Da gab es Singen und Jubeln im kaiserlichen Lager, als die Truppen rasteten! Lustig ward nun verkauft, vertauscht, verloost und verschleudert, was man erbeutet hatte. Für eine Pfeife Tabak oder einen Schluck Wein konnte man die kostbarsten Waaren Ostindien's erhalten; mit dem Rosenwasser von Schiras benetzten die übermüthigen Husaren die Mähnen ihrer Pferde oder hingen ihnen Perlenschnüre um den Hals; Eugen selbst war von diesem schnellen Siege so begeistert, daß er an seinen Kaiser schrieb: „Es war, als ob die Sonne zögerte unterzugehen, um den Triumph der kaiserlichen Waffen zu sehen und mit ihren Strahlen heller zu beleuchten!"

Die Schlacht bei Zenta glänzt hell unter den Ehrentagen der kaiserl. Armeen!





Ein Halt in der Pußte.

III.

Wenden wir uns nun aus der Batschka hinüber nach dem Banat! Von Szegedin ab fließt der Lieblingsstrom der Ungarn, die fischreiche Theiß, mit seinen goldgelben Gewässern langsam und behaglich durch die Niederung des Banates. Sein Bett ist bei Szegedin 400 Fuß breit, bei Tittel jedoch, wo er in die Donau mündet, erweitert er sich bis 733 Fuß, hat dabei eine Tiefe von 10—20 Fuß und ein Gefäll von kaum 2 Fuß auf die Meile. Bei wachsender Wassermenge tritt der Fluß leicht über seine flachen Ufer, die von breiten, dichten Schilf- und Rohrwaldungen eingefaßt sind, bildet Lachen und Moräste, in denen allerlei Sumpfpflanzen wuchern, so daß diese Rohr- und Sumpfwildniß seine Ufer fast ganz unzugänglich macht, weshalb die Ortschaften abseits vom Flusse liegen. Nur hier und da wagt ein Fischerdorf seine schilfgedeckten Lehmhütten von den Stellen näher ans Ufer vorzuschieben, wo eine Lichtung den Schilfwald unterbricht.

Eine großartige Farben- und Tonpoesie liegt über dem Flusse ausgebreitet! Der Ungar besingt ihn in Volksliedern und betrachtet ihn als Zierde und Stolz seines reichen Vaterlandes. Leise plätschernd ziehen die goldgelben Wellen den Fluß hinab; lispelnd schwanken die hohen Rohrschäfte, in schöngeschwungener Linie neigen sich die grünen Blätter nieder nach der Fluth, indem sie sich zugleich scharf von dem dunkelblauen Hintergrund des Himmels abheben, der durch die Wipfel hindurch schimmert. Weit und breit ist's öde und menschenleer, nur von Zeit zu Zeit hört man den leisen Ruderschlag eines Fischerbootes oder eines En-

tenjägers; desto lauter aber ist's am Morgen und Abend im Schilf. Tausendstimmig quaken Frösche beim Sinken des heißen Sommertages bis hinein in die kühle Nacht, dazu lärmen zahllose Schwärme von Staaren, schreien und zwitschern Sperlinge, kreischen Regenpfeifer, klagen Kibitze, lassen Rohrdommeln ihren hohlen Klageton hören, schießen Rudel von Enten aus dem Schilfdickicht behend hervor, steht der graue Reiher lauernd am sumpfigen Ufer, fischen klappernde Pelikane, schießen Schwalben über die trübe Wasserfläche und die säuselnden Schilfhäupter, um unter tanzenden Mückenschwärmen eine Verheerung anzurichten, blöcken drüben in der Ferne von der Weide herüber Heerden langgestreckter Rinder oder gallopiren im Uebermuth lange Züge unbändiger Füllen mit hochgehobenem Schweife die Wiese entlang. Ein großes buntes Naturleben entfaltet sich an den Ufern der Theiß, welches aber eine ganz andere Färbung erhält, wenn der Mond sein geisterhaftes Silberlicht über Schilf und Strom gießt, wenn weiße Nebel aufsteigen, wie ein Schleier um die grünen Rohrwaldungen sich legen, dann plötzlich hier und da zerreißen, und so daß der Silberschein des Mondes auf die dunkeln Futhen fällt. Noch malerischer wird die Scene, wenn von Ferne lodernde Hirtenfeuer leuchten, wenn das Schilf flüstert und rauscht, der Strom glitzert und flimmert, halb verwehtes Hundebellen und verlorne Menschenstimmen von den Pußten herüber klingen, wenn ein Nachen leise über den Fluß gleitet und eine lange Spur silbern schillernden Wassers zurückläßt, wenn ein aufgescheuchter Vogel im Ried aufschreit, die Eule schauerlich kreischend durch die stille Luft zieht und Fische plätschernd emporschnellen.

Lange könnte man sitzen, träumen und Lieder dichten an dem malerischen Ungarnflusse, könnte dem Haschen und Jagen der Hechte und Karpfen zuschauen, der Flucht der behenden Schleien, der Stirlen und Hausen, den Bewegungen der ungestümen Störe, der unbeholfenen Krebse, den muntern Dills und wie die Wasserbewohner alle heißen, welche durch einander schwimmen, hier lauschen, dort flüchten, hier mit einander spielen, dort in lautlosem Kampfe um Leben und Tod mit einander streiten. Neben diesem stummen Treiben der Fische lärmt und schreit es am Tage aus tausend Vogelkehlen und der Sonnenstrahl bildet, wenn er durch die wankenden Schilfhalme dringt, tausend glänzende Lichteffecte; Hell und Dunkel ringen mit einander, die Wellen schaukeln auf und ab, und helle Lichtfunken beleuchten bald ein geducktes Wasserhuhn, bald eine blühende Rohrkolbe, bald ein schwimmendes Nest, bald die Leiche eines Wasservogels. Drüben aber am Strande glänzen wie geschmolzenes Gold die Fenster eines einsamen Kirchleins oder schimmern die niedrigen weißen Häuser mit ihren grünen Jalousien unter Akazienbäumen zwischen freien Stellen des Uferschilfes herüber, während auf dem meilenbreiten Ried Störche klappern und Falken jagen oder Reiher heiser krächzend aus dem wogenden Schilfe in Spirallinien emporsteigen.

Theißwasser zieht der Ungar jedem andern vor, Theißschilf deckt seine Hütte, Theißfische sind seine Lieblingsspeise, Geflügel der Riede sind die Jagdbeute, welche er in stillen Nächten auf sicherem Kahne beschleicht, an der Theiß genießt er die Farbenpracht des Sonnenauf= und Unterganges. Da umfließt goldner

Glanz die grünen Schilfbüsche, übergießt Rosengluth den Fluß, liegt Sabbathstille auf seinen Wellen und Rieden. Noch prächtiger wird der Farbenschmuck, wenn nach Regen oder bei grauem Himmel einzelne Streiflichter in die Schilfwildniß und auf den trüben Strom fallen und einzelne Strombilder wie helle Gemälde heraustreten.

Nicht minder malerisch sind die unabsehbaren Ebenen, welche sich weit in's Land hinein und den Fluß hinab ausbreiten. Hoch aufgerichtet stehen die Weizenhalme mit ihren gelbbraunen segengefüllten Köpfen. Aehre steht dicht neben Aehre. So weit das Auge reicht, wankt es leise und geräuschlos in diesem Aehrenwalde. Die Wachtel schlägt, das Rebhuhn lockt, der Bussard schwebt bedächtigen Fluges über dem Weizenfelde, hängt dann wie angenagelt, schießt pfeilschnell herab und faßt die Lerche mit scharfen Fängen. Stunden weit wandert man zwischen den Getreidefeldern hin; da schallt keine Menschenstimme, schattet kein Baum, erhebt sich kein Hügel. Ueberall dehnt sich die unabsehbare Fläche mit den wankenden Aehrenspitzen und den schillernden Luftwellen, welche über die Aehren hinlaufen bis zu den Grenzen des Horizontes. Die brütende Sommerhitze von 20—35° Reaumur, die regungslose Stille, als wandre man durch eine ausgestorbene Welt, erinnern mitten in den Getreidefluren an die Schauer der Wüste. Endlich erscheint am Horizonte ein Kirchthurm, Stimmen werden hörbar, Wagenrasseln oder das Klappern eines Pfluges, das Brüllen einer Heerde, das Schnattern von Gänsen dringt herüber, statt des Weizens breitet sich ein Haferfeld aus, steht Tabaksstaude neben Tabaksstaude auf derbem Stengel und hält ihre rothen Blüthen der Sonne entgegen, ziehen schattige Obstgärten mit eigroßen Pflaumen und süßen Birnen wie ein grüner Rahmen sich um das Dorf. Drüben aber dehnen sich schon wieder unabsehbare Maisfelder aus. Auf stattlichem Schafte schwankt der Blüthenbüschel, die breiten Blätter neigen sich in sanftem Bogen zur Erde, neben dem Schafte schaut der Fruchtkolben mit den gelben Körnern verstohlen hervor, und der blaue Himmel schimmert als Hintergrund zwischen dem grünen Blätterwald durch.

So farbenreich die einförmige Ebene im Frühling und Sommer erscheint, so schaurig öde ist sie im Herbst, wenn der Regen Wege und Aecker aufweicht und unzugänglich gemacht hat, oder im Winter, wenn wilde Schneegestöber über die Stoppeln hinfegen, eine blendende Schneedecke sich unabsehbar ausdehnt und nur selten ein hervorragender Gegenstand das Einerlei der gradlinigen Fläche unterbricht.

Dies sind die vielgepriesenen Weizen- und Maisfelder des Banates, von denen die ersteren vorzugsweise bei deutschen Dörfern, letztere bei serbischen und bulgarischen anzutreffen sind, wogegen der Ungar, wenn es angeht, dem Tabak und Wein besondere Vorliebe zuwendet. Mit den Getreidefluren, welche zusammen im Banat etwa 2½ Millionen Morgen ausmachen und 16 Millionen Preßburger Metzen Ertrag liefern, wechseln Weiden und Wiesen, etwa 3 Millionen Morgen betragend. Da treiben sich Schaf- und Schweinherden umher, schimmern weithin die weißen Gänseherden, weiden Rosse und Rinder, bewacht von Männern in zottigen Pelzen; aber ringsum breitet sich die schatten- und baumlose Oede aus,

auf welcher jeder Laut erstirbt, selbst die Luft ermüdet und still zu stehen scheint, keine Bodenwelle den Horizont begrenzt, sondern die grüne Ebene mit dem grauen Rande des fernen Himmelsgewölbes verschwimmt.

In meilenweiter Entfernung ragt der Schwengel eines Brunnens in den mattblauen Himmel empor und zeigt sich das graue Schilfdach einer Tscharda. Zahlreiche Gleise kreuzen und durchfurchen die Haide, denn jeder Fuhrmann sucht sich nach Gutdünken seinen Weg, und wenn ihn der Abend im Freien überrascht, spannt er aus, treibt seine Rosse mit gekoppelten Füßen auf die Weide, zündet ein Feuer an, hängt den Kessel mit einem Stück Schöpsenfleisch oder Speck darüber und legt sich nach dem Mahle, in seinen Pelz gehüllt, unter dem Wagen zur Ruhe nieder. Viel mehr Bequemlichkeit als unter seinem Wagen würde der Fuhrmann in der Tscharda auch nicht finden, welche stets aus zwei Gebäuden besteht, von denen das eine den Menschen zum Aufenthalt dient, das andere als Stall benutzt wird. Zwischen ihnen liegt ein geräumiger Hof, in dessen Mitte das von Holzpfeilern getragene Dach eines offenen Schuppens die untergestellten Wagen gegen Thau und Regen schirmt, wogegen die beiden Thore der hohen Mauer, welche das Gehöfte umgiebt, vor Dieben schützen sollen, weshalb sie des Nachts sorgfältig geschlossen werden.

Je einförmiger die Bodengestalt eines Theils des Banats ist, um so mannichfaltiger erscheint die Bevölkerung, da dies Kronland außer einigen tausend Juden, Zigeunern und Ruthenen von Bulgaren, Walachen, Serben, Magyaren und Deutschen bewohnt wird, die sich entweder in besondern Dörfern abschließen, oder auch nicht selten in einem Dorfe vermischen. In letzterem Falle ist nicht selten die eine Seite des Dorfes deutsch, die andere serbisch oder ungarisch ist. Nach dem Karlowitzer Frieden 1697 siedelten sich viele Serben unter Führung ihres greisen Bischofs Arsenius Czernowitz im südlichen Banat an und bildeten fortan eine streitbare Vormauer gegen die eindringenden Türken, nachdem Prinz Eugen durch neue Siege das Banat dem Kaiserthum gesichert hatte. Hierauf gab der Feldmarschall Graf Mercy dem Banat nicht nur eine militärische Verfassung, sondern rief 1728 auch Deutsche, Italiener und Spanier als Kolonisten in das Land, mit denen Weizen- und Seidenbau an die Ufer der Theiß verpflanzt wurden. Die Italiener brachten Waid und Färberröthe, pflanzten Rüben, um Lugos und Versecz Wein, Obstbäume und Maulbeerbäume, bauten Reis, Temesvar ward durch sie Fabrikort, weshalb eine seiner Vorstädte den Namen Fabrik behalten hat, der Begakanal ward gegraben. Später wanderten von Neuem Serben ein, nach ihnen kamen auch Bulgaren, geleitet von ihrem Bischof Stanislovits, mit großen Viehherden und gründeten Vinza und Beschenova. Ihnen folgten später deutsche Einwanderer, die sich in Hatzfeld, Csatad und Nentrod niederließen.

Die Serben sind ein kriegerisches, reich begabtes Volk, welches Jahrhunderte lang mit kühnem Heldenmuthe gegen Türken und Ungarn stritt. Vor Zeiten schien es fast, als ob sie südlich der Donau ein großes Reich gründen würden, aber wegen der inneren Parteiungen konnte sie nicht zu nachhaltiger Macht kommen. Doch feiern erblindete greise Sänger in weitverbreiteten Heldenliedern die Erin-

nerungen an die Abenteuer und Heldenthaten der serbischen Könige und begleiten ihre reimlosen Balladen mit eintönigem Recitativgesange und dem Pferdehaarbogen, den sie über die Pferdehaarsaite der tambourinartigen Gusle streichen. Durch Kroatien, Serbien, Bosnien, die Herzegowina und Dalmatien haben sich diese oft hochpoetischen Heldenlieder verbreitet, die von Stephan Duschan berichten, welcher das Griechenreich erobern wollte. Sie singen auch von Wukaschin Bogdan, den neun Jugowitschen, von Marko Kraljewitsch, von Lasar, von der Schlacht auf dem Amselfelde, von Milos und der Verwegenheit der Haiduken, d. h. der christlichen Serben, die auf eigne Faust Räuberkrieg mit den Türken führten. Nicht minder anmuthig wissen serbische Volkslieder die Schönheit des Vaterlandes, häusliches Glück, Hochzeiten, Flüsse und Berge zu besingen, so daß Kapper und die Talvj mehrere Hundert Lieder aus der serbischen Sammlung ins Deutsche übersetzten.

Die Serben, die in Syrmien, in der Batschka, im Banat und der Militärgrenze wohnen, zeichnen sich durch Fleiß, Tapferkeit und treue Aufopferung für ihr Kaiserhaus vortheilhaft aus. Sie kämpften tapfer und beharrlich unter kaiserlichen Fahnen gegen die Türken. Ihre nationale Tracht und Sitte schwindet nach und nach in den Städten; nur auf den Dörfern erhält sie sich noch. Besonders die Hochzeitfeier wird unter großem Jubel und vielen Ceremonien vollzogen. Sind die Eltern des Brautpaares über die Verheirathung ihrer Kinder einig, so geht der Herold mit der blumen- und münzenbehangenen Weinflasche von Haus zu Haus, um die Gäste einzuladen, von denen einige besondere Ehrenämter erhalten. Mit einem Gruß in Versen wird jeder Gast bewillkommnet, worauf der Zug bewaffnet und mit wehender Fahne vom Hause des Bräutigams nach dem der Braut geht. Ein weißes Tuch an der Mütze macht den Bräutigam kenntlich, der jeden Begegnenden mit Wein labt, aber auch in jedem Dorfe, durch welches der Zug wandert, Eßwaaren empfängt. Während dem hat sich die Braut zur Trauung vorbereitet. Ein Festmahl geht der feierlichen Einsegnung vorher. Bei demselben muß der Bräutigam verlegen und unruhig thun, bis die Braut, die unter lautem Weinen angekleidet ist, verschleiert erscheint, jedem Gaste unter demüthigen Verbeugungen die Hand küßt und endlich vom Priester getraut wird. Hierauf kehrt der Festzug in des Bräutigams Haus zurück, um hier noch einige Tage zu schmausen; doch bringt sich hierzu jeder Gast seine Speise, sowie Messer und Gabel mit. Zum Schluß sammelt die junge Frau Geld ein, und je schlauer sie hierbei zu verfahren weiß, um so mehr wird sie geachtet.

Die 12000 Bulgaren des Banats, welche katholischen Glaubens sind, wohnen in vier Orten und zeichnen sich durch große Sittenreinheit besonders aus. So innig die Familien zusammenhalten, so daß jede ihre armen Mitglieder nie in der Noth verläßt, so streng werden die Geschlechter getrennt von einander gehalten, außer am Ostermontage, wo sie auf dem Kirchhofe mit einander spielen. Dann tragen die Burschen blaue Tuchkleider statt der weißen, wogegen die Mädchen sich mit einem himmelblauen Spenser schmücken und vor den faltenreichen, 12 Ellen weiten Hinterrock eine gelbe Schürze auf die Weise vorbinden, daß man

zu beiden Seiten das weiße Hemd sieht. Bursche und Mädchen werfen sich aus Scherz mit Staub, läßt sich dabei aber ein Mädchen das weiße Tuch von einem Burschen entreißen, so ist dies ein Zeichen, daß sie ihn heirathen will. Am anderen Tag sendet die Mutter des Mädchens dem Schnupftuchräuber einen Brodkuchen und eine Feldflasche mit Wein, als Zeichen der Einwilligung zu der Heirath. Hierauf besuchen



Serbisches Schäfermädchen.

sich die Schwiegereltern des Sonntags als Gäste und schmausen unter Musik am Hochzeitstage gekochten Weizen mit Gewürz. An dem Festjubel darf das junge Paar indeß keinen Antheil nehmen, denn die Braut muß der Sitte gemäß viel weinen, an der Kirchthüre jedem Eintretenden die Hand küssen und dafür ein Geschenk empfangen, wogegen der Bräutigam im Stalle warten muß, bis die

Gäste sich entfernt haben, nachdem Jeder ein Geschenk gegeben hat, welches laut ausgerufen und durch Zeichen mit der Kerze an der Decke angemeldet wird. Tanz und übermäßiges Weintrinken kennen die Bulgaren nicht.

Ein buntes Volksleben entfaltet der bulgarische Markt. In kleinen Zelten und Buden auf Teppichen und verbleichten Tüchern liegen die Schätze des bulgarischen Fleißes ausgebreitet: Trauben, Pflaumen, Melonen, Honigkuchen, Pfei-



Landleute, zum Markte wandernd.

fen und Pfeifenköpfe, Schafpelze, Tuchkleider und Linnenwaaren, alles gepflückt und gefertigt von bulgarischen Händen. Es fehlen dort auch die blinden Sänger nicht mit ihrer wehmüthig klingenden Stimme, welche mit der Gusle in weichen Accorden begleitet wird. Der Blinde hält das Instrument auf dem Schooße, da er stets am Boden sitzt und das Instrument auf die Kniee stützt. Dieses besteht aus einer flachen, mit einem Fell überzogenen Trommel mit einem langen

Stiel. Eine dicke Saite aus schwarzen Pferdehaaren wird über dies Griffbrett und die Trommel gespannt, und mit einem Pferdehaarbogen von halbzirkelrunder Gestalt gestrichen. Um den Klang zu verstärken, befestigt man lose kleine eiserne Ringe an dem Bogen, die bei lebhafter Bewegung klirren.

Die Bulgaren beschäftigen sich mit der Viehzucht, weshalb es in ihren Dörfern von Gänsen und Enten wimmelt, auf ihren Weiden große Herden von Ochsen, Schafen, Schweinen, seltener Pferden weiden, worauf von Zeit zu Zeit Viehhändler mit einer grunzenden oder brüllenden Herde ausziehen, um sie nach einem Viehmarkt zum Verkaufe zu treiben.

Ganz anders pflegt ein walachisches Dorf beschaffen zu sein, welches, wie die meisten Dörfer im Banat, nach einem vorgeschriebenen Plane angelegt ist, weil der Gutsherr, welcher die Kolonie in's Land führte, den Bauern auch den Bauplan des Dorfes vorschrieb. Einige Dörfer sind zirkelrund mit der Kirche in der Mitte auf einem freien Platze, andere bestehen aus zwei parallelen Häuserreihen, die meisten jedoch bilden ein längliches Viereck mit der Kirche auf dem freien Platze in der Mitte, wogegen die kleinen Häuser und Gehöfte in gleicher Entfernung von einander liegen und sehr breite Straßen das Dorf durchkreuzen, so daß ein Dorf oft ½—1 Stunde lang ist. Gänse, Truthühner, Schweine und Ochsen treiben sich auf den Straßen umher. Hin und wieder erscheint eine Walachin. Ein wallendes weißes Oberhemd mit den blauen eingestickten Blumen an den Aermeln und der bunten Schürze, deren unteres Ende aufgefasert und mit Goldfäden durchzogen ist, die dunkeln Gluthaugen, die grell roth und weiß gefärbten Wangen, die frischen Blumen im Haar, welches in Haarflechten schief um den Kopf gewunden und von dicken silbernen Nadeln und Knöpfen zusammen gehalten wird, verleihen ihr leichte Anmuth. Nie sieht man eine Walachin müßig, beim Gehen und Stehen zupft sie weiße Wolle und dreht fleißig die Spindel.

So armselig die aus Lehm aufgebauten und mit Schilf gedeckten Hütten aussehen, so lieblich sind die Kirchen mit Heiligenbildern und mit den hellen Farben blau, weiß und golden ausgeschmückt. Neben dem Wohnhause liegt die luftige Scheune (kukuruzkora) deren vier Pfähle ein Dach tragen. Sie mißt 5—6 Fuß in die Breite, 30—200 Fuß in die Länge und wird von Flechtwerk eingeschlossen, damit Luft und Wärme Zugang haben und den Mais tüchtig austrocknen. Denn sobald der Mais geerntet ist, trocknet man die Kolben den Winter über aus, damit sie im Frühjahr können ausgestampft werden. Nicht minder vorsichtig sind die walachischen Viehtreiber, deren wildes Aussehen und Bewaffnung mit Pistolen und Jatagan erschrecken könnte. Das Leitthier trägt eine Glocke; will die Heerde dennoch nicht vorwärts, so pfeift, singt, trillert, erzählt und ermahnt der Treiber dieselbe unermüdlich so lange, bis er sie an Ort und Stelle gebracht hat.

Neben der Viehzucht und dem Maisbau besorgt der Walache gern noch seinen Weingarten, der sich oft im flachen Felde befindet. Da giebt es Jubel und Lust, wenn die Zeit der Weinlese kommt, die kleinen Ochsenwagen mit Fässern beladen zum Weinberg gehen, wo die Trauben entweder mit den Füßen sofort

ausgetreten, oder durch ein Brett ausgequetscht werden. Gegen Abend geht es jubelnd mit dem Erntewagen heim, über dessen gefüllte Fässer Ranken mit ausgesuchten Trauben herabhängen. Munter treibt der Bursche mit langen Stecken die trägen Ochsen, hinter denen schwatzend und scherzend die ganze Familie daher wandelt und jedem Begegnenden vom Erntesegen mittheilt. Dann aber darf im Dorfe der Tanz nicht fehlen. Das junge Volk sammelt sich auf dem Kirchhofe unter einem Schuppen, Zigeuner spielen auf und viele Paare beginnen den Tanz, indem sie eine Zeit lang auf der Stelle trippeln, sich nähern, wieder entfernen, von Neuem auf der Stelle trippeln, die Burschen ihre Mädchen ergreifen, sie hin und herschwenken, sich in die Runde mit ihnen drehen, um wieder zu trippeln. Der Bursche brüstet sich mit den Silberknöpfen an der Weste, läßt vom Gürtel das schön gestickte Schnupftuch flattern, schnalzt, jauchzt, singt und stampft vor Lust zur Musik, wogegen die Tänzerin mit ihrer bunt bortirten Schürze und Haarschmuck coquettirt.

Hat sie dieser Tanz (dschoku) unterhalten, so beginnen sie den nationalen Ringeltanz kolo, den sie zum klagenden Dudelsack oder zum Gesange aufführen, indem sie sich anfassen und sich im Kreise um die Musik herumdrehen. Zuweilen führen Männer mit einem Hirtenstabe in der Hand den Kaloschärertanz auf, wobei sie sich um den Dudelsackspfeifer stellen, unter seltsamen Bewegungen sich ihm nähern, plötzlich wieder zurückweichen, im Kreise rechts und links herum gehen und diese Bewegungen so lange wiederholen, bis sie ermüdet sind.

Das ungarische Dorf erkennt man an den Bündeln von Tabaksblättern, welche in Schnuren überall unter dem weinumrankten Dache hängen. Unter Kosen und Scherzen sitzen die Bauern in Gesellschaften zusammen vor den Häusern, um Tabaksblätter zu lesen und zu Bündeln zu schnüren. Neben dem Hause steht unter einem Vorbau das Bett des Hausherrn, durch Vorhänge von Netzen gegen die Mücken geschützt, und draußen im Hof melkt der dunkelbraune Hirt auf einem Holzbock sitzend die Schafe, indem er das Schaf beim Hinterbein faßt, ihm mit dem Ellbogen den Kopf niederduckt und mit der andern Hand das Euter auspreßt. Ist dies geschehen, so giebt er dem Schaf einen Schlag, daß es blökend davon läuft, worauf ein Knabe dem Hirten ein andres Milchschaf zutreibt.

Die deutschen Dörfer endlich sehen in grünen und weißen Farben freundlich unter Bäumen hervor, so daß man ihnen die Wohlhabenheit der Bewohner anmerkt, da der Pflug durch die fußdicke Ackererde kaum von 4—8 Ochsen kann gezogen werden. Die Deutschen heißen Hadbauern, weil sie die sogenannte Haide oder Had urbar machten. Um ihre Dörfer pflanzten sie gern Pappeln, Ahorne und Linden. Bei keinem Dorfe fehlt der Tanzplatz im grünen Busch, wo die blonden Mädchen mit flatternden Röcken und rückwärts gekämmtem Haar, nachdem sie den großen Strohhut abgelegt haben, mit ihren schnurbärtigen Burschen sich drehn, deren blauer Tuchspenser mit Schnuren besetzt ist und deren weite ungarische Linnenbeinkleider lustig wehen, wenn der Fiedler Walzer, Ländler oder Galopp aufspielt.

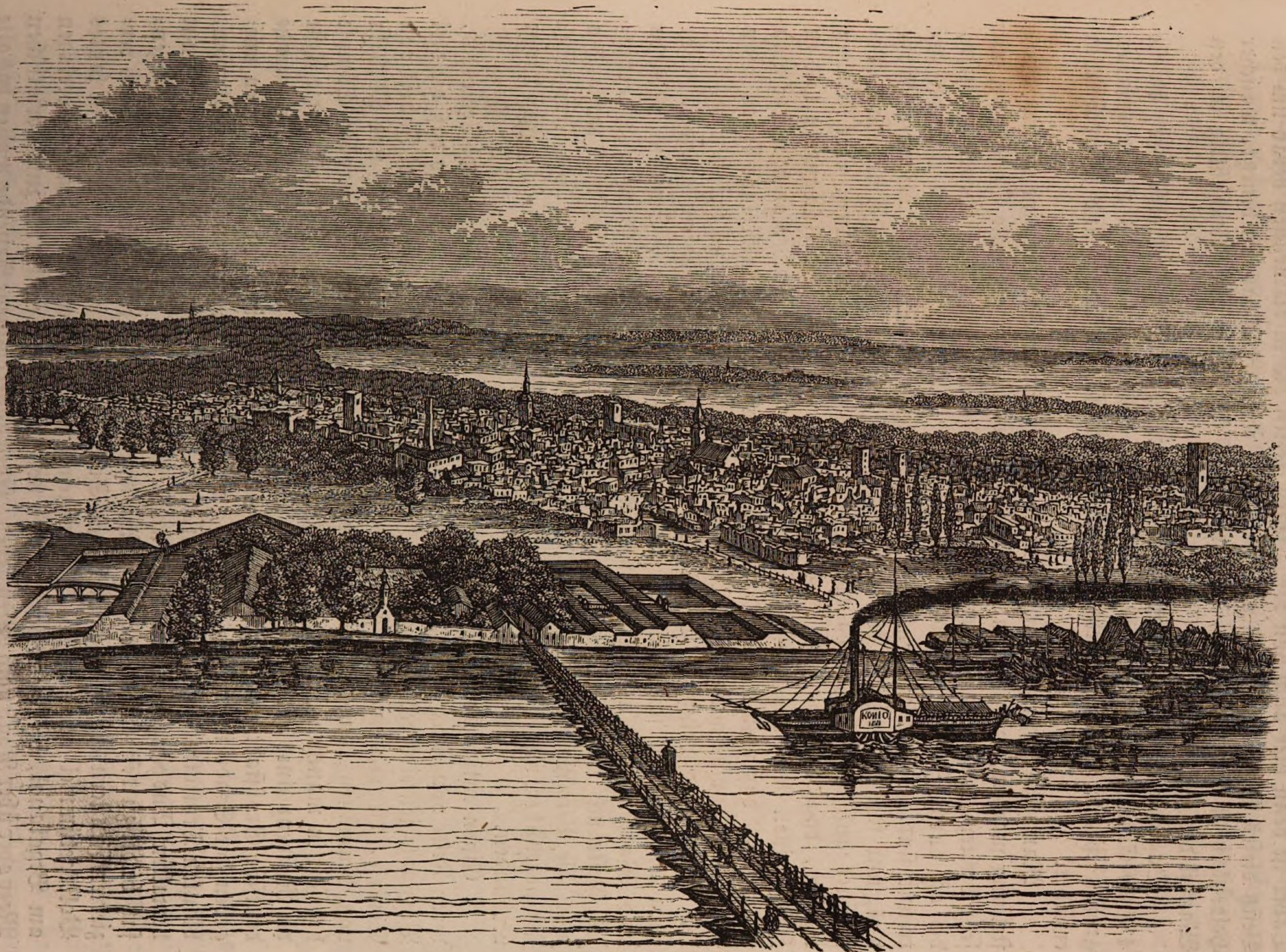
Hier sieht man auch häufig die Pferdemühlen, in denen unter einem großen Dach ein Pferd das Rad umdreht, welches Pflöcke an der äußeren Seite hat.

Letztere setzen durch eine Welle das Getriebe in Bewegung. Mühlen und Häuser baut man auf einfache Weise. Mit dem Spaten zeichnet man sich den Grundriß des Hauses vor, bestimmt die Dicke der Mauern durch parallel gestellte Bretter, füllt den Zwischenraum mit Erde, stampft diese fest und erhöht dann die Brettereinrahmung, bis die Wand die gewünschte Höhe erreicht hat. Auf gleiche Weise verfertigt man Heerd und Bänke aus festgeschlagener Erde, welche man dann mit hellen Farben anstreicht.

Das Banat hat zwar viel Städte und Flecken mit breiten Straßen, stattlichen Kirchen und Gemeindehäusern, die Industrie im Lande aber noch wenig entwickelt. Die Einwohner beschränken ihren Handel und ihre Kunstthätigkeit auf jene Bedürfnisse, welche das tägliche Leben verlangt. Es lassen sich daher nur bei einigen Ortschaften besondere Eigenthümlichkeiten anführen.

Das Kronland ist in fünf Kreise: Temesvar, Lugos, Groß Becskerek, Zombor und Neusatz getheilt, von denen die südlichen besonders zahlreich von tapfern Serben bewohnt werden, die sich zur griechisch nicht-unirten Kirche bekennen und den Erzbischof von Karlowitz als ihren Patriarchen verehren, wogegen die übrigen Bewohner des Banats und der Batschka katholischen Glaubens sind.

Csatad, ein kleiner Flecken, ist der Geburtsort des hochbegabten und so tief unglücklichen Dichters Niklas Lenau, Csakowa nennt sich mit Stolz den Geburtsort des serbischen Gelehrten Obradovits. Liebliche Berglandschaften mit malerischen Felspartien, anmuthige Gebirgsthäler mit rauschenden Wassern, üppigen Weinbergen und mächtigen Eichenwäldern schmücken die am östlichen Gebirge liegenden Bezirke, welche zugleich an Marmor, Erz und Steinkohlen reich sind, welche letzteren auf Pferdeeisenbahnen auf die nahen Schmelzhütten geschafft werden. Hat das freundliche Lugos feurigen Wein und die einzige Hängebrücke im Banat, so besitzen Deutsch-Bocsan und Deutsch-Resitza Eisengruben, Dognacsa Kupfergruben und weißen Marmor, Deutsch-Szasca Blei-, Kupfer- und Eisengruben, Deutsch-Oravitza Gold, Silber, Steinkohlen und reiche Waldungen, Deutsch-Cikleva Kupferhämmer und Kupfergeschirr. Hatzfeld rühmt sich wegen des Reichthums seiner deutschen Bauern, Nagy Szent Miklos der landwirthschaftlichen Lehranstalt, Lippa seiner Steinbrüche, Thongruben, seiner Sauerbrunnen und Schweinemast. Viel Industrie wird in Versecz (Werschetz) getrieben, da die Seiden- und Zwirnfabriken viele Hände beschäftigen, und der Reis-, Wein- und Seidenbau den Handel belebt; die Neu-Arader dagegen benutzen die rasch strömende Maros, um Mahlmühlen anzulegen, welche Tag und Nacht klappern, weil große Mehltransporte von hier aus weit und breit die Küchen versorgen müssen. Andre Unternehmer haben die gewaltigen Stämme der Bergwälder hierher schwimmen lassen, um sie zu Bauholz zu verhauen, welches in den baumarmen Ebenen ein gesuchter Handelsartikel ist. Das kleine Neu-Szegedin baut im Lande die größten Theißschiffe, auf denen der Segen des fruchtbaren Landes in fernere Gegenden gebracht wird. Pivnitza hat sich an die oft genannte Römerschanze angesiedelt, welche als Erdwall von 12 Fuß Höhe und 18 Fuß Breite sich 3½ Meile weit



Neusatz.

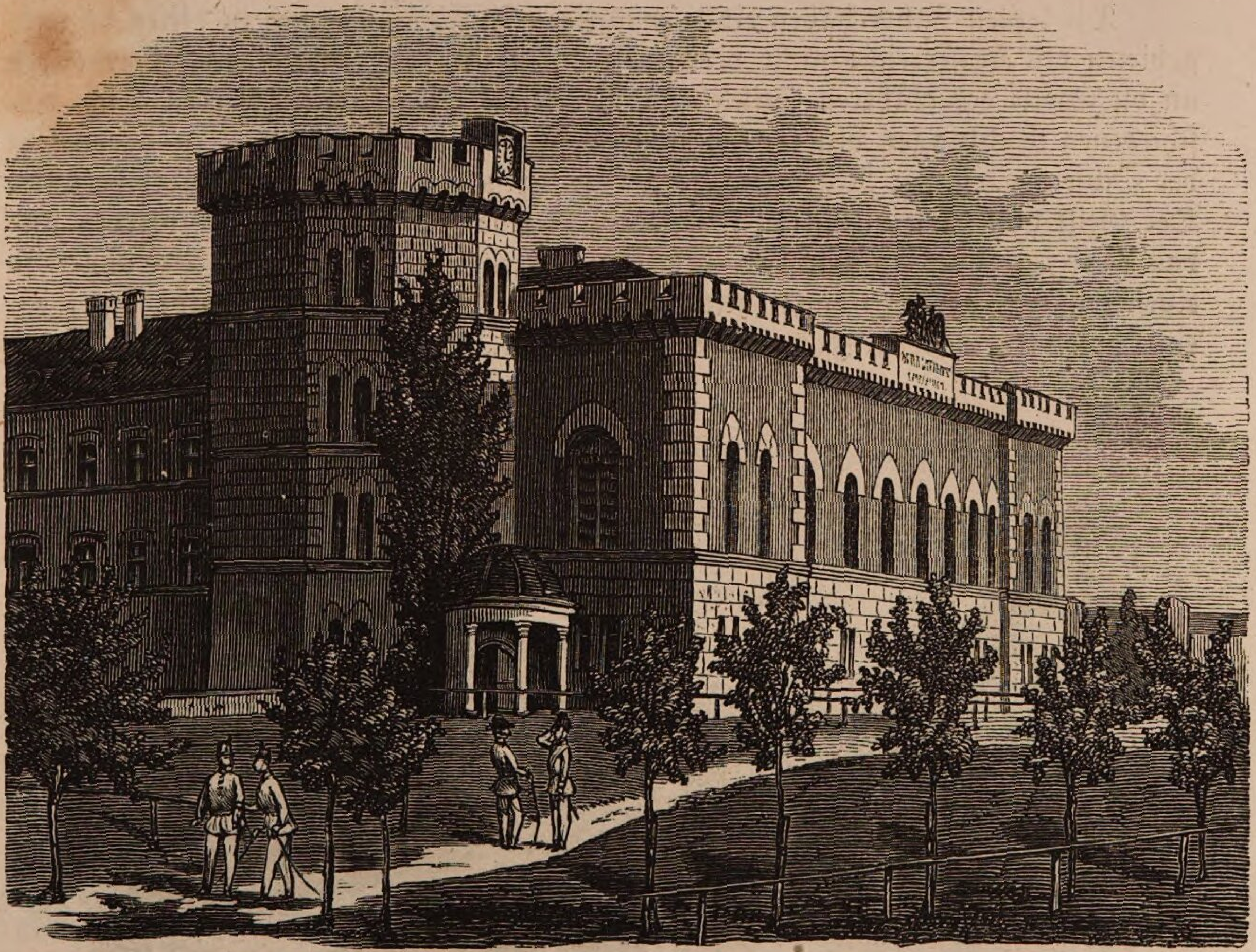
hinzieht und zur Befestigung der Landspitze zwischen Theiß und Donau diente. Daher ist denn hier auch von den ältesten Zeiten bis in die neusten herab um den Besitz dieses Walles gekämpft worden. Viel edles Blut hat ihn benetzt, mancher Heldenleib ist hier vermodert, aber der Wall sieht kalt und gleichgültig in den Wandel der Zeiten hinein.

Dagegen besitzt Theresiopel, die volkreichste Stadt des Kronlandes, da sie 48000 Einwohner zählt, einen Vorzug in dem Besitz der 36 Quadratmeilen großen Pußte Teleczka, welche zahlreiche Schaf-, Rinder- und Pferdeheerden ernährt.

Man wird sich im Allgemeinen von den banater Städten eine richtige Vorstellung machen, wenn man sie sich denkt als weit ausgedehnte Ortschaften mit sehr breiten, meist ungepflasterten Straßen, kleinen bunt angestrichenen Häusern, die oft durch Zwischenräume, Mauern und Bretterverschlag von einander getrennt sind. Nur die öffentlichen Gebäude zeichnen sich durch besondre Größe aus, und fast alle wurden aus Lehm und Holz erbaut. Selten erblickt man Bewohner auf der Straße, da diese ihre Arbeit im Hofe verrichten oder Feldbau treiben, dagegen sieht man Viehheerden aller Art aus- und einwandern und zu Zeiten einen Reisewagen in sausendem Galopp daherrasseln. Kaum würde man vermuthen, daß man an der Donau einen der wichtigsten Marktplätze findet, denn Neusatz ist gewissermaßen der Stapelplatz und das Rendezvous zwischen der Türkei, Wien und Leipzig. Die Stadt treibt einen sehr lebhaften Handel. Vor etwa 100 Jahren sah man da, wo die Stadt ihre Häuser, Schulen, Kirchen und Waarenhallen ausbreitet, nur eine Viehweide, welche Gras und dorniges Gesträuch trug, und später hieß der kleine Ort, welcher hier entstanden war, die Peterwardeiner Schanze, denn diese Feste liegt der Stadt und Feste Neusatz gegenüber und ist mit derselben durch eine Schiffbrücke von 816 Fuß Länge verbunden.

Einen entschieden großstädtischen Charakter besitzt die Hauptstadt Temesvar, deren Feste von einer dreifachen Mauer und Gräben umzogen ist, so daß die drei Vorstädte jenseits des breiten Glacis liegen, von denen die Vorstadt Fabrik von Serben, die regelmäßige Josephstadt von gemischter Bevölkerung und Michala von Rumänen bewohnt wird. Wegen der Lage in der Nähe großer Sümpfe herrscht in manchen Jahreszeiten das Fieber sehr stark. Vor Zeiten war die Feste die Residenz eines türkischen Pascha, bis Graf Mercy dieselbe in eine glänzende deutsche Großstadt umschuf. Grüne Streifen von Mais- und Tabakfeldern umgeben die Stadt in weitem Umkreis, welche mit ihren graden breiten Straßen, blanken Trottoirs, glänzenden Kaufläden, lebhaftem Marktverkehr, mit den bunt bemalten Aushängeschildern voll ungarischer Worte einen frappanten Gegensatz bildet zu den stillen Ackerlandschaften. Hohe stattliche Häuser mit reich verzierten Fenstern erheben sich zu beiden Seiten der Straßen, auf denen ein lautes Volksgetümmel vorübereilt. Da rennen Commis nach den Waarenniederlagen am Begakanal, weil Getreidesendungen von hier über Semlin bis zum adriatischen Meer oder über Raab nach Wien gehen. Eben angekommene Reisende wollen das alte

ehrwürdige Schloß des Johann Hunyady's sehen, welches später Türken bewohnten, und wo gegenwärtig die Rüstkammer manch seltenes Waffenstück aufbewahrt. In Temesvar hat der serbische reiche Adel seine Schlösser, hier giebt er seine glänzenden Feste. Theater unterhalten die kunstliebende, gebildete Welt, die Handwerke regen sich emsig, Handelsgesellschaften unterhalten einen lebhaften Briefwechsel mit den Handelsstädten der Monarchie. Fabrikschornsteine rauchen, Webstühle klappern, Schulen und Bibliotheken fördern die Bildung der Jugend, und Wohlhabenheit erzeugt das dankbare Gefühl gegen das Kaiserhaus, welchem Alles zu danken ist.



Das ehemalige Hunyadyschloß in Temesvar, gegenwärtig Artillerie-Zeughaus. (Erbaut in den letzten Jahren mit Beibehaltung der alten Grundmauern und der alten Thürme).

Man bemerkt auf jedem Schritte, daß man sich in der Landeshauptstadt befindet. Erblickt man die dreifachen Mauern und Festungsgräben, so erwachen Erinnerungen an die blutigen, erbitterten Türkenkriege. Trotzig wehrte sich die Feste gar oft gegen ihre Feinde, denen die Sümpfe die Annäherung erschwerten. Eine malerische Merkwürdigkeit der Stadt war das Hunyadische Schloß, welches später zum Artilleriezeughause umgewandelt wurde. Die neueste Zeit, welche so manches Alte und Zerfallene verjüngt und umgewandelt hat, machte auch aus dem kleinfenstrigen alten Schlosse ein palastartiges Zeughaus

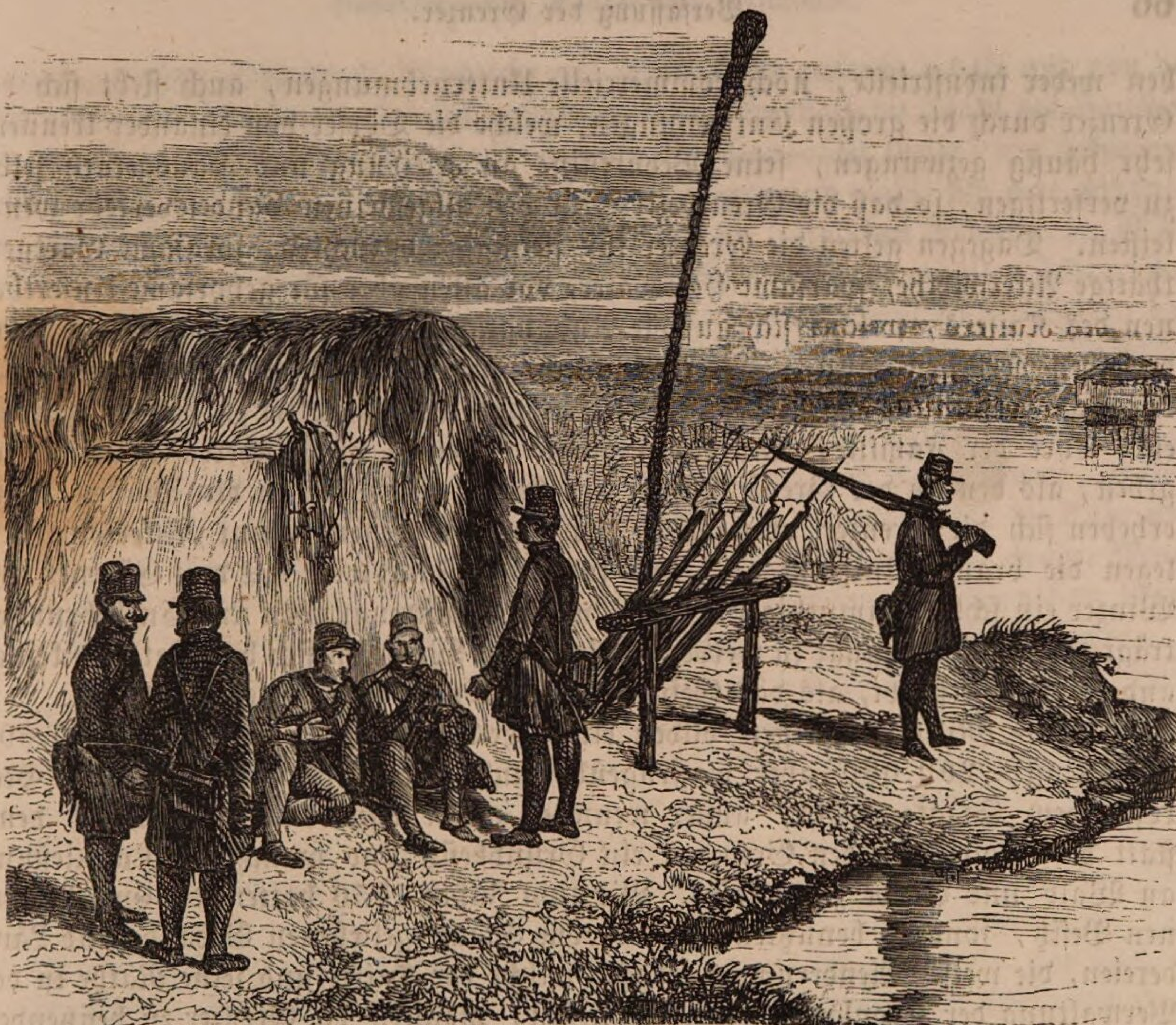
von großartiger Front, langen Fensterreihen und gewaltigen Eckthürmen mit wehrhaften Zinnen. Siehe, da hat man mit Einem Blick die Gegenwart vor sich, und dieser Blick lehrt, daß man keine Ursache hat, jene alte Zeit mit ihren finstern, winkligen Schlössern und unschönen Verhältnissen zurückzuwünschen. Davon zeugt die Inschrift am Hauptthore der von Joseph angelegten Josephsstadt:

Caesareis vicit princeps Eugenius armis,
Quae tibi nunc fulgent, Mercius arte tulit.

Die letzten Jahre haben einen mächtigen Aufschwung auch in diesen Ländergebieten des Kaiserreichs nicht verkennen lassen und ein lebendigeres Streben ist an die Stelle des früheren Stilllebens getreten. Eisenbahnen werden nach verschiedenen Richtungen hin die fruchtbaren Ebenen durchschneiden, in denen jetzt der Ochsenwagen zur Regenzeit bis an die Axen der riesenhaften Räder versinkt. Der Geist höherer Civilisation wird dann in jene gesegneten Gauen einziehen und das Land, welches so reich an herrlichen Erzeugnissen ist, dessen Bewohner so eigenthümlich gemischt und mit ungeschwächter Thatenkraft begabt sind, — einer vielverheißenden Zukunft entgegenführen.



Walachische Priesterwohnung.



Grenzwache.

Bilder von der Militärgrenze.

I.

Die Militärgrenzgebiete, welche sich als schmaler Saum zwischen der Türkei und dem Kaiserthum im Süden Illyriens, Kroatiens, Slavoniens und des Banates hinziehen, gehören zu den merkwürdigsten und eigenthümlichsten Einrichtungen Europa's, deren Grundgedanke von mehreren Seiten nachgeahmt worden ist, ohne daß der gleiche Erfolg dergleichen Versuche gelohnt hätte. Seit der Abtrennung der siebenbürgischen Militärgrenze, welche dem Kronland Siebenbürgen einverleibt ist, umfaßt die Militärgrenze einen Flächenraum von 600 Quadratmeilen, mit etwas mehr denn einer Million Einwohner, welche den slavischen Völkern der Sau (auch Save), Drau und Donau angehören, und zur kleinen Hälfte der katholischen, zur größeren der nicht unirten griechischen Kirche sich angeschlossen haben; doch giebt es einige Tausend griechisch-katholische und noch etwas mehr protestantische Grenzer.

Die Bestimmung der Grenzer und die schmale Ausdehnung des Landes erlau=

ben weder industrielle, noch commercielle Unternehmungen, auch sieht sich der Grenzer durch die großen Entfernungen, welche die Dörfer von einander trennen, sehr häufig gezwungen, seine Bedürfnisse an Kleidung und Hausgeräth selbst zu verfertigen, so daß die Grenzbezirke für den allgemeinen Handelsverkehr wenig leisten. Dagegen gelten die Grenzer für fleißige Obstzüchter, sorgsame Gärtner, thätige Ackerwirthe, sparsame Hausväter, vor allen aber für gehorsame Unterthanen des Kaisers, welcher sich auf die Anhänglichkeit und die unwandelbare Treue derselben verlassen kann. Von Geschlecht zu Geschlecht vererbt sich diese patriotische Gesinnung. Für den Kaiser Gut und Blut geopfert zu haben, gilt für eine Ehre der Familie, und kaum dürfte es einen pünktlicheren Militärdienst geben, als den an der Grenze. Ruft der Kaiser sein Volk zu den Waffen, dann erheben sich die Grenzer oder wie sie Springer treffend nennt „Ackersoldaten", legen die braune Uniform an, und in diesem Falle wird aus dem Gärtner und Winzer ein schlachtenmuthiger Krieger, welcher Anstrengungen und Entbehrungen trägt, ohne mißvergnügt zu werden, welcher mit Wenigem sich begnügt und keinen andern Lohn erstrebt, als das Gefühl, seinem Kaiser treu gedient zu haben.

Diese Militärkolonisten bilden ein stehendes Heer, von welchem 50,000 im Dienst, 200,000 aber waffengeübt und kriegsbereit sind. Dieses Heer kostet dem Staate nichts, außer wenn es außer Landes geführt wird; denn statt des Soldes ist den Grenzern ein Grundbesitz und mancherlei Nutznießung an Wald und Weide zugewiesen. Bis zum Jahre 1850 hatten die Grenzer keinen Besitz, sondern benutzten nur die vom Staate geliehenen Gebäude und Ländereien, die weisen Aenderungen jedoch, welche der Kaiser und seine Räthe in der Verwaltung der Kronländer eintreten ließen, machten die Grenzer zu besitzenden Unterthanen, indem zwischen unveräußerlichem Stammgut und veräußerlichem Ueberland unterschieden und das Civilgesetz in Fällen nicht militärischer Natur auf die Grenzer für anwendbar erklärt wurde. In Krieg und Frieden, innerhalb und außerhalb des Landes ist der Grenzer vom 20. Jahre ab zum Kriegsdienst wie zur Unterhaltung gewisser Grenzanstalten verpflichtet, wogegen die Wohn- und Wirthschaftsgebäude sein Eigenthum sind. Hutungen und Aecker gehörender Gemeinde, die Waldungen verbleiben dem Staate, welcher den Grenzern jedoch das Bau- und Brennholz unentgeltlich überläßt. Früher war den Grenzhütern die Erlernung eines Handwerks, der Betrieb des Handels und wissenschaftlicher Studien untersagt, gegenwärtig ist diese Beschränknng jedoch aufgehoben, so daß der Grenzer sein Besitzthum wie seine geistigen Kräfte ungehemmt mehren und erweitern kann.

Die Eigenthümlichkeit der Grenzbezirke besteht aber nicht allein in dieser militärischen Einrichtung, sondern in der patriarchalischen Verfassung des Familienlebens, wie es sich in solcher Einfachheit und Reinheit kaum anderswo wiederfindet. Jedes Haus bildet eine Haus-Communion oder einen kleinen in sich abgeschlossenen Staat, denn zur Familie gehören nicht nur die Verwandten, sondern auch die, welche sich derselben freiwillig anschließen, nur Dienstboten werden nicht dazu gerechnet. An der Spitze dieser kleinen Vereine steht der älteste fähige und dienstfreie Mann, welcher als Hausvater die innern Angelegenheiten regiert,

Ruhe, Gesetz, Ordnung, Eintracht und Sittlichkeit aufrecht erhält und von der Behörde als Oberhaupt förmlich anerkannt wird, weshalb die Wahl des Hausvaters auch dem Staate angezeigt werden muß. Der Hausvater theilt jedem Familiengliede seine Arbeit zu, verwaltet das Hausvermögen und wählt sich eine geeignete Frau als Hausmutter, welche in ähnlicher Weise die weiblichen Arbeiten der Mädchen und Frauen leitet und auf Sittsamkeit, Zucht und Wohlverhalten sieht. Verläßt ein Grenzer die Hauscommunion, so verliert er damit seine Ansprüche auf das unbewegliche Hausvermögen. Alle Familienglieder haben ihre bestimmte Beschäftigung; die Einen ziehen auf die Grenzwache und müssen mit Lebensmitteln versorgt werden, Andre üben sich in den Waffen und lösen die Posten zur bestimmten Zeit ab, die Uebrigen fällen Holz, pflegen die Pflaumen- und Aepfelbäume, graben den Weingarten um, die Mädchen spinnen, stricken und weben, melken die Kühe und Schafe, mästen die Schweine und beaufsichtigen die Truthühner, die in großer Menge in einigen Gegenden gehalten werden. Bekleidung, Waffen und Munition liefert der Staat dem Grenzsoldaten, außerdem auch einigen Sold in baarem Gelde.

Zu den Grenzbezirken gehören aber auch noch 12 Städte, welche die freien Militärcommunitäten heißen und die Aufgabe haben, die Handwerkserzeugnisse und Handelsproducte zu fertigen oder zu beschaffen, deren der Grenzer bedarf, weshalb man denn in diesen Städten, in denen der Regiments-, Brigade- und Divisionsstab zu liegen pflegt, Handel und Industrie pflegt. Da findet man in Weißkirchen Filanden zur Abspinnung der rohen Seidencocons, in Jaszenovacz Werften für Schiffsbau, Webereien für Leinwand und Baumwolle, Teppichweberei, Pfeifenkopfbrennereien, Gerber, Schuhmacher, Drechsler und Tischler. Karansebes, Semlin, Karlowitz, Kostanitza und Zengg betreiben lebhaften Handel nach der Türkei, Zengg hat außerdem noch zwei stark besuchte Messen, Glina bedeutende Viehmärkte, Topusko ein Mineralbad, Karlowitz Hausenfang und den weit versandten rothen Karlowitzer Ausbruch, Titel Schiffswerften und Seidenspinnerei. Andre Orte erwecken durch die Ruinen türkischer Schlösser Erinnerungen an die blutigen Türkenkriege, und Semlin besitzt die Trümmer einer Hunyadyburg.

Den Grund zu der eigenthümlichen Grenzbewachung legte König Sigismund, als er das Zengger Kapitanat errichtete; ausgebildet wurde sie vom Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, welchem König Ludwig II. die festesten Plätze Kroatiens abtrat, um jene Gegenden gegen die Türken zu schützen. Ferdinand I. sammelte nun Kroaten, Serben und Romanen, welche vor den Türken geflohen waren, schenkte ihnen Land zur Nutznießung, machte sie abgabenfrei und übertrug ihnen die Vertheidigung der Grenze. Im Jahre 1580 siedelten sich Morlachen und Walachen in Kroatien an, denen Ferdinand II. 1597 an 70 verlassene Schlösser übergab. Rudolf II. verlieh ihnen Religions- und Abgabenfreiheit und bald nahm die Zahl der Niederlassungen durch neue Einwanderungen so zu, daß 1699 bereits drei Grenzgeneralate militärisch geordnet werden konnten, welche Kroatien und das Banat umsäumten. Hierzu fügte Leopold I. 1702 die slavonischen Grenzgebiete, Maria Theresia die Tschaikisten (Csaikisten) 1763, die siebenbürgischen und walachischen Grenzen 1764 und 1766. In neuerer Zeit wurden die

Grenzgebiete von Ungarn getrennt und unmittelbar unter die kaiserliche Regierung gestellt, und weil die Grenzer so tapfer die Rechte ihres Kaisers verfochten, so vereinigte man sie 1849 zu einem besonderen Kronlande, welches anfangs in drei, in den letzten Jahren aber in zwei Landesmilitärcommandos getheilt wurde, in das kroatisch-slavonische mit 10 Regimentsbezirken und in das serbisch-banatische mit 4 Regimentsbezirken und dem Tschaikistendistrict.

Der Grenzdienst ist ein sehr anstrengender und erfordert strengste Wachsamkeit und Pünktlichkeit, denn nicht nur feindliche Einfälle von türkischen Kriegs- oder Räuberbanden, sondern auch die Pest sollen abgehalten und der Schmuggelhandel unterdrückt werden. Die ganze über 200 Meilen lange Grenze entlang stehen einzelne Posten von je 6 Mann in solcher Entfernung, daß sie sich gegenseitig zurufen oder sehen können, weiter hinter ihnen liegt im Wachthause ein stärkerer Posten, damit er den vordersten Grenzposten sofort zu Hülfe eilen kann, und noch weiter von den Wachtposten steht das Dorf der Compagnie, in welchem der Offizier mit den übrigen Grenzern wohnt.

Tag und Nacht marschiren Patrouillen die Postenkette entlang, um nachzusehen, ob der Dienst gewissenhaft versehen wird. Für diese Patrouillen sind die Grenze entlang besondere Wege angelegt, deren Herstellung oft große Mühe gekostet hat, da man über Sümpfe und Flüsse Brücken legen, Bergspalten überbauen und steile Felsen zugänglich machen mußte. Denn in den siebenbürgischen und dalmatischen Gebirgen stehen die Posten oft auf hohen Bergen und Felsvorsprüngen, von wo aus sie die Gegend übersehen können. Hoch oben auf kahlen Felsen erblickt man die Blockhäuser oder Tschardaken, die nur mit einer hölzernen Pritsche und einigen Holzbänken versehen, von eisigem Winde umbraust sind, in stiller Abgeschiedenheit von der Welt liegen, so daß ihre Bewohner nur zuweilen einen Schafhirten, einen Bären oder einen Jäger zu sehen bekommen. Während die Grenzer auf den Gebirgen von Stürmen und Kälte leiden, haben die Posten der sumpfigen Niederungen durch Hitze und Ueberschwemmungen viel Beschwerden zu ertragen.

Einsam steht ihre auf Pfählen erbaute Tschardake (Csardake) mitten im rauschenden Wasser, wenn sich der Kahn entfernt hat, der den Krieger auf seinen Posten bringt, von wo aus der Wachtposten das Wasser auf und nieder späht, damit sich Niemand dem Ufer nähere, ohne sich bei ihm gemeldet zu haben. Halt! Halt! ruft er, sobald ein feindlicher Trupp naht. Leistet der Angerufene keinen Gehorsam, so feuert der Posten sein Gewehr ab. Im Nu ist die Wache bei der Hand, schießt gleichfalls ihre Gewehre ab, damit sie den Offizier mit der Hauptwache herbei ruft, nachdem er die mit Stroh umwickelte Lärmstange neben seinem Wachthause angezündet und die Lärmkanone abgefeuert hat. Sieh, da leuchtete es die Grenze hinauf und hinunter von Lärmstangen, die Mörser krachen, Boten eilen in das Quartier des Bataillonsstabes, von hier andre zu den Regiments- und Generalstäben, die ganze Grenze ist in Bewegung, Compagnien und Bataillone eilen auf die Sammelplätze, Tausende sind schlagfertig und kampfgerüstet, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. In bedrohlichen Zeiten und beim Herannahen der Pest werden die Cordonposten verdoppelt, damit sich Niemand über die Grenze schleiche.

Malerische Scenen bilden die Grenzposten des Nachts, wenn tiefe Stille über der Erde lagert, wenn der Strom oder Wald geheimnißvoll rauscht, drüben die rothen Hirtenfeuer der Bosnier oder Serben leuchten, hier die Wachtfeuer der Grenzposten ihren grellen Schein auf eine wilde Felsklippe, in eine dunkle Schlucht oder über einen schillernden Sumpf werfen und die schlafenden Wachtposten beleuchten, welche im Bauerkittel, mit umgehängter Patrontasche, Sandalen unter den Sohlen festgeschnürt, das lange Messer im Gürtel sich auf's Stroh hingestreckt haben, während der Posten in taktmäßigem Schritt mit dem langen Gewehr auf der Schulter vor der Tschardake auf- und abschreitet. Rings an den innern Wänden der Hütte hängen die Leinwandsäcke und Schaffelle mit Speck, Mehl, Schafkäse, Salz und Wein, denn eine Woche lang hat ein solcher Posten den Dienst an der Grenze und 3 Monate im Jahr muß er überhaupt unter Waffen sein.


Seressaner zu Fuß.

Neben den Grenzern besorgen auch noch die Seressaner (Sereschaner) die besondre Controlle des Grenzdienstes, indem sie gewissermaßen als Landesgensd'armerie auf Räuber, Schmuggler und Deserteure fahnden. Es mögen ihrer etwa 1000 Mann sein, welche über die ganze Grenze vertheilt sind und fortwährend die Grenzbezirke durchstreifen. Sie machen sich als tapfere Krieger den

Feinden furchtbar, wenn es Krieg giebt. Ihre Kleidung und Ausrüſtung iſt glänzend und außerordentlich maleriſch. Sie tragen ein enges Wamms, welches reich geſtickt und mit vier Reihen blanker Knöpfe beſetzt iſt; darüber hängt ein weiter, mantelartiger Ueberrock mit einer Kapuze, welche der Sereſſaner bei Regenwetter über den Kopf zieht. Hellblaue, knapp anliegende und bunt ausgenähte Beinkleider bekleiden den unteren Körper, dicke und mit rothen Fäden ausgenähte Strümpfe den Fuß; Sandalen ſchützen die Sohlen, welche mit bunten Riemen befeſtigt werden. In dicken Flechten hängt das Haar am Hinterkopf des ſchönen Geſichtes herab, ein Jatagan und zwei lange Piſtolen blitzen am Gürtel, über die Schulter iſt die lange Flinte mit dem reich geſchmückten Rohre gehängt, und vor dem Leibe ſieht man die mächtige Patrontaſche. Ihre Oberſten heißen Baſſi, wie zur Erinnerung an die Entſtehung des Sereſſaner-Corps aus der Türkenzeit.

Um aber die großen Flüſſe ſelbſt zu ſichern, welche während der Türkenkriege oft von einer Donauflotte angegriffen wurden, hat die kaiſerliche Regierung die tapfern Serben, welche das Dreieck zwiſchen Theiß und Donau bewohnen, zu einem Tſchaikiſten-Bataillon vereinigt, um ihm die Bemannung der Donauflotte zu übertragen. In maleriſcher Kleidung, mit Bayonnetflinten und Säbeln bewaffnet, beſteigen dieſe wol erprobten Grenzer die Tſchaiken oder kleinen Galeeren, welche durch Ruder und Segel bewegt werden, ſich mit Leichtigkeit regieren laſſen und ſehr behend den Strom auf- und abfahren. Je nach ihrer Größe hat die Tſchaike 2—36 Ruderer und 1—8 Kanonen oder Haubitzen. Der Grenzbezirk dieſer Waſſergrenzer heißt Tſchaikiſten-Bataillonsdiſtrikt, gehörte früher zur ſlavoniſchen Grenze, ward aber in neuſter Zeit zur ſerbiſch-banatiſchen geſchlagen. Die Stadt Tittel, welche durch Waſſer, Sümpfe und Berg zu einer natürlichen Feſtung gemacht iſt, bildet den Hauptort dieſes Bezirks, weshalb es für die Donauflotte ein großartiges Arſenal und Schiffswerfte hat. Auf behenden Kanonierbooten ſegeln die Tſchaikiſten oder Naſadiſten die Donau in Patrouillendienſt auf und ab, ſind aber auch geübt, Schiffbrücken zu ſchlagen, große Truppenmaſſen überzuſetzen, Brücken zu bauen und bei den Ueberſchwemmungen der Flußniederungen die Verbindung zwiſchen den Grenzpoſten am Ufer hin zu unterhalten. Gerade dieſe Gegenden, wo übrigens ſchon die Römer eine Flotte unterhielten und Waſſerſchlachten lieferten, ſind den Ueberſchwemmungen am meiſten ausgeſetzt, ſo daß Wieſen und Felder bei Hochwaſſer meilenweit neben den Flußufern unter Waſſer ſtehen. So zweckmäßig geordnet, in einander greifend iſt der Grenzerdienſt, welcher den Völkern zugleich die Wohlthat der Sicherheit vor Peſt und Räubern und die Erhaltung einfacher Sitten und patriarchaliſchen Familienlebens erhält!

Ein hübſches Bild gewährt der Anblick eines Wochenmarktes in dieſem Landſtriche. Die fleißigen Walachinnen ſitzen vor ihren Körben mit Pfirſichen, Nüſſen, Weintrauben und Honig, nehmen den Spinnrocken zur Hand, den ſie ſtets im Gürtel bei ſich führen und ſpinnen Wolle oder ſie ſticken mit rothen Fäden Blumen in den Saum der Hemdärmel. Anders beſchaffen ſind die Naſtelle oder Wo-

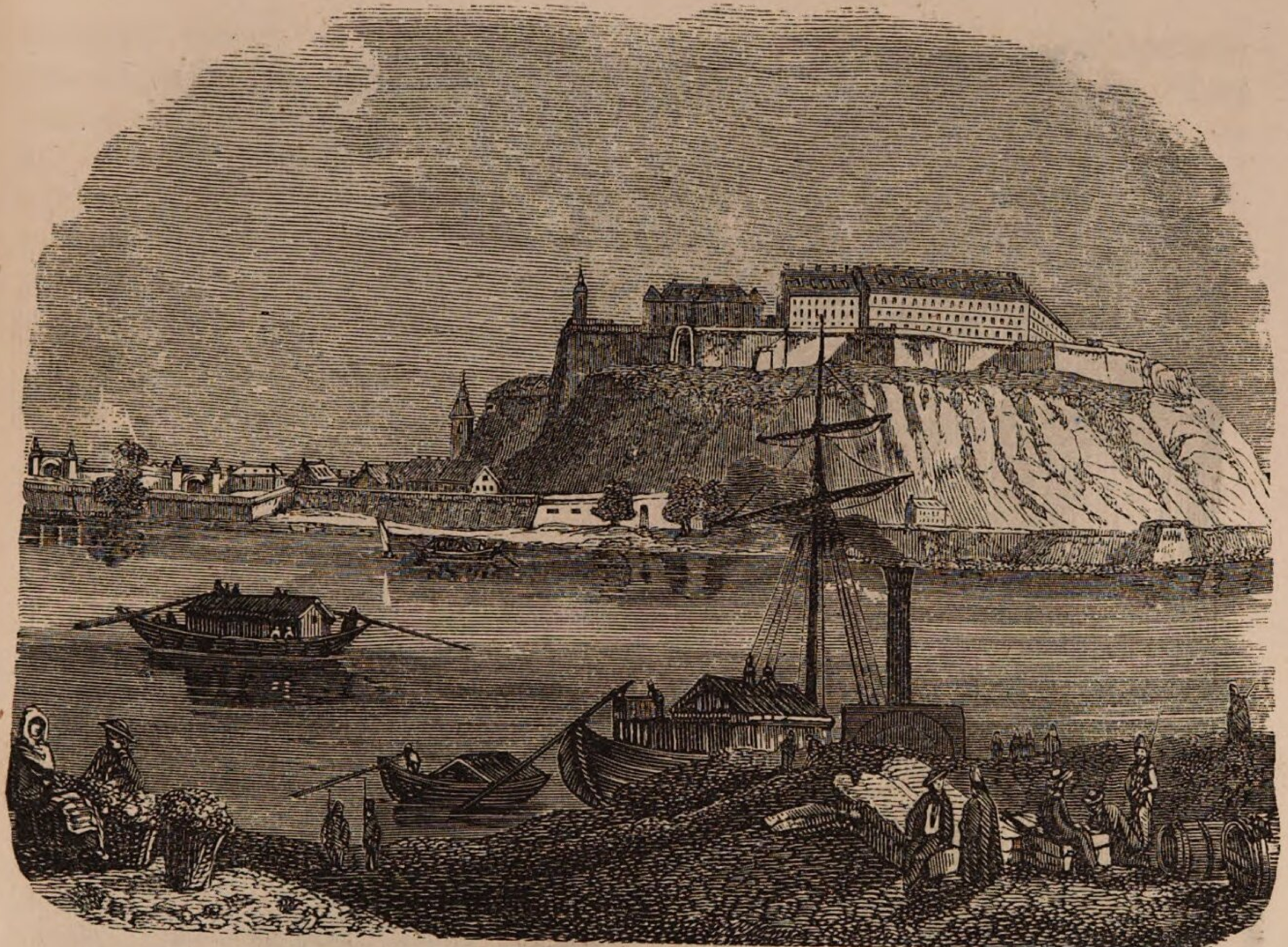


Sereſſaner zu Pferd.

chenmärkte an bestimmten Grenzorten. Die Nähe der Grenze und die Unzuverlässigkeit der Türken hat eine eigenthümliche Art von Markt nothwendig gemacht. Große hölzerne Schuppen hat man an der Donau aufgebaut und mit einem umzäunten Hofe umgeben; welcher so gelegt wird, daß er seine Längsseite der Donau zukehrt! Zwei hölzerne Gitter, welche drei Ellen weit von einander abstehen, scheiden den Grenzmarkt der Länge nach in drei Theile. Die Serbier kommen auf ihren Schiffen über die Donau herüber und treten durch einen offnen Eingang in die Skela oder Rastell ein, die Oesterreicher dagegen betreten von der Landseite die entgegengesetzte Abtheilung des Marktplatzes, so daß die dritte Abtheilung zwischen ihnen frei bleibt, weil dort in einer Bude die beaufsichtigenden Beamten die Ordnung überwachen und Schildwachen Acht darauf haben, daß Käufer und Verkäufer sich nicht berühren. Ueber das Gitter zeigt man sich gegenseitig die Waaren, und zwar ist den Österreichern der Verkauf jeder Waare gestattet, wogegen die türkischen Unterthanen nur Getreide, Fleisch, Holz, Früchte u. s. w. verkaufen dürfen, durch welche keine Ansteckung verbreitet werden kann. Hat man sich über den Preis geeinigt, so wirft der Türke das Geld in eine mit Wasser gefüllte Schüssel, nachdem er dem Verkäufer die Summe vorher vorgezählt hat. Letzterer fischt sie nun vorsichtig aus dem Wasser heraus. Obschon ein solcher Handelsverkehr umständlich ist, so erheischt ihn doch die Vorsorge, ansteckende Krankheiten nicht in die Monarchie verschleppen zu lassen, denn die kaiserliche Regierung muß die Sorge übernehmen, welche Pflicht der türkischen sein sollte.

Bedecken auch in einigen Gegenden Eichenwälder einen großen Theil der Oberfläche, so müssen sich doch die Grenzer in andern wieder aus Holzmangel mit Schilf als Feuerungsmaterial und Dachbedeckung behelfen. Am Fruska-Gora schneidet man die herrlichen Trauben des feurigen Schillerweins, des Tropfwermuths u. A.; während man in öden Kalkgegenden kaum Kartoffeln und Hafer gewinnt. Erfreuen sich die Niederungen eines langen Sommers und kurzen milden Winters, so liegt im Westen auf den Gebirgen der Schnee den größten Theil des Jahres auf den Bergen und es bleiben weite Gebirgsstrecken baumlos, da in dem trocknen Boden nicht einmal Gras Nahrung findet.





Festung Peterwardein.

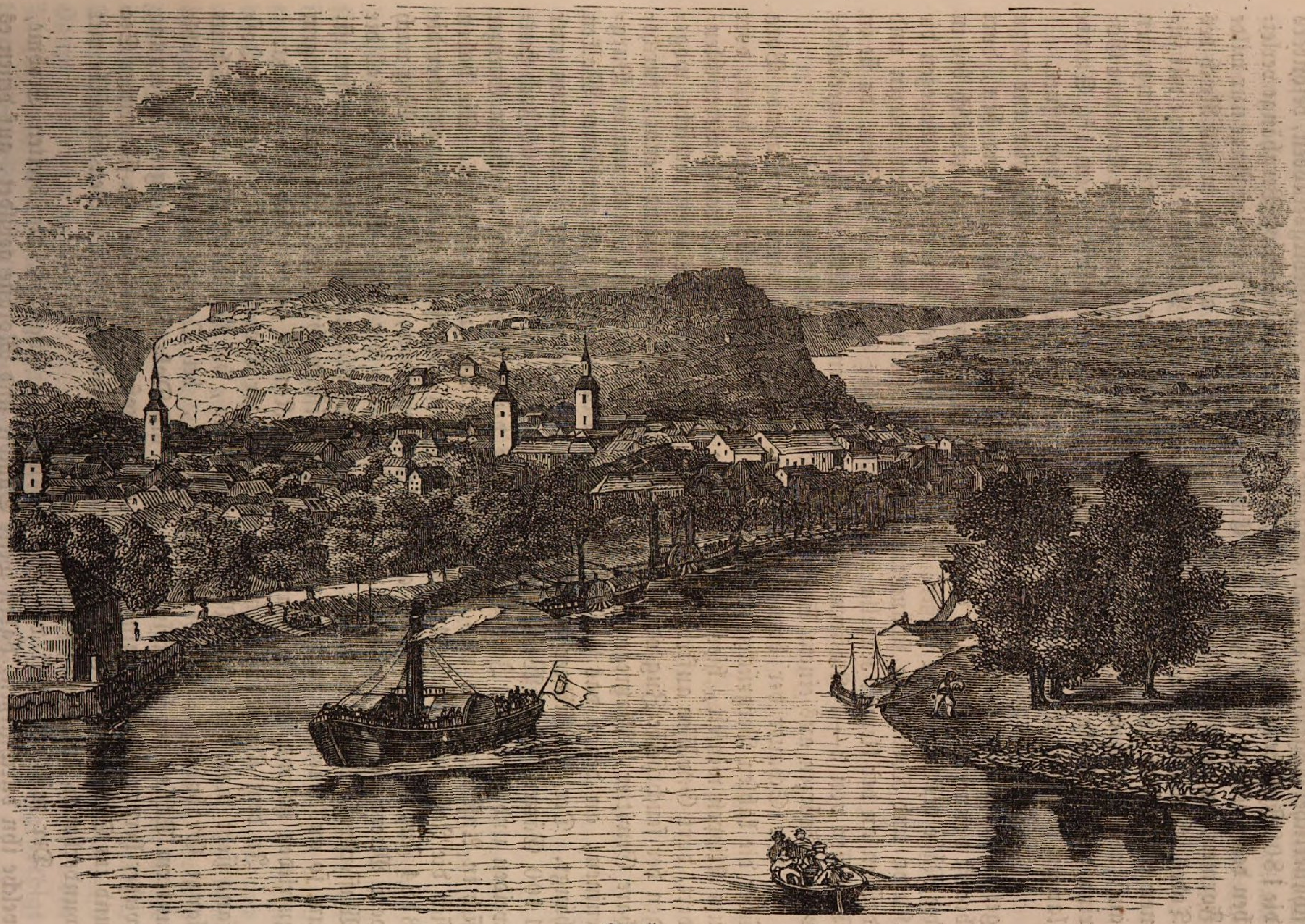
II.

Das Kronland der Militärgrenze ist im Ganzen gebirgig, besonders aber im Westen und im Osten, denn dort füllen Kalkalpen das Land, hier senken sich die siebenbürgischen Karpathen mit ihren vielfachen Ausläufern hinab in's Banat. Daher ist das Land so reich an Naturschönheiten aller Art, denn es hat hohe Berge, schauerliche Thalspalten, Tropfsteinhöhlen, Wasserfälle, Gebirgsseen, malerische Thäler, verschwindende Flüsse, schilfreiche Sumpfstrecken und fruchtbare Ebenen, auf denen Mais, Melonen, Kohl, Kürbisse und Obst in reicher Fülle gedeihen.

Im Westen durchziehen die julischen und dinarischen Kalkalpen den karlsstädter Bezirk, indem sie aus Kroatien herüberkommen und bis zu dem weithin sichtbaren 6500 Fuß hohen Klek oder Ogulinerkopf bei Zengg streichen. An 18 Meilen weit zieht sich dieser Gebirgszug, die große und kleine Kapella genannt, parallel mit dem Wellebit durch das Land, indem er seine sanft geböschten kümmerlich bewachsenen Bergzüge nach allen Seiten hin versendet. Dagegen erstreckt das Wellebitgebirge an der Südgrenze gegen Dalmatien hin, seine gewaltigen Felswände 3—4600 Fuß hoch. Schroffe Berge voll tiefeingerissener Spalten,



Carlowitz.



Semlin.

schauerlicher Abgründe, vielfach gestaltete Klippen, weite Gebirgseinöden, besonders die 1800 Fuß hohe Ebene von Likka, kahle Bergmassen, waldlose Berghänge verleihen dem Gebirge etwas schauerlich Erhabenes. Ringsum sieht das Auge nur wilde Formen, aufgerissene Spalten, zertrümmerte Massen, als ob es in das Reich des Todes schaue. Südlich von der Kapella steigt das hohe Plitzwitzer Gebirge mit seinen 6000 Fuß hohen Gipfeln, senkrechten Thalwänden und scharfen Felsengraten auf, neben welchen kleinere Bergzüge: die Sichelburger Gebirge, die Komenita Goritza, die Verbacka Skala u. a. das Land durchziehen, bis sich in dem 1½ Stunde langen geröllbedeckten Thal von Zermaien das dalmatische Felsenthor öffnet.

Wilde Wasser rauschen durch die öden Felsengründe, die sich hier und da zu getreidetragenden Ebenen erweitern. Hier schießt die fischreiche Unna hin, dort braust donnernd urplötzlich die Licca in einen Schlund, um unterirdisch bis in die Nähe des Meeres zu fließen, wo sie wieder zu Tage hervorbricht; wogegen die Kulpa und Korana in schäumenden Wasserfällen von den Bergen stürzen und drüben an der kleinen Kapella die acht Plitzwitzer Seen niederrauschen, da sie in Terrassen von 3—7 Klaftern über einander liegen und ihre Wasser in geräuschvollen Stürzen aus einem Seebecken in das andere herabschießen.

Die Schauer der öden Gebirgswelt mehren sich, wenn der rasende Bora über die kahlen Bergrücken daher braust, hier in engen Thalschluchten heult, dort um Klippen winselt, hier lockeres Gestein polternd vom Thalrande niederschleudert, dort Gewässer auftrocknet, das Gras dörrt und die Saaten verdirbt, wogegen der feuchtheiße Zug oder Zugo, wie man den Südwestwind nennt, furchtbare Gewitter, Platzregen und erschlaffende Wärme bringt, und um die Burgruinen, an denen das Land reich ist, die Draperie schwarzer zerrissener Wolken hängt. Der karlsstädter Bezirk hat auf 161 Quadratmeilen Flächenraum nur 1400 Gärten, 1800 Weingärten, 280,000 Joch Ackerland, 272,000 Joch Hutweiden und 700,000 Joch Wald, so daß die kräftigen und muthigen Grenzer sich in Anstrengungen und Arbeiten mancher Art zu üben haben. Sie haben sich die Josephinenstraße 18 Meilen lang von Karlsstadt nach Zengg über die 3184 Fuß hohe Einsattelung am Wellebit geschaffen, damit ihnen der Weg nach dem Meere geöffnet werde, wohin ihnen auch der lange Morlachenkanal die Wasserstraße öffnet. Je karger die Natur stellenweise mit ihren Gaben gewesen ist, um so ausdauernder war der Fleiß des kroatischen Grenzers, der mit Wenigem zufrieden ist und sein Vaterland im blutigen Kampfe gegen jeden Feind schützt.

In dem Kalkgebirge fehlen die Wunder der Tropfsteinhöhlen nicht, bei Jossano sieht man die große Mamulina Pechina, bei Perussisch die 2500 Schritt lange Grabobacha, mit prächtigen Säulen, bei Ogulin stürzt in eine Höhle unterm Schloß der Gyalafluß und bricht als Dobrafluß in einiger Entfernung wieder hervor, bei Thonin liegt in einer großen Höhle gar ein fischreicher See und im Sichelburgischen finden sich noch mehr solcher unterirdischen Gewölbe mit wunderbaren Tropfsteingestalten.

Der mittlere Theil des Grenzerlandes ist hügelig; die breiten Ströme, welche ihn durchfließen, haben weite Sümpfe und Moräste gebildet, auf denen es

von Wasservögeln wimmelt und welche von breiten Schilfwaldungen umsäumt sind, die man als Brennmaterial benutzt. Da zieht sich im banater Hügelland das reizende Almaserthal entlang mit Weinbergen, waldigen Hügeln, freundlichen Dörfern in malerischer Gruppirung, da wogen Getreidefelder, Flachs- und Hanffluren, Tabakpflanzungen im kroatischen Zermagna-, Korbawa- und Kamenicathal. In dem ganzen weiten Gebiete sammelt man Gewürz-, Arznei- und Färbepflanzen, brennt Zwetschenwein, jagt und fischt, sammelt Honig, zieht den Seidenwurm, arbeitet in Papiermühlen und Glashütten und pflegt des Handels. Zwei große Kunststraßen fördern den Verkehr. Die Straße von Orsowa bis Karansebes gehört nebst der von Babaklei bis Orsowa zu den trefflichsten Straßen Europas, da sie theilweise durch Felsen gesprengt oder über hohe Bergzüge in langsam aufsteigenden Windungen gelegt sind.

Im Syrmierlande unweit des berühmten Klosters Kruschedol nach der Donau hin, liegt das in den letzten Jahren oftgenannte Städtchen Karlowitz. Es ist der Sitz des serbischen Patriarchen und besitzt ein von der jungen serbischen Geistlichkeit stark besuchtes Seminar. Die anmuthig gelegene Stadt mit ihren 6000 Einwohnern treibt ansehnlich Handel mit Wein, welcher in der Umgegend herrlich gedeiht. Stattlich erhebt sich auf einer Anhöhe die Kirche Mariafried auf derselben Stelle, wo 1699 zwischen der Pforte, Oesterreich, Polen und Venedig Friede geschlossen ward. In der Nähe von Karlowitz befinden sich recht wohlhabende, von Deutschen, meist Evangelischen, bewohnte Dörfer inmitten zahlreicher andrer Nationalitäten. Geht man 1½ Meile von Neubanovze, wo sich etliche 50 dieser unter dem milden Scepter Joseph II. eingewanderten deutsch-evangelischen Familien niedergelassen haben, weiter die Donau entlang, so kommt man nach Semlin, der bedeutendsten Stadt Syrmiens gegenüber der türkischen Festung Belgrad. Die Stadt ist der Mittelpunkt des Handels zwischen der Türkei, Ungarn und Oesterreich, hat mancherlei Bildungsanstalten und 12,000 Einwohner. Dort starb Johann Hunyady, die Vormauer der damaligen Christenheit, welcher in der stuhlweißenburger Domkirche begraben liegt.

Die berühmteste Stadt der Donaugegend ist aber die Festung Peterwardein, 8 Meilen von Semlin und Neusatz gegenüber gelegen. Aus sumpfiger Niederung steigt ein weintragendes Vorgebirge des Fruska-Gora empor, an welchem die Festung mit ihren Mauern, Bastionen und Thürmen in solcher Geräumigkeit sich emporzieht, daß sie 10,000 Mann aufnehmen kann. Am Fuße des Berges liegt die Stadt mit 5000 deutschen Einwohnern, etwas höher die untere Festung und auf einem steilen Serpentinfelsen die obere Festung mit den Arsenalen, mit dem bis zum Donauspiegel hinabgehenden Brunnen und dem Zeughause, welches zahlreiche Trophäen aus den Türkenkriegen zieren. Unvergeßlich in der Geschichte ist Peterwardein durch den Sieg Eugen's, des tapfern Ritters, geworden. Dort schlug der kaiserliche Feldherr den Großvezir Ali am 5. Aug. 1716 aufs Haupt und rächte dadurch den Bruch des Friedens von Carlowitz, welchen er den Türken durch die siegreiche Schlacht von Zenta zwanzig Jahre früher abgenöthigt hatte. Bei dieser Großthat wollen wir einige Zeit verweilen.



Prinz Eugen bei der Leiche des gefallenen Großvezirs.

III.

Die Türken waren 150000 Mann stark nach Belgrad und von dort in langsamen Märschen gegen Peterwardein gezogen, welches Palffy mit nur 1500 Mann besetzt hielt. Zu gleicher Zeit hatten Tausende von Arbeitern und Tschaikisten die Sau überbrücken müssen, damit die feindliche Vorhut Syrmien ausplündern konnte, während das Hauptheer sich gegen Eugen wandte. Letzterer war mit 60000 Mann herbeigeeilt und hatte in der Nähe von Peterwardein ein altes umschanztes Türkenlager bezogen. Der Großvezir konnte sich zwar noch nicht entschließen, an welchem Tage er die Schlacht liefern sollte, jedoch seine Vorhut begann bei Karlowitz das Gefecht und brachte bald Christenköpfe ins Lager, welche vor dem Zelt der Gerechtigkeit mit 50—60 Piaster bezahlt wurden.

In den ersten Tagen des Augusts war das Türkenheer vor Peterwardein angekommen, hatte seine Zelte von den Kameelen und Saumthieren gepackt und durchstreifte blutgierig die Umgegend. Hoch flatterte die Fahne des Propheten vor dem Zelte des Großvezirs und Roß und Mann mußten sich schlagfertig halten. Man stellte sich beiderseitig in Schlachtordnung. Stunden lang hielten sich beide Parteien in Reih und Glied, doch Eugen griff nicht an, weshalb die Türken endlich in ihre Zelte gingen und schwelgten. Am andern Tag marschirten sie wieder auf, jedoch wieder vergebens; aber am 14. August 1716

dringt Eugen mit 187 Reitergeschwadern und 62 Bataillonen vor, welche von Palffy, Mercy, Falkenstein, Nadasdy und Andern geführt wurden. Muthig rücken sie gegen die Feinde, welche mehr denn 30.000 Reiter hatten. Ihre Salven krachen, das Geschütz bricht tiefe Furchen in die feindlichen Reihen. Diese weichen erschrocken zurück. Zwar stürzen sich 40,000 Janitscharen wie Rasende auf das kaiserliche Fußvolk, drängen es im ersten Sturmlauf zurück, Wallenstein und Lanko fallen, doch Bonneval hält sich tapfer, bis seine Leute auf wenige Mann zusammengeschmolzen sind. Mit diesen schlägt er sich durch die Haufen der Feinde. So wogt der Kampf hin und her, endlich werden die türkischen Reiter in die Flucht gejagt, der bedrängte linke Flügel erhält Hülfe, die Türken weichen und laufen in großen Schaaren ihren Zelten zu. Zornig hält der Großvezir vor dem Zelt der heiligen Fahne, schilt, ermahnt die Fliehenden, haut einige nieder, aber er bringt seine Krieger nicht zum Stehen, noch weniger zur Umkehr. Seinem Schicksal fluchend, sammelt er seine Offiziere und Leibwache, um sich an ihrer Spitze in den Kampf zu stürzen, doch kaum ist er auf dem Schlachtfelde angelangt, so trifft ihn eine Kugel grade vor die Stirn und blutend sinkt er vom Roß. Immer tobt die Schlacht weiter fort, hinüber und herüber wogen die Heerhaufen, von schwarzem Pulverdampf zeitweise ganz verhüllt; Reitergeschwader sprengen heran, fassen feindliches Fußvolk in der Seite, umschwärmen es, reiten und hauen es nieder, wogegen das Fußvolk im Sturmschritt die feindlichen Linien durchbricht. So wie die türkischen Reiter fliehen, sinkt auch dem Fußvolk der Muth, ganze Haufen wenden sich zur Flucht und nach 5 Stunden ist von Eugen ein glänzender Sieg erfochten, der ihm reiche Beute brachte. Dem Siege bei Peterwardein folgte der nicht minder glänzende bei Belgrad im nächsten Jahr, wo Eugen mit 40,000 Mann 200,000 Mann Türken schlug. Ihn besingt das bekannte Volkslied:

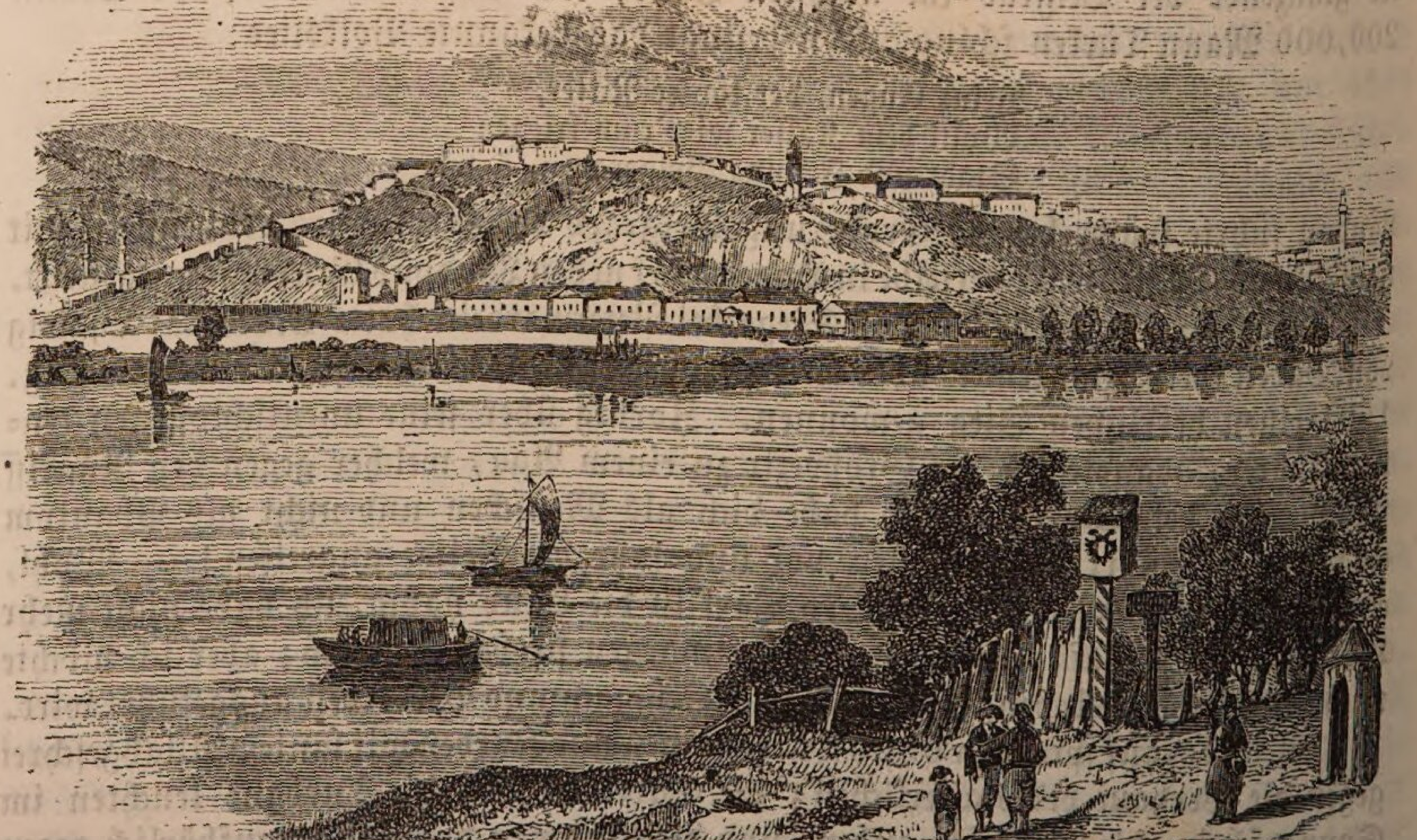
Prinz Eugen, der tapfre Ritter,
Wollt dem Kaiser wied'rum kriegen
Stadt und Festung Belgerad u. s. w.

Laudon führte später bei der Eroberung Belgrads des Großvezirs Leichenstein mit nach Wien. Später ward derselbe in Hadersdorf neben Laudons Grabmal aufgestellt.

Etwa 25 Jahre vor Eugens Siege bei Peterwardein hatte Markgraf Ludwig von Baden bei Szlankemen über den Großvezir Köprili Mustafa am 19. Aug. 1691 einen herrlichen Sieg gewonnen. Zornig über seine unentschlossenen Unteranführer, wandte sich der Großvezir zu einem Aga, welcher gegen den Angriff sprach, mit den Worten: Ich habe dich als Menschen und nicht als Phantom eingeladen! Führt die Kanonen vor und laßt die Reiter angreifen! — Wohl, entgegnete der Aga, indem er seinen Bart in die Hand nahm, ich habe nicht mehr Leben als ein Schaf; ob ich heute oder morgen sterbe, ist gleich; aber ich möchte mich nicht dabei befinden, wo des Reiches Schmach und Verderben ausgeführt wird.

Gleich darauf sprengen 6000 Turkomanen und Kurden mit lautem Allahgeschrei gegen die Verhaue der Kaiserlichen; die Säbel blitzen, die Turbane leuchten im Sonnenschein, die Rosse schnauben, und die Kanonen donnern unaufhörlich ge-

die Kaiserlichen. Doch diese stehen ruhig im Anschlage, bis die Reiter auf Kernschußlinie heran sind. Feuer! ruft jetzt der General, ein Krach die ganze Linie entlang! Der Galopp der Reiter stockt, Jammergeschrei und dumpfes Dröhnen folgt, und als der Pulverdampf sich verzogen hat, sieht man die gelichteten Geschwader auf der Flucht. Die Scheltworte des Großvezirs treiben sie von Neuem gegen die verhängnißvollen Schanzen, vorsichtiger reiten sie heran, doch sie finden denselben blutigen Empfang und prallen zurück wie das erste Mal. Da stellt sich Ismail an die Spitze seiner Karamanen und stürmt blindlings gegen die Verhaue! Wir müssen mit dem blanken Säbel angreifen, ruft der Großvezir, wirft eine schwarze Jacke um und mit dem Kommando: in Allahs Namen! führt er mit geschwungenem Säbel die Seinigen zum Sturme. Die Kaiserlichen sehen die dichten Schaaren anrücken, sie empfinden, daß jetzt der entscheidende Augenblick gekommen ist. Vorsichtig sind die Mündungen ihrer Gewehre gegen den Feind gerichtet, mit gewohnter Ruhe messen sie die Entfernung des Feindes, zielen bedächtig, und als der Feind nahe genug ist, kracht es den ganzen Verhau entlang, auf die Salve folgt ein verheerendes Rottenfeuer, welches die Schaaren der Türken furchtbar lichtet. Rottenweis stürzen sie, der Großvezir selbst sinkt zum Tode getroffen, Verwirrung bricht ein, die Sturmkolonnen stocken, gerathen durcheinander, und als die Kaiserlichen mit Siegesgeschrei aus ihren Verschanzungen hervorbrechen, ganze Haufen niederrennen, zersprengen und aufeinander werfen, kommt schmachvolle Niederlage über die Türken, welche ihr Lager dem Sieger überlassen. Viel hohe Officiere waren auf beiden Seiten gefallen, denn unter den Kaiserlichen starben Herzog Christan von Holstein, Stahremberg, Bouquoi, Kaunitz und Pöttingen den Heldentod für das Vaterland.



Die österreichische Grenze, gegenüber Belgrad.



Trajansfelsen.

IV.

Verlassen wir nun die Schlachtfelder, um die romantischen Donauufer kennen zu lernen! Zwischen Morästen, Sumpfwaldungen und Schilfdickicht strömt die 1000—1300 Schritt breite, 15—60 Fuß tiefe Donau aus Ungarns Ebenen herab nach den bergigen Gegenden des Banats und Syrmiens, denn bei Vukovar treten die syrmischen rebentragenden Hügel, bei Szalankemen die dicht bewaldeten hohen griechischen Gebirge ans rechte Ufer und bei Uj=Palanka die Bergzüge des siebenbürgischen Hochlandes. Nun beginnen malerische Landschaften von wunderbarer Schönheit. Langsam wallt die gewaltige Wassermasse dahin, durchfurcht von Dampfern, Segelschiffen und Fischerbooten, hier und da steigt am Ufer ein hellschimmernder schlanker Minaret oder eine hochgieblige Kathedrale empor, oder schauen über grüne Wälle und Festungsmauern die Dächer einer ansehnlichen Stadt. Um ankommende oder abgehende Schiffe zu begrüßen, hallt von Zeit zu Zeit Kanonendonner, dessen Echo weithin die Wald= und Felsenufer entlang zieht; schroffe Felswände wechseln mit waldigen Hügeln, von Zeit zu Zeit fließt die breite Wassermasse eines mündenden Flusses ein, oder öffnet sich die Aussicht in ein liebliches Gebirgsthal.

Wo sich auf der linken Seite aus niedrigem Sumpfe die Feste Uj=Palanka auf schroffem Vorgebirge erhebt, tritt die 2280 Fuß breite Donau in einen langen Felsenspalt, die Klissura genannt, ein, in welchem sie sich 18 Meilen weit im Zickzack mit steigender Schnelligkeit dahin windet, so daß sie aus lauter brei=

ten Seebecken zu bestehen scheint, bis sich der Paß bei Csernez an der verfallenen Trajansbrücke öffnet. Drei Meilen lang fließt hierauf die Donau an lieblichen Hügeln entlang. Letztere werden bei Moldowa zu schroffen Felswänden, die steil am Ufer emporsteigen und den Fluß einengen. Neugierig schauen die Laubwälder von den 120 Fuß hohen Uferwänden herab, wie wenn sie wissen wollten, was mit dem eingezwängten Strome geschehen wird. Da stellt sich eine Felsklippe mit den zerfallenen Trümmern des Taubenschlosses keck dem Strome entgegen; schäumend schlagen die Wellen gegen den Felsen, stürzen gegen die Klippen des Büffels, prallen zurück, um im Sturm durch den Engpaß zu jagen, indem sie fast 10 Fuß in der Minute durcheilen. Hook nuk! kommandirt der Steuermann, hook nuk wiederholen die Ruderer, und mit scharf eingelegten Rudern arbeiten die Matrosen mit Aufgebot aller Kraft, um pfeilschnell die Brandungen zu durchschneiden. Wild rauschen und brodeln die Wirbel, mächtiger und weiter werden ihre Kreise, hohe Wellen stürzen und taumeln durch einander zurück, prallen gegen die Felswände, jagen zurück, ergießen sich über entgegenkommende Wellen, und schießen in die Tiefe, um in breiten Brodeln wieder empor zu quellen. Doch sicher gleitet das Schiff durch die tobende, rauschende, siedende Brandung. Im Flug werden die 2 Meilen zurückgelegt, rasch geht es vorbei an der Islaz, dann an der Tachtalia und Jutz, wie man jene Klippen-Riffe nennt, über welche der über 3000 Fuß breite Strom hinwegstürzt, wobei er so bis auf 100 Klaftern zusammengepreßt wird, daß er wie ein dicker Wasserstrahl hervorschießt. Noch einmal wird die Donau am Vorgebirge Graben in der Nähe von Swinitza eingeengt, ein Riff kriecht unter dem Wasserspiegel hin, die Klippe Brany will den Strom aufhalten, daß er furchtbare Wirbel schlägt, kocht und wallt, bis er die Enge hinter sich hat, in behaglicher Breite langsamer weiter schwimmt, bei Orsowa dagegen ein letztes Felsenthor passiren muß, welches jedoch weniger gefährlich ist, weil nur vorspringende Berge den Fluß einengen, ohne daß Klippen seinen Lauf hemmten.

Dichtbelaubte Berge treten dicht an den Strom heran, selbst der höchste Berg des ganzen Gebirges, der Sterbetzo al Mare, thürmt sich dicht am Flusse empor, Eichen und Buchen bilden malerische Baumpartien, die vor- und zurücktretenden Felswände in mannichfacher Beleuchtung reizende Landschaften um die einzelnen Kessel. Gleich am Eingange der unteren Klissura steigt der Kalnik, verkrüppelte Eichen und Buchen tragend, mitten aus dem Strome empor, wogegen sich an den Felsenufern häufig Höhlen zeigen. Abwärts von Orsowa durchströmt die Donau auf türkischem Gebiet schnurgrade eine 2 Meilen lange Spalte bis zum eisernen Thor, dem klippenreichen Ostende dieses Passes, wo an den alten Weibern, dem zersprengten Felsen, dem großen Räuber, dem kleinen Taubenstein, den trauernden Weibern und dem Grabe des heiligen Petrus, wie man die einzelnen Klippen nennt, mit hochschlagenden Brandungen die Wellen sich brechen. Nach und nach treten die Felsen zurück und von Skalla Kladowa ab fließt die Donau an der walachischen Tiefebene dahin.

Die Donau ist die große Pulsader des Kaiserstaates. Ihr entlang findet



Die Donauenge bei Turnseverin.

der Handel den natürlichen Weg, um die Erzeugnisse des Landes dem Auslande zuzuführen. Ihre Schiffbarmachung lag daher zu jeder Zeit der Regierung am Herzen und sie dehnte ihre Anstrengungen sogar über die staatliche Grenze hinüber aus. Gewiß folgen uns unsere Leser gern einige Schritte auf türkisches Gebiet, da hier gerade sich der Schifffahrt die größten Schwierigkeiten entgegenstellen. Einige Punkte drohten geradezu dem Donauschiffer Tod und Verderben, können aber, nach Vollendung der Arbeit, meistens ohne Gefahr passirt werden. Wir meinen hauptsächlich die Durchfahrt des eisernen Thores, dessen Felsenriffe bei Krajowa der österreichische Obercommandant in den Donaufürstenthümern während des Jahres 1856 zu entfernen unternahm.

Zu dieser Riesenarbeit, zu deren Verrichtung ein österreichisches Pionnierbataillon commandirt war, wurde es zuerst nöthig, die gefährlichsten Stellen im Flußbette kennen zu lernen, um zu erfahren, wo eine hinlänglich leichte Durchfahrt am besten durchzubrechen wäre. Dies konnte nur durch eine Nivellirung des Stromes ermöglicht werden, indem man den hohen und brausenden Wellengang und dann die glatten wirbelnden Stellen genau bezeichnete. Aber bei der Breite des Stromes, bei der Schwierigkeit der freien Beschiffung, bei dem schrecklichen Getose der Wellen, bei welchem selbst ein Flintenschuß zu einem unsichern Signal wird, war nichts anderes möglich, als einen Telegraphen von einem Ufer auf das andere in gleicher Richtung zu ziehen; erst nachdem dies geschehen, ging die Triangulirung vor sich. Nach langer und äußerst schwieriger Arbeit gelang es endlich, eine Totalübersicht des gefährlichen Terrains entwerfen zu können und danach einen Plan zu projectiren, welche Felsenriffe nothwendig hinweggeräumt werden müßten, um eine freie Durchschiffung nach Berg und Thal zu erzielen.

Um aber selbst nur diesen Plan mit Sicherheit entwerfen zu können, mußten schon mehrere Felsenriffe gesprengt werden. Da, wo die Wellen Strudel oder Sprudel bilden, sind die Felsenriffe bis zur Oberfläche des Wassers gehoben und wegen der Heftigkeit der Strömung überstürzen sich hier die Wellen. Wo aber eine scheinbare Fläche sich zeigt, ist ein Wirbel, wo die Wasser in eine unendliche Tiefe versinken und dann in schraubenartigen Windungen wieder emporsteigen, sich bis an den Rand der Vertiefung ausbreiten und so sich endlich weiter ergießen. Selbst hier ansässige Fischer mit ihren flachen Booten und ausgerüstet mit der äußersten Lokalkenntniß wagen es selten, diese Strudelstellen zu überschiffen, indessen die geschickteren Kahnführer oft die wirbelnden Stellen befahren, indem sie die Mitte des Bogens durchschneiden und mit der größten Schnelligkeit genau die Mitte zu treffen suchen, wo die Gewalt am heftigsten ist, wogegen am Rande des Zirkels hin, an dem die Schraubenwindung einen großen Umfang hat, die Gewalt des Zuges sich mindert.

Beifolgendes Bild versetzt uns als Zeugen zur Sprengung jener gefürchteten Felsen. Ein großes Boot mit der Taucherglocke und den dirigirenden Officieren wird auf der zu sprengenden Stelle festgemacht. Bei der Beschaffenheit des Terrains ist dies mit großen Schwierigkeiten verbunden, denn der Grund des Flußbettes besteht entweder aus lauter Granitfelsen oder hat eine bodenlose



Sprengung des eisernen Thores in der Donau bei Krajowa.

Tiefe. Nachdem es endlich gelungen, das Boot festzustellen, wird der artesische Bohrer in Anwendung gebracht, und auf ein gegebenes Zeichen fängt die Mannschaft in den vier Flößen ihre Kreisbewegung an. Da aber die Gewässer sehr verschiedene Strömung haben, so ist diese Kreisbewegung nur bei der äußersten Vorsicht und beharrlichsten Anstrengung möglich. Wenn im glücklichsten Falle der Bohrer nicht bricht und dann der Felsen derart beschaffen ist, daß seine Masse compact und von gehörigem Umfang ist, um den vierten Bohrer noch ohne zu zerspringen auszuhalten, dann wird letztlich der Kolbenbohrer angebracht. Dieser macht nun im Grunde des Loches eine Aushöhlung oder Kammer. Dann wird vom Hauptboote aus die Ladung oder Patrone in die Kammer versenkt. Diese Patrone befindet sich in einer Guttapercha-Umhüllung und hat eine sogenannte Zündschnur, die bis ans Ufer reicht. Oft verpufft die Ladung deshalb, weil der Felsen im Grunde einen Sprung hatte. Die Wirkung des Sprengpulvers ward dann seitwärts abgeleitet und brachte keinen oder nur sehr geringen Erfolg hervor. War aber der Felsen im Grunde fest, so ist auch die Wirkung eine schreckliche. Wenn der Ingenieur Feuer gegeben, fühlt man eine oder zwei Sekunden in der ganzen Umgebung ein förmliches Erdbeben; dann steigt aus dem Wasser eine kleine compacte, beinahe milchweiße Rauchwolke, welche, wenn sie etwa 4—5 Fuß über der Oberfläche des Wassers ist, sich auszubreiten anfängt. Dies bezeichnet den Moment der Explosion. Alles wirft sich dann zu Boden oder sucht sonst Schutz vor den oftmals weit umherfliegenden Steinstücken. Ein donnerartiges Getöse dauert einige Sekunden und das Erdbeben wird immer heftiger, bis endlich ein schrecklicher Knall erfolgt. Die Wasser steigen hoch auf und theilen sich in verschiedene Richtungen, sausend und brausend, bis sich endlich der entsetzliche Aufruhr beruhigt. Nun wird wieder zu Schiff commandirt, um die losgerissenen Felsenstücke zu jagen, wie man dies nennt; man sucht dieselben nämlich entweder in Abgründe zu versenken oder sie weiter fortzuschwemmen, damit sie sich nicht zwischen andere Felsenriffe einklemmen, und der Schifffahrt von Neuem hinderlich werden.

Unterhalb der schmalsten Donauenge sieht man dem Dorfe Ogradina gegenüber am schroffen Felsenufer einige Fuß über dem Wasser die oft genannte Inschrift des Kaisers Trajan. Eine zierliche Einfassung umrahmt sie, ein geflügelter Genius schwebt auf jeder Seite neben ihr, um das Oval derselben zu halten, und der überhängende Felsen ist zu einem reich verzierten Karnies ausgearbeitet, der einen römischen Adler trägt, wogegen er selbst auf jeder Seite in einem Delphin endigt. Die Inschrift selbst lautet:

Imp. Caesar. divi. Nervae F.
Nerva. Trajanus. Aug. Germ.
Pontif. maximus. trib. p. o. XXX.

Diese Tafel sollte die Herstellung einer Bergstraße auf serbischer Seite verewigen, von welcher man noch Spuren entdeckt, denn 10 Fuß über dem Wasser ist der Felsen 2—8 Fuß ausgekehlt; und unter der Auskehlung sind in regelmäßigen Zwischenräumen Löcher von 9 Quadratzoll eingehauen, in denen die Tragebalken der Ueberbrückungen ruhten. Weiter hinab bei Kladowa baute

Trajan eine Brücke hinter der letzten Klippe des eisernen Thores. Auf 20 Pfeilern von 150 Fuß Höhe und 60 Fuß Stärke schritt sie in Bogen von 170 Fuß über den Strom, Thürme mit Thoren gleich Triumphbogen schützten die beiden Enden der Brücke, welche jedoch nur 18 Jahre gestanden hat.

Auf österreichischem Ufer schreitet eine Kunststraße neben der Donau her, deren Herstellung mit vielen Kosten und Zeitaufwand verbunden war, denn theilweise mußten Felsen gesprengt, Abgründe gefüllt, Spalten überbrückt und die Straße selbst geebnet werden. Der menschliche Wille besiegte endlich den festen Stein, drängte das Gebirge einige Klaftern bei Seite und öffnete dem Handel eine wichtige Straße. Sechs Stunden von Orsowa aufwärts am linken Donauufer dagegen öffnet sich unterm Blutberg die 100 Fuß lange und 60 Fuß breite berühmte Veteranihöhle mit ihren Kammern, in welcher sich im Jahre 1691 an 300 Oesterreicher gegen Tausende von Türken vertheidigten. Mit Kanonen beschoß der Feind den Eingang, Arnauten erklimmten mit Steigeisen die Höhe des Felsen und wälzten ungeheure Steinmassen in die Höhle, aber die tapfern Veterani's wehrten sich herzhaft, obschon in Gefahr, vom Pulverdampf zu ersticken oder zu verdursten. Erst nachdem alle Musketen zersprungen waren, gewann der Feind die Oberhand; doch die dankbare Nachwelt hat zum Andenken an die tapfre That die Höhle die veteranische genannt.

Orsowa liegt am Ausgange zweier wichtigen Straßen, die von hier aus in die Monarchie durch Thore oder Päffe führen. Wie die Schyl durch den Vulkanpaß und der Alt durch den Rothenthurmpaß nach Siebenbürgen den Weg bahnen, so dringt man von Orsowa aus auf die Donaustraße oder das Tschernathal hinauf über Karansebes in das Banat ein. Wir folgen dieser Straße, um den Theil der Militärgrenze kennen zu lernen, welcher sich nordöstlich an den siebenbürgischen Gebirgen hinaufzieht und meist von Walachen bewohnt wird.

Das Tschernathal ist wild romantisch, wozu die mit einer lebendigen Hecke umgebenen walachischen Dörfer mit hochgiebligen Hütten und die Lager der Zigeuner, welche Nägel schmieden oder Goldwäscherei treiben, recht gut passen. Dunkle Reben mit blauen Trauben, Maisfelder, Pfirsichgärten wechseln mit schroff aufsteigenden gelben Thonbergen. Vorüber geht es an den Bogentrümmern einer römischen Wasserleitung, durch Thalengen, am Waldrande hin, von dessen Bäumen Schlingpflanzen wie grüne Cascaden herabhängen, über eine Hängebrücke der brausenden Tscherna, welche von blaugrauen schroffen Felswänden eingeengt wird, bis man plötzlich vor den prächtigen Häusern des Kursals der Herkulesbäder bei Mehadia anlangt, welche die Römer bereits benutzt haben, wie man aus vielen Münzen, Statuen und andern Alterthümern ersieht.

Das Bad liegt in einem reizenden Thalkessel, eingeengt von hohen Bergen, die in verschiedenem Grün des Laubholzes prangen, und welche die enge Kluft des Czernathales (spr. Tscherna) bilden. Zerrissene Felswände, von wilden Rosen und blauem Flieder umblüht, von Buchen, Eichen, Linden, Wall- und Haselnußsträuchern, von Eschen, Birken und Linden umgrünt, mit kurzem Strauchwerk an dem untern Gesenke der Felsen, schaffen als zauberisches Landschafts-

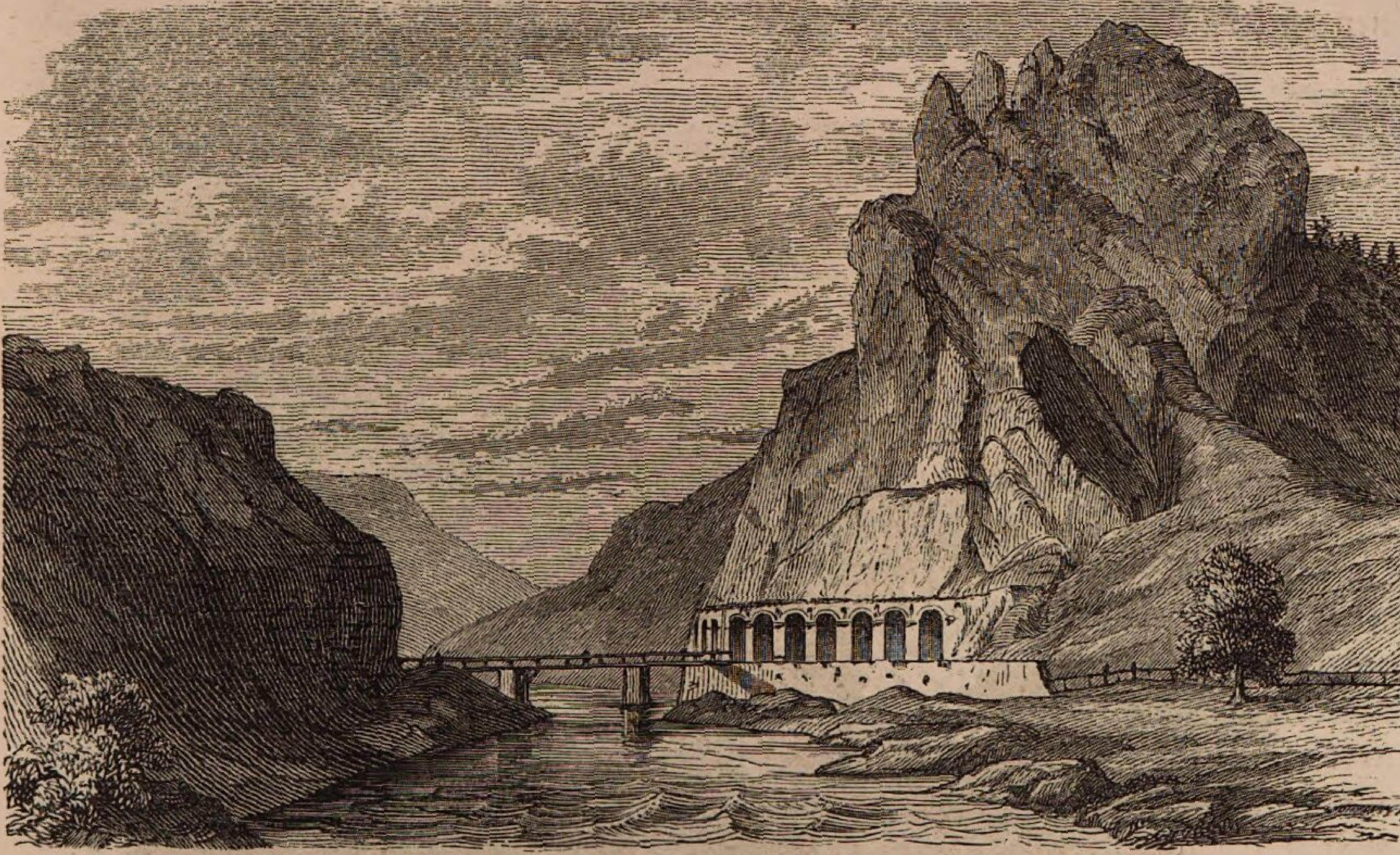
gemälde den Rahmen um das Bad mit seinen Kurgästen. Geebnete Wege führen an den Berglehnen hin und gestatten eine Rundschau über die reizende Gebirgswildniß. Hier besteigt man die Escoritohöhe mit dem Pavillon, weiter hinauf die epheuumrankte Herkules-Dampfkaminhöhle, in welcher zischend und brausend Schwefeldampf aus dem Boden emporwirbelt. Oder man erklimmt eine Felspyramide, um zu der epheubekleideten Räuberhöhle zu gelangen, von wo man auf das schaurige Czernathal niederschaut, in dessen Kluft unter weinumrankten Bäumen die Czerna im schäumenden Wasserfall niederbraust, während der weiße Goldbach an gelben Felswänden vorüber ihr zueilt. Dort am Gold-



Bad Mehadia.

bache hin geht der Weg am Felsen unter hohen Bäumen und Grotten von Schlingpflanzen nach der Herkulesquelle, welche im geräumigen Badehause mannsdick aus dem Felsen hervorschießt, dann unter der Straße weiter rinnt und in gewaltigen Bogen in die Czerna niederrauscht. Im Felsen der Hinterwand des einen Badezimmers sieht man den Ueberrest eines eingehauenen Herkulesbildes, droben aber auf den Berghöhen entfaltet die Baumwelt ihre Schönheiten, da rauschen Bäche über Steinblöcke, strecken mächtige Eichen ihre Zweige weit aus, schießt der Buchenstamm schnurgrade empor, bedecken blaue Disteln, Flieder und Thymian den Boden und öffnen sich weite Fernsichten.

Während in den Herkulesbädern, welche besonders der walachische Adel besucht, der Luxus des Badelebens sich entfaltet, geben weiter hinauf im Thale die Hütten der goldwaschenden Zigeuner ein Bild der Armuth. Sie sind oval, mannshoch, 1—2 Klaftern lang und halb so breit, haben an der platten Vorderseite ein Loch, welches als Thür dient, und oben eine Oeffnung für den abziehenden Rauch, welcher das Innere der Hütte füllt. Sie bestehen aus einem mit Lehm beworfenen Gerippe, von backofenartiger Gestalt. Manche Hütte hat eine Halle, die durch Pfähle und ein Laubdach gebildet wird, so daß in den Kerben der Pfähle zugleich das Küchengeräth aufgehängt werden kann. Nicht minder armselig sind die Zelte der walachischen Arbeiter. Die Dürftigkeit dieser Walachen geht so weit, daß sie, um ihren Maisbrei zu verzehren, nur Einen Löffel haben, der von Hand zu Hand geht.



Aquadukt von Mehadia.

Wir wandern das Czernathal weiter hinauf, um ins Temesthal zu kommen, wo Karansebes in einem reizenden Gebirgsthale an der grünen Temes liegt. Waldbelaubte Berge mit dem Ovidsthurme, hinter denen der breite Rücken des Sarko emporragt, umgeben es im Osten, Hügel mit Nuß-, Kastanien-, Birn-, Aepfel- und Pfirsichbäumen im Westen und weiter abwärts gegen Süden liegen kleine Dörfer an zerklüftete, blaue Felsen angelehnt, zwischen Weinbergen und Pfirsichgärten. In hundert verschiedenen Gruppirungen bringt das Temesthal seine Reize zum Vorschein, Getreidefelder, Wald mit doldentragenden Schlingpflanzen, malerische Ahorn-, Pappeln-, Linden- und Nußbaumgruppen, die in verschiedenem Grün saftiger Blätter prangen und von üppiger Schönheit sind, begleiten den

Fluß, bis er bei Slatina einen Engpaß oder Schlüssel durchbricht. Da verengt sich die Straße zu einem schauerlichen Schlunde; nackte, überhängende Felsen rücken ihre zerrissenen Wände bis an den Fluß, welcher unten über Felstrümmer schäumt, während die Straße ängstlich dicht am Felsen hinschleicht. Nachdem die Felsen weiter aus einander getreten sind, nähern sie sich bei Teregowa wieder und bilden einen Engpaß, welcher 2 Stunden lang und oft so enge ist, daß man zwischen dem Felsspalt oben kaum einen schmalen Streifen blauen Himmels entdecken kann. Das wilde Rauschen der Temes unterbricht allein die unheimliche Stille dieser Felskluft, deren phantastische Gebilde, Klüfte, Schlünde und glatten Wände den Schauer der Einsamkeit mehren. Doch wir verlassen nun die Grenzberge Siebenbürgens und versetzen uns zuerst nach dem benachbarten Kronlanden Kroatien und Slavonien und von da an die Felsenküsten des adriatischen Meeres, um die Wunder der südslavischen Kronländer kennen zu lernen.



Coronini=Belvedere in Mehadia.



Besuch bei den Grenznachbarn.

Bilder aus Kroatien und Slavonien.

I.

Kroatien und Slavonien gehören zu den Ländern, von denen man häufig wenig unterrichtet zu sein pflegt, obschon die Kroaten als Soldaten seit dem dreißigjährigen Kriege gar wohl bekannt sind. Sie haben sich in demselben als treffliche leichte Reiter großen Ruhm erworben, im siebenjährigen Kriege dagegen sich als behendes und kühnes Fußvolk furchtbar gemacht. Bis in die neuesten Zeiten standen die kriegerischen Kroaten treu zu ihrem Kaiser, bereit Leben, Gut und Blut für ihn in die Schanze zu schlagen. Aber ebenso herzhaft wußten sie ihre Sitten, ihre Sprache und Nationalität vor den Uebergriffen ihrer magyarischen Nachbarn zu schützen.

Obschon das Kronland wegen seiner bergigen, theilweise morastigen Beschaffenheit sich nicht zum Schauplatz bedeutender weltgeschichtlicher Entwicklung zu eignen scheint, so hat es doch wechselvolle Schicksale erlebt, weil es an der Heerstraße der großen Völkerwanderungen lag. Zur Zeit des großen Augustus bewohnten Pannonier Kroatien, welches ein Theil der Provinz Illyrien wurde, bis es den Ostgothen zufiel. Diesen entriß es der griechische Kaiser wieder, ohne es später gegen die Avaren behaupten zu können. Auch dieses letztere räuberische Volk blieb nicht lange im Besitze des schönen Landes, denn 640 eroberten es die Kroaten oder Chorvaten, ein slavischer Stamm, der von den Karpathen herab kam und sich in den fruchtbaren Thälern und den ausgedehnten Landschaften des

Drave- und Save-Insellandes niederließ. Nicht lange hatten die Kroaten in ihrem neuen Vaterlande Ruhe, denn bald geriethen sie in Abhängigkeit von den fränkischen Königen, bald waren sie byzantinischen Kaisern unterthan, bis sie sich endlich die Selbständigkeit erkämpften. Sie begingen indeß den Fehler, ihr Reich in ein dalmatisches Küstenland und eine Provinz zwischen Save und Drave zu scheiden. Der Beherrscher der letztern nannte sich seit 994 König von Kroatien, später König von Dalmatien, als welchen Gregor VII. 1075 den früheren Ban Zwonimir Demetrius anerkannte. Als dieser König indeß sehr bald starb, drangen Ungarn erobernd ein, unterwarfen das Land bis zur Save und erhielten es trotz des Widerstrebens der tapfern Kroaten in Abhängigkeit, ja vereinigten es 1342 ganz mit Ungarn. Außer diesen Leiden ward Kroatien von Venetianern und Türken wiederholt verheert, weil diese das wichtige Durchgangsland zwischen der Donauebene und dem Meere zu besitzen trachteten.

Bessere Zeiten kamen erst, als die kroatischen Stände 1527 dem habsburgischen Kaiser Ferdinand I. huldigten, nachdem die Ungarn denselben zum Könige gewählt hatten, denn nun kam Kroatien unter den starken Schutz Oesterreichs, welches 1699 durch den Karlowitzer Frieden die Grenze gegen die Türken festsetzte. Die Unna ward zum Grenzfluß zwischen türkisch Kroatien und Oesterreich erklärt. Auch das kroatische Küstenland blieb mit dem übrigen Königreiche vereinigt, Fiume aber ward 1797 zu einem für sich bestehenden Theil Ungarns erhoben. Dagegen gab man die Vereinigung Dalmatiens, Slavoniens und Kroatiens zum Königreiche wieder auf, so daß jedes Königreich wieder als ein besondres betrachtet wurde. Das Bestreben der Ungarn, die Kroaten zu Magyaren und die magyarische Sprache zur Landessprache zu machen, reizte die Kroaten zu entschlossenem Widerstande. Sie erhoben sich unter ihrem kriegserfahrenen Ban Jellachich und errangen nach einem wechselvollen verheerenden Kriege die verlangte Gleichberechtigung, denn der Kaiser trennte Kroatien durch die neue Reichseintheilung von Ungarn, vereinigte es mit dem sprach- und stammverwandten Slavonien, fügte das Küstenland und Fiume dazu und erhob diese drei Gebiete zu einem besonderen Kronlande.

Auch Slavonien gehörte zum römischen Pannonien, erhielt nach dem Jahre 814 einen eignen Fürsten als Vasallen des Frankenkönigs Ludwig des Frommen, welcher ihm auch einen Theil Kroatiens übergab. Nachdem Slavonien sich der Bulgaren erwehrt hatte, predigten Cyrill und Methud 864 mit Erfolg das Christenthum. Obschon es im 11. Jahrhundert mit Ungarn vereinigt war, so erhielt es doch ungarische Prinzen als eigne Fürsten, kam einige Zeit unter byzantinische, später wiederholt unter türkische Herrschaft, bis Leopold I. 1699 auch hier die Grenze gegen die Türkei festsetzte und sie durch einen Militärcordon sicherte. Die weiteren Schicksale theilte Slavonien im Allgemeinen mit Kroatien.

Der östliche Theil Slavoniens hieß nach der Römerstadt Syrmium Herzogthum Syrmien, und stand später lange unter türkischer Herrschaft. Das römische Sirmium, das heutige Mitrowitz, galt seiner Zeit für eine sehr wichtige Stadt, da es an der Heerstraße von Italien nach den unteren Donauländern lag. In



Kroatisches Volksfest zu Ehren des Kaisers.

ihrer Nähe ward Kaiser Probus ermordet, in ihr selbst von der griechischen Kirche vier Kirchenversammlungen abgehalten. Avaren, Ungarn und Türken besetzten nacheinander die reiche Stadt, bis Serben und Albanesen einwanderten, von denen jene das heutige Mitrowitz in der Nähe gründeten und ein reges industrielles wie wissenschaftliches Leben entfalteten. Jetzt ist Syrmien nur noch ein historischer Name. Das Comitat Syrmien umfaßte nur den nördlichen Theil des Herzogthums und ward durch die neueste Reichseintheilung so vertheilt, daß man Illok und Ruma zur serbischen Woiwodschaft, den westlichen Theil an das Comitat Essek wies. Nicht minder große Veränderungen hat Fiume und das 6 Quadratmeilen große kroatische Küstenland erfahren, welches früher unter römischen Kaisern und den Karolingern stand, bis die Kroaten sich der fremden Oberherrschaft entledigten und auf dem Berge oberhalb der Stadt die Feste Tersat anlegten, zu welcher eine Treppe von 411 Stufen emporführte.

Das Kronland Kroatien-Slavonien zieht sich als Streifen vom Quarnerobusen am adriatischen Meere nach der Save hinüber und füllt im Ganzen das weite Gebiet zwischen Save, Drave und Donau. Da sich im Süden aber die Militärgrenzgebiete als Saum hinziehen, so berührt die Save das Kronland unmittelbar nur eine kurze Strecke weit, wogegen ihr Zufluß die Kulpa Kroatien von der Militärgrenze viele Meilen lang scheidet. Auch die Donau bildet nur einige Meilen weit die Ostgrenze, nämlich von der Mündung der Drave bis zum Einfluß der Theiß. Im Ganzen enthält das Kronland 333 Quadratmeilen mit nahe an 1 Million Einwohner, von denen zwei Drittheile kroatischen, ein Drittheil serbischen Stammes sind, unter denen die kleinern Kolonien der Deutschen, Magyaren und Italiener leben. Dem Bekenntniß nach gehören die Bewohner der katholischen oder griechischen Kirche an.

Zwar ist die Industrie und der allgemeine Wohlstand noch mancher Verbesserung fähig, da es der Fabrikate wenig giebt und der Handel sich auf Rohproducte und auf das Weiterschaffen der eingeführten Waaren beschränkt, aber dennoch ist die Bevölkerung fleißig, religiös und zeichnet sich durch ein patriarchalisches Familienleben aus, welches sich manche hochcivilisirte Nation zum Muster nehmen könnte. Mit Wenigem ist der Kroat zufrieden, und dabei noch stets bereit, mit dem Armen das Wenige zu theilen. Nach der Arbeit erheitert er sich gern durch ein frohes Fest. Vater und Mutter, sowie ältere Personen, behandelt er mit Ehrfurcht, gehorcht ihren Ermahnungen, nimmt sich deren Rath zu Herzen und ist bereit zu darben, damit die Eltern nicht Mangel leiden. Nicht selten bewohnen mehrere Familien ein und dasselbe Haus und wählen den Erfahrensten zum Oberhaupte. Dieser ordnet ihre Arbeiten, nimmt den Gewinn derselben in Empfang, damit er Allen zu Gute kommt, und hält auf Verträglichkeit und Eintracht, so daß sich nach alttestamentlicher Weise ein reines, einfach patriarchalisches Leben entwickelt. Selten wird man einen Kroaten oder Slavonier betrunken, noch weniger andern Ausschweifungen sich hingeben sehen, dagegen war sein Volk seit alten Zeiten stets bereit, für Kaiser und Vaterland mit Freuden in den Tod zu gehen; denn seinen Kaiser betrachtet der Kroat als das Oberhaupt der ganzen Volksfamilie.

Hat der Kroat die Woche über gearbeitet, so schmückt er sich am Sonntag auch gern einmal und vergnügt sich am Tanz oder bei einem öffentlichen Volksspiele. Dann kleidet sich die Kroatin in schöne Farben. Das Mädchen legt das mit Goldstickereien bedeckte Mieder an, welches panzerartig die Brust umschließt, und flicht in die Zöpfe, welche lang den Rücken hinunter hängen, bunte Bänder ein. Die Frau dagegen bedeckt den Kopf mit einer großen Haube, von welcher hinten lange Gewebe mit reichen Stickereien und Spitzenbesatz niederfließen. Wohl aber hüten sich Mädchen und Frauen, die schönen Schuhe ohne Noth zu beschmutzen, weshalb sie Schuhe und Strümpfe in der Hand tragen, bis sie ins Dorf oder vor die Kirche gekommen sind. Dort erst bekleiden sie ihre Füße.


Kroate und Frau.

Auch die Männer tragen einen Brustlatz, den bunte Stickereien in Blumengestalt schmücken, und ziehen dann über denselben einen eng anliegenden Spenser, den mehrere Reihen blanker Knöpfe und Schnuren verzieren. Ein breitkrämpiger Hut bedeckt den Kopf, auf dem Hute aber schwanken große Büsche von Blumen und Straußfedern. Ein solcher Busch ist der Stolz des Kroaten. Der kriegerische Uebermuth treibt wol den Einen oder Andern, nach dem Gottesdienst auf den Dorfplatz mit einer hohen, langen, goldig schimmernden Pfauenfeder am Hute hinzutreten, um durch diese Trotzfeder einen Muthigen zum Raufkampfe herauszufordern. Bald hat sich ein solcher gefunden,

das Raufen beginnt, aus dem Wettkampf wird ein ernster Zweikampf, Hetzer und Neider mischen sich ein, der Zweikampf artet zur Schlägerei aus, die draußen auf dem Felde zu Ende gebracht wird, wenn die Ortspolizei die Streitenden vertreibt.

Kaum erkennt man hier den anspruchslosen Kroaten wieder. Harmloser ist er beim Tanz, bei feierlichem Empfang seines Monarchen oder eines von dessen hochgestellten Dienern, oder wenn er einem Sänger lauscht im Wirthshaus hinterm Krug rothen Weins. Da schaut Lebenslust froh aus den dunkeln Augen, da bricht seine Freude in lauten Jubel aus, da öffnet sich sein tiefes Gemüth und fühlt er sich poetisch angeregt! Der Sänger erscheint, alte Erinnerungen aus der Heldenzeit der Türkenkämpfe erwachen in der Zuhörer Seele, dazwischen aber besingt der Guslakünstler die Anmuth ländlichen Stilllebens, sowie Begebenheiten des friedlichen Dorflebens in einfachen Volksliedern.

Kroaten und Slavonier beschäftigen sich mit Getreide= und Weinbau, erziehen aber auch zahllose Schweineherden, weiden Schafe, Pferde und Rinder, oder pflegen in andern Gegenden Maulbeerbäume der Seidenkultur wegen, oder besäen weite Strecken mit Flachs, und haben unabsehbare Waldungen von Pflaumenbäumen angelegt. Hunderttausende fruchtbeladener Bäume ziehen sich an Berglehnen und über breite Gründe hin, so daß der grüne Boden bei der Ernte zollhoch mit blauen eirunden Pflaumen bedeckt ist. Wie klappert und prasselt es, wenn die Bäume geschüttelt werden, so daß Körbe und Wagen sich füllen und letztere häufig wiederkehren müssen, ehe sie den Erntesegen heimbringen können. Dann aber beginnt große Geschäftigkeit im Hofe, die Hände regen sich, die Pflaumen zu säubern, sie auf die Dörröfen zu schaffen, um sie zu trocknen und dann als Waare weit auszuführen. Andre entkernen die Pflaumen, zerquetschen und destilliren die Masse, mischen hierauf etwas Branntwein bei, und erzeugen den weitverbreiteten wohlschmeckenden Pflaumenbranntwein Slibowitza. Bei keinem Fest im slavischen Ungarn darf der Slibowitza fehlen, den Gast empfängt man mit einem Glas dieses feurigen Getränkes und selbst in fernen Kronländern versorgt sich der Hausherr mit einigen Flaschen slavonischen gebrannten Pflaumensaftes, um bei festlichen Gelegenheiten sich daran zu erquicken.

Kommt der August heran, so ziehen Jung und Alt in die Eichenwälder, um Knoppern oder Galläpfel zu suchen, mit denen ein bedeutender Handel getrieben wird, weil Gerber und Färber sie brauchen. Aufmerksam schauen die Suchenden nach den Eichenzweigen, an denen die eckigen, regellos gestalteten, fast stachligen Knopper=Auswüchse sitzen. Wie die Galläpfel auf den Blättern, entstehen die Knoppern aus den Samenblüthen durch den Stich eines Insekts, weshalb in solchen Jahren, wo viel Knoppern sich finden, nur wenig Eicheln sich zeigen. Die Galläpfel wie die Knoppern beherbergen die Eier des Insekts, aus denen sich Maden, Puppen und zuletzt die vollständigen Gallwespen bilden. Bald füllen sich die Säcke und Körbe der Slavonier mit Knoppern, welche zum Kaufmann geschafft werden, damit er sie nach Fiume und Triest, oder nach Fünfkirchen, Oedenburg und Pest schafft. Ueber 200,000 preßburger Metzen solcher Knoppern, welche besonders zum Schwarzfärben verwendet werden, versendet allein Ungarn.



Schiffbau.

II.

Es war besonders die Zeit des siebenjährigen Krieges, also die Mitte des vorigen Jahrhunderts, welche die Bewohner Deutschlands mit den Kroaten, Panduren und ihren Nachbarn in nähere Berührung brachte. Damals hatten sich dieselben den etwas zweideutigen Ruf als tüchtige Soldaten beim Vorpostendienst und Fouragiren erworben. Mit erstaunlicher Kunstfertigkeit verstanden sie es, für ihren Feldkessel zu sorgen und während der Deutsche über Noth klagte, schauten aus ihrem Topf das Bein einer Ente oder der Kopf eines Huhnes heraus. Der musterhaften Disciplin, durch welche das österreichische Heer der Jetztzeit mit Recht berühmt ist, war es vorbehalten, sie zu tüchtigen, braven Kriegern heranzubilden, welche unerschrocken in festgeschlossener Kolonne mit gefälltem Bayonnet gegen die feindliche Batterie anrücken, obschon sie noch geeigneter für den Einzelndienst sind. Besonders entwickelt der Kroat seine ganze Gewandtheit bei einem Terrain, das durch mannichfache Hindernisse, Gräben, Büsche, Felsen, Mauern, für den Vorpostendienst oder Tirailleurkampf besonders geeignet ist. Hier weiß er jeden Vortheil zu seinen Gunsten zu benutzen und dergestalt dem

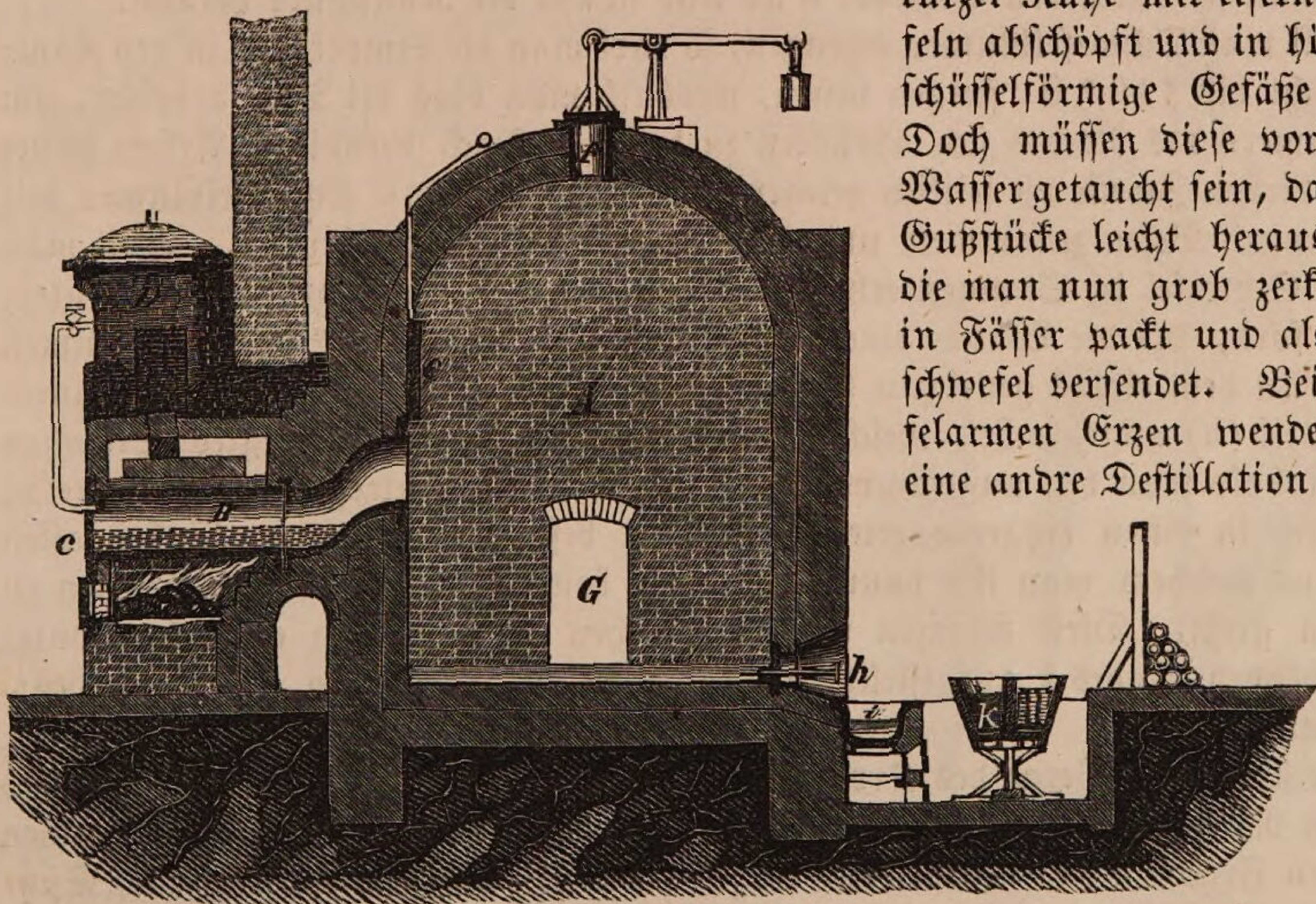
Gegner empfindlichen Schaden zuzufügen. In gar manchen heißen Schlachttagen haben die kroatischen Bataillone mit zum siegreichen Ausgange des Kampfes beigetragen und die letzten Jahre haben gezeigt, welche tüchtige Kraft in dem Volke lebt. Es steht dem reichern Bewohner des Landes, der keine persönliche Neigung zum Soldatenstande verspürt, oder dessen Familienverhältnisse ihm die Dienstzeit drückend machen, frei, einen Vertreter zu stellen. Dadurch wird im Volke die Liebe zum Kriegsdienst genährt, denn meist sind die Einsteher Leute, welche besondere Lust und Liebe zum Militärstande besitzen oder deren dürftige Vermögensverhältnisse ihnen ihre Dienstverhältnisse geradezu als ein Glück erscheinen lassen. Dem braven, tüchtigen Gemeinen ist es möglich gemacht, im Heere zu avanciren und die obern Offiziere sind ihrerseits wiederum verpflichtet, längere Zeit hindurch als Unteroffiziere und Feldwebel den Dienst des Gemeinen mit allen seinen Beschwerden durchzukosten. Letzterer fühlt sich dadurch seinen Oberen um Vieles näher. Der kroatische Soldat gefällt sich in seiner geschmackvollen Uniform, letztere wird im ganzen, patriotisch gesinnten Lande als Ehrenkleid respektirt und diese Achtung steigert sich in dem Grade, als blinkende Abzeichen aus Metall die längere Dienstzeit des Mannes bekunden. Diese Neigung des Kroaten und Slavonier für den Kriegsdienst ist ein Glück für das Land.

Der Kroate und Slavonier findet in seinem Gebirge verhältnißmäßig wenig Beschäftigung. Er fällt das Holz seiner Wälder, pflegt Bienen und sucht Knoppern. An einigen Küstenstellen wird Marmor gebrochen, warme Quellen werden zur Anlage von Badeanstalten benutzt und bei Radoboj wird Schwefel gewonnen. Dieser letztere ist das bezeichnendste mineralische Product seines Vaterlandes. Schwefel kommt anderwärts in den Spalten und Kratern der Vulkane gediegen vor, an wieder andern Orten wird er vom Quellwasser abgesetzt, in Gebirgen erscheint er häufig in kalkigen und thonigen Schichten mit andern Mineralien verbunden. Da er bei gar vielen chemischen Arbeiten der Fabriken und zu manchen andern Zwecken gebraucht wird, so ist er ein unentbehrliches Bedürfniß geworden. Sogar der menschliche Leib enthält 8 Loth Schwefel und in den Pflanzen wie im Meerwasser ist er gleichfalls vorhanden. Oesterreich producirt jährlich 3600 Centner Schwefel, welche in Böhmen, Galizien und Kroatien gewonnen werden. In Radoboj steht im Tertiärgebirge eine 14 Zoll mächtige Schicht blaugrauen kalkigen Mergels, welche man hier edles Flötz nennt, weil der Schwefel in ihr mit dem Thon gemengt in rundlichen Massen von verschiedener Größe und rehbrauner Farbe vorkommt. Auch die Warasdin-Töplitzer Mineralquellen setzen Schwefel als zierliche Drusen in den Brunnenröhren ab. Das Wasser selbst quillt unter heftigem Blasenwerfen empor und hat eine Wärme von 46½° C. Schon die Römer müssen dieses Schwefelbad gekannt haben, da man in der Nähe römische Münzen und Alterthümer ausgegraben hat.

Weil der Schwefel mit Erde und andrer Unreinigkeit vermischt aus der Grube kommt, so muß er geschmolzen und destillirt werden. Er hat die Eigenthümlichkeit, daß er schon bei 110° C. zu einer gelben, klaren, dünnen Flüssigkeit schmilzt, bei steigender Hitze anfangs zäher und dunkelbraun, und bei 250° C. zu

dickem Syrup wird. Gießt man diesen Schwefelsyrup in kaltes Wasser, so bleibt er auch nach dem Erkalten weich und durchscheinend, läßt sich in dünne Faden ziehen und sehr gut zum Abdrücken von Medaillen gebrauchen. Nach längerer Zeit erst erhärtet er wieder und nimmt hellgelbe Farbe an. Bei 300° C. geht er wiederum in dünnflüssigen Zustand über, siedet bei 400° C., und der rothbraune Dampf gestaltet sich beim Abkühlen in den Vorlagen zu dem feinen gelben Schnee der Schwefelblumen. Ist der Abkühlungsraum über 110° C. erhitzt, so schlägt sich der Dampf in flüssiger Form nieder, die erst später erhärtet.

Will man Schwefelerze ausschmelzen, so bringt man die grobgeschlagenen Schwefelstufen in einen eingemauerten Kessel, welchen man so lange erhitzt, bis der Schwefel ausschmilzt, worauf man den obenschwimmenden Schwefel nach kurzer Ruhe mit eisernen Löffeln abschöpft und in hölzerne, schüsselförmige Gefäße gießt. Doch müssen diese vorher in Wasser getaucht sein, damit die Gußstücke leicht herausgehen, die man nun grob zerkleinert, in Fässer packt und als Rohschwefel versendet. Bei schwefelarmen Erzen wendet man eine andre Destillation an, indem man unglasirte Thongefäße von der Form deutscher Wasserkrüge als Retorten benutzt, und oben einen nach unten geneigten Hals anbringt, durch welchen die Schwefeldämpfe zur Abkühlung in ein ähnliches Gefäß übergehen, an dessen Boden sich ein Hahn befindet. Durch letztern läuft der Schwefel in ein untergesetztes Wassergefäß ab und erhält dabei die wurmartige Form, in welcher ihn die Schwefelsäurefabriken empfangen. Man setzt 12—15 solcher Krüge in 2 Reihen in den Schmelzofen, bringt zwischen sie das Feuerungsmaterial, zündet es an, umgiebt diesen Heerd durch 2 niedrige Längsmauern und verschließt die Mündung des Heerdes durch eine eingekittete Thonplatte. Ganz arme Schwefelerze schafft man in einen konischen Schachtofen, dessen Wände mit Zuglöchern versehen sind, zündet dann am Boden des Ofens Spähne an, legt die Erze darauf, so daß der ausgeschmolzene Schwefel durch eine Röhre am Boden des Heerdes abfließt.



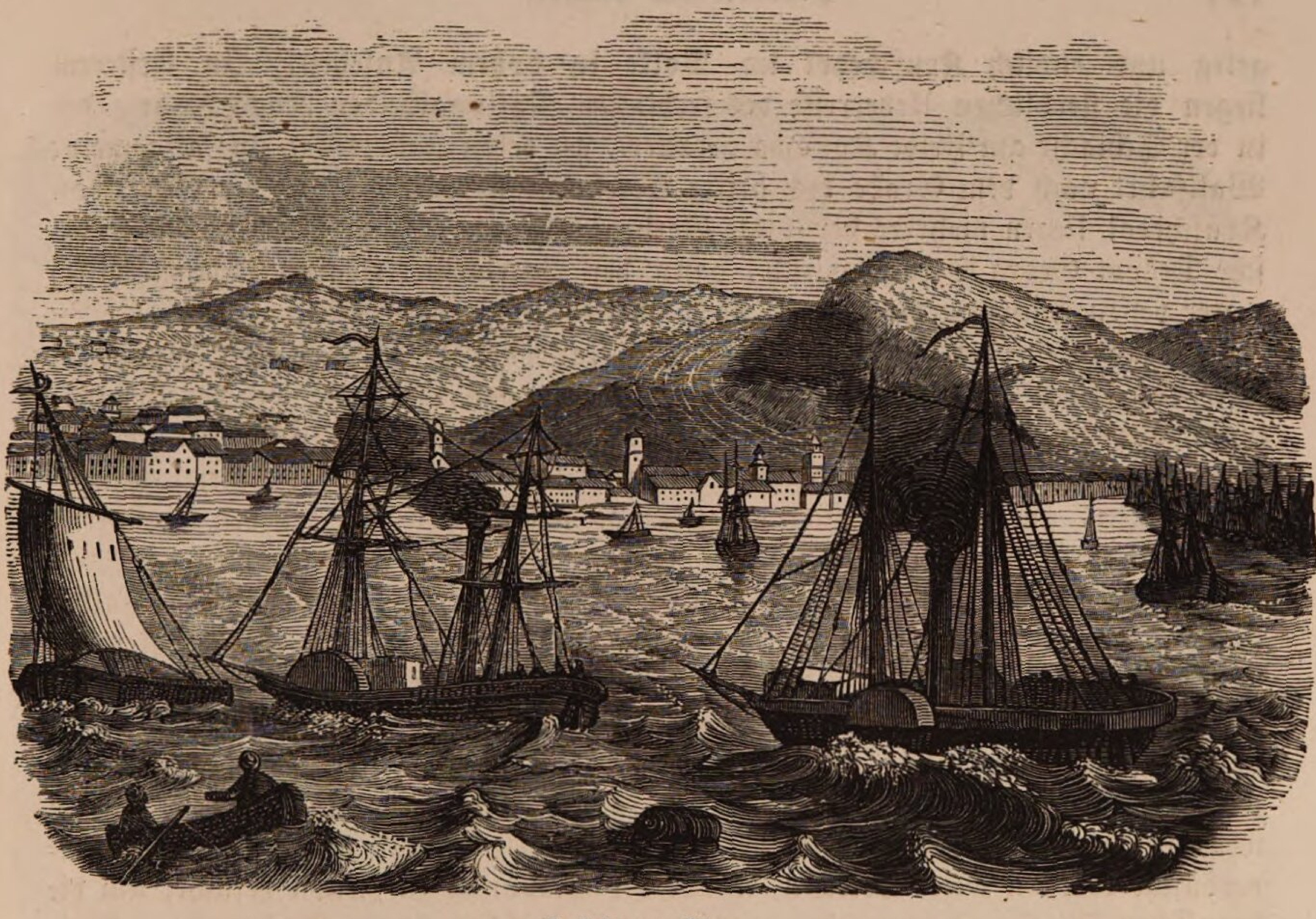
Schwefel-Raffination.

das Maul liegt, das durch 3 halblinsenförmige weiße Kinnladen, jede mit 60 Zähnchen bewaffnet, gebildet wird. Der Magen füllt den größten Theil des Leibes aus, und trotzdem bleibt die Verdauung eine langsame, so daß das Thier auf ein ganzes Jahr gesättigt ist, sobald es sich ganz vollgesogen hat. Der Verdauungskanal des Blutegels beginnt nämlich sogleich unterhalb des Maules, und sendet nach allen Seiten hin eine zahlreiche Menge vielverzweigter Blinddärme und Aussackungen, die sich sämmtlich füllen, sobald dem Thiere einmal reichliche Nahrung geboten wird. Diese Anhängsel des Magens sind ebenso viele Vorrathskammrrn, die ganz allmälig ihren Inhalt in den Magen entleeren, so wie es das Bedürfniß des Thieres erheischt.

Der Blutegel hält sich am liebsten in schlammigem Wasser auf und fällt die dort lebenden Thiere an. Er verlangt eine vorsichtige Behandlung, wenn er länger lebend erhalten werden soll, da das Wasser, welches man ihm täglich frisch zu gießt, mit dem wegzugießenden gleiche Temperatur haben muß.

Betrachten wir nun das Land selbst etwas genauer, welches in die Comitate Agram, Warasdin, Fiume, Possega und Eszek getheilt ist! Um uns die Uebersicht zu vereinfachen, entwerfen wir uns ein Bild von dem syrmischen Antheile Slavoniens und Kroatiens mit der Seestadt Fiume. Zwei Drittheile des ganzen Kronlandes sind mit Waldungen besetzt, große Strecken in den Niederungen bedecken Sumpf und Morast, das Uebrige aber hat im Durchschnitt sehr fruchtbaren Boden.

Nicht mit Unrecht nennt man Slavonien das Mesopotamien Oesterreichs, ja an Fruchtbarkeit übertrifft es noch diese asiatische Stromniederung. Auf der Ostecke Slavoniens, jedoch den Flußwinkel zwischen Sau und Donau nicht füllend, dehnt sich der Batschka gegenüber, das kleine Paradies Syrmien 18 Meilen längs der Donau aus, wogegen seine Breite nur 3—4 Meilen beträgt. Der fette Boden strotzt von Fruchtbarkeit, daß die Serben ihren Mais mit leichter Mühe bauen, daß Pflaumen- und Maulbeerplantagen herrlich gedeihen, und der Wald des Fruschkagebirges Tausende von jenen übermüthigen, kurzbeinigen Mongulitzaschweinen ernährt, welche man am krausen, wolligen Haar und an der zähen Ausdauer erkennt. Zu Zehntausenden treibt man diese fetten Schweine auf die ungarischen Märkte, von wo sie weiter und unter dem Namen türkischer oder ungarischer Schweine bis nach Mitteldeutschland versandt werden. Dorthin machen sie ihren Weg gegenwärtig im Stallwagen der Eisenbahnen. In ihrem gekräuselten Haar haben sie auch die mit gekrümmten Stacheln besetzten Samen eines lästigen Unkrauts, der Spitzklette (Xanthium Strumarium), von ihrer Heimath aus bis nach dem letztgenannten Lande verschleppt und dadurch sogar für den Pflanzengeographen eine Bedeutung gewonnen.



Ansicht von Fiume.

III.

In der Mitte von Syrmien zieht sich das 2500 Fuß hohe Fruschka = Gora, d. h. Fruschkagebirge 12 Meilen lang neben der Donau hin. Es bildet eine Fortsetzung jenes Bergzuges, welcher durch Kroatien und Slavonien parallel der Drau sich hinzieht. Seine Reize erhält die Fruschka = Gora nicht allein durch die prächtigen Eichenwaldungen, sondern durch die zahlreichen Weingärten, in denen kostbarer Wein gezogen wird, so wie durch die zahlreichen Klöster, welche in den lieblichen Thälern und auf den malerischen Höhen des Gebirges liegen, und von zahlreichen Wallfahrern besucht werden. Von den Hügeln und Höhen hat man reizende Fernsichten über die weite Ebne, auf welcher sich die gelben Kukuruzfelder, Pflaumenbaumwaldungen, Wiesen und Gehölze zu malerischen Landschaftsbildern gruppiren, sieht man weiter hinaus die hellschimmernden Wasserfäden der Donau und der Fruschka = Gorabäche. Hier schaut ein stilles Kloster mit blendendweißem Thurm unter grünen Maulbeerbäumen hervor, dort schallt von den Weinbergen heller Gesang, droben aber ruhen unter den riesigen Gestalten der knorrigen Eichen die erhabenen Schauer eines Gebirgswaldes, nur in Etwas durch die hellen Vogelstimmen gemildert.

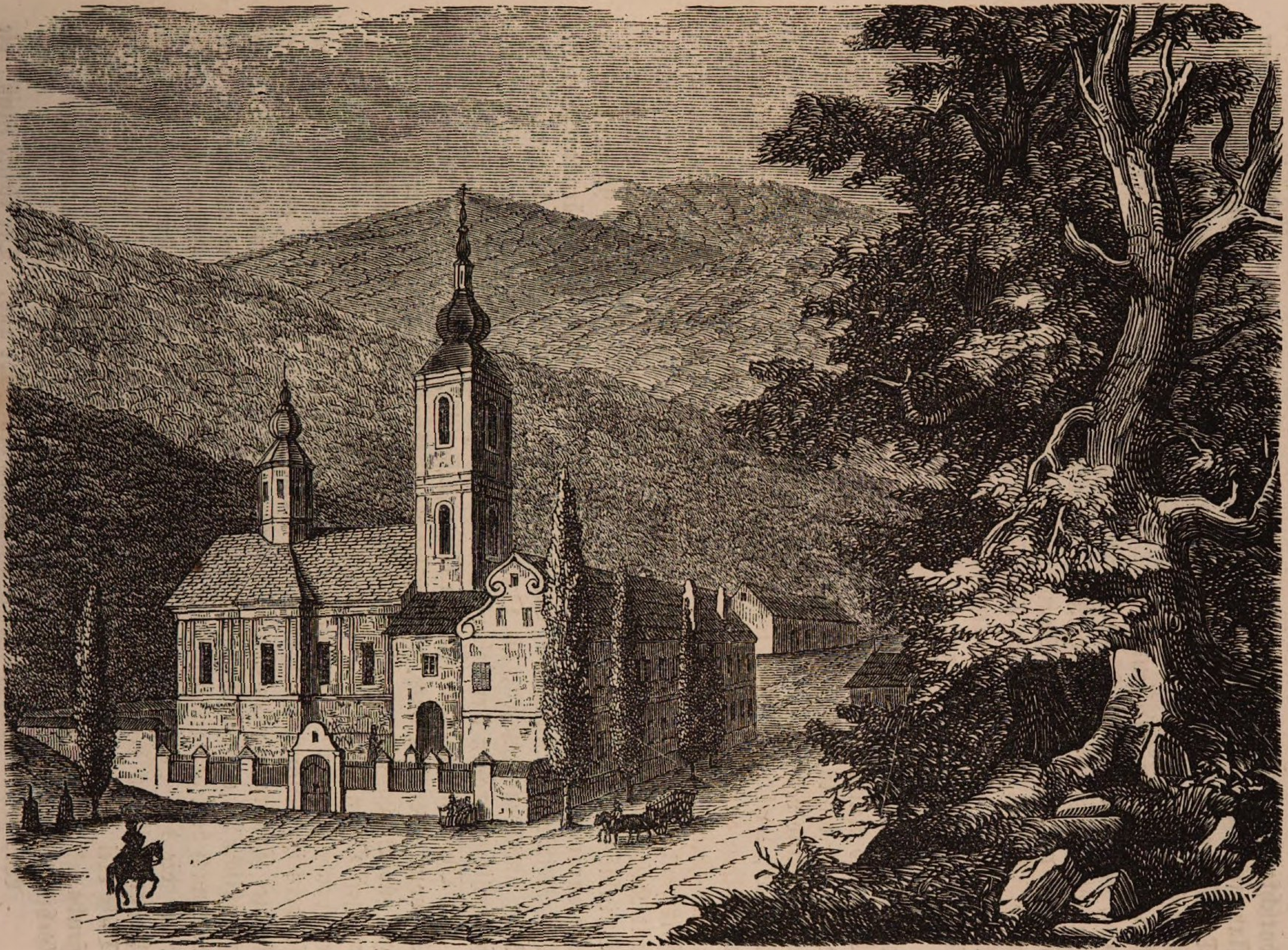
Unter den 13 griechischen Klöstern des Syrmier = Landes stehen aber besonders das herrlich gelegene Rawanitza, das im 10. Jahrhundert erbaut, Ger=

geteg und endlich Kruschedol im Volke in hohem Ansehen. In Ersterem liegen die sterblichen Ueberreste des serbischen Nationalhelden Knas Lazar, der in der Schlacht am Felde Kossowa gefallen, an deren Jahrestage eine allgemeine Wallfahrt nach dem Grabe des heilig Verehrten stattfindet. In der Gruft von Kruschedol liegen mehrere berühmte Serben begraben, so z. B. der letzte serbische Despot Georg Strankowitsch, dann der Patriarch Arsenius Tscharnowitsch unter dessen Führung die Serben nach Oesterreich einwanderten.

Slavonien oder Slavanska, das Vaterland der serbisch redenden Slavonaz, wird von einem malerischen Waldgebirge durchzogen, welches von den Warasdiner Bergen Kroatiens herüberkommt und im Osten bei Diakovar endigt. Vielfache Einsenkungen und Abzweigungen bilden liebliche Thäler mit rauschenden Bächen, an denen oft steil auffsteigende Felspartien sich erheben, während lange Bergrücken weit ausgedehnte Eichenwaldungen und anderes Laubholz tragen, in welchem Hirsche, Bäre, Eber, Luchs und Marder hausen, Falken jagen, Amseln pfeifen, Dachs und Fuchs sich Höhlen graben. Je weiter das Waldgebirge gegen Osten vordringt, desto mehr Raum gestattet es den Hügeln und Ebenen, sich mit ihren Weinbergen, Aepfel-, Pflaumen- und Maulbeerbaumanlagen, mit Nuß- und Kastaniengehölzen auszubreiten, mit denen Weizen- und Maisfelder, Melonengärten, Tabaksfluren und blumenreiche Wiesen wechseln, die von zahlreichen Bienen umschwärmt werden. Tatarische Wachholderbüsche bedecken weite Strecken, welche der Slavonier zu Zeiten besucht, um die spanischen Fliegen zu sammeln, welche an den Büschen sitzen. Auf grasigen Weiden zerwühlen Heerden übermüthiger Schweine den schwarzen Boden, nicht weit davon schnattert eine ungeheure Gänseheerde, drüben am Waldrande weiden Schafe. Gern beschäftigt sich auch der schlanke, schön gebaute Slavonier mit der Pflege des Obstgartens.

Bei Possega erweitert sich das Thal zu einer ausgedehnten Ebene, welche von dunkeln Waldgebirgen umschlossen wird. Die sanftern Abhänge schmücken Weingärten, am steilen Felsen sprengt der Steinbrecher herrlichen Marmor. Anderwärts verheißen Steinkohlenlager dem Bergmann reichen Gewinn und die warmen Schwefelbäder bei Lippit, und Daruvar gewähren den herzupilgernden Kranken Heilung. An der Drau weiter abwärts breiten sich die meilenlangen Sümpfe von Kologyvar und Palacsa bei Eszek aus. Auf ihren trüben Wassern tummeln sich Gänse und Wasserhühner, an ihren Ufern fischen Reiher und Störche. Der Slavonier fährt im leichten Kahne nach Blutegeln und Fischen über den düstern Spiegel. Schweigsam ruhen die mächtigen Seen zwischen hohen Schilfrändern, und füllen die Luft weit und breit mit ungesunden Dünsten und nur das Geschrei der Wasservögel unterbricht die beängstigende Stille der Einöde.

Weiter abwärts am Flusse rührt lebhafter Handel die fleißigen Hände; gewaltige Vorräthe von Dauben, Planken und Brettern aus dauerhaftem Eichenholz liegen in Vukovar aufgehäuft, Maulbeerplantagen deuten auf starken Seidenbau. Eszek, das Mursia der Römer, entfaltet ein reich beschäftigtes Städteleben, weil es ein Stapelplatz für den Handel zwischen Fiume und Sieben-



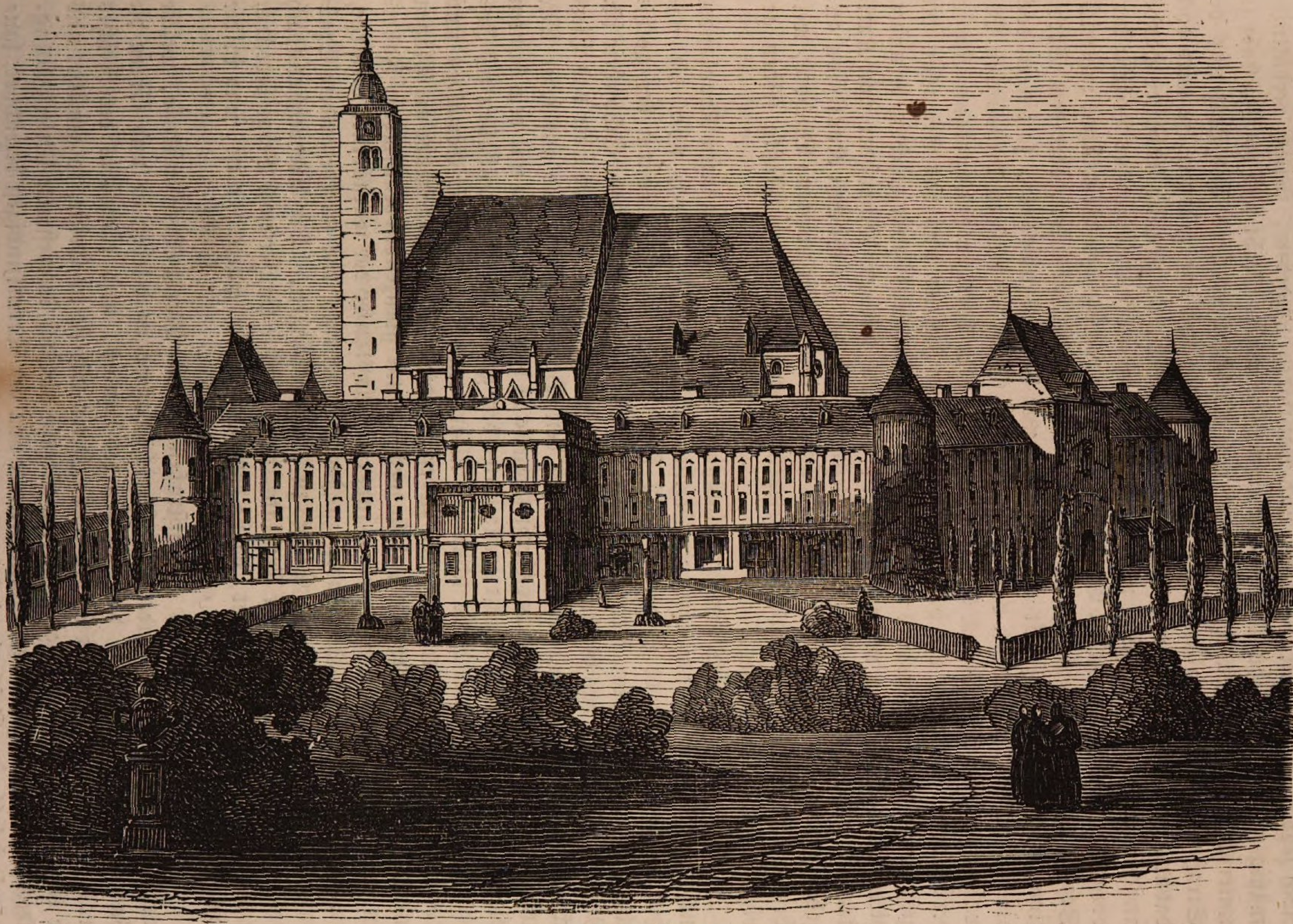
Kloster Rawanitza.

bürgen sammt der Walachei ist. Da bringen die Dampfschiffe Getreide, batschker Flachs, syrmischen und baranyaer Wein, Schweine, steirisches Eisen, slavonische Bretter und Bauholz, Häute, österreichische Tuche; eszeker Seidenzeug. Da rühren sich die Commis auf den Comptoiren und den Niederlagen, haben Ab- und Auflader volle Beschäftigung, sieht man ein wechselndes Kommen und Gehen der reisenden Kaufleute. Wie fast alle größeren Städte des Kronlandes hat auch Eszek hohe große Häuser, grade breite Straßen, schöne Kirchen und Plätze und Bildungsanstalten aller Art. Stattlich schaut die Feste über die drei Vorstädte, die lange hölzerne Draubrücke, die reichen Felder und Dörfer der Umgegend, über die Dampf- und Segelschiffe, aber auch voll Stolz erinnert sie an die kühne That des Generals Trebersberg, welcher die Raizenstadt in neuster Zeit seinem Kaiser wieder gewann.

Weniger reich gesegnet ist Kroatien. Es ist von den waldreichen Ausläufern der steirischen und krainer Alpen vielfach durchzogen und wird von der Drau, Mur, Sau und Kulpa in breiten Thälern durchflossen. Langsam ziehen die Alpenströme dahin, da bis in weite Ferne die waldigen Rücken der Bergzüge sich von ihnen abwenden und verwandeln durch Ueberschwemmungen die Uferlandschaften häufig in Sumpf, weil die Wasser trägen Abfluß haben und in zahlreichen Inseln das den Alpen entführte Geröll absetzen. Die Bergzüge, welche theils gegen Osten, theils gegen Südwesten gerichtet sind, bestehen meistens aus Kalk. Höhlen, schroffe Felswände mit malerischen Gruppen, zerrissenen und verwitterten Klippen, wechseln mit Kastanien- und Eichenwäldern. Andere Berghänge bieten öde Strecken voll Steinblöcke oder breite Hochebenen mit verkümmertem Rasen. Namentlich hat das agramer Comitat gleichzeitig die fruchtbarsten Fluren und ärmsten Striche. Es gedeihen hier Kastanien, Wein und Eichen. Die Murinsel, welche zwischen der Mur und Drau gelegen, 16 Quadratmeilen mißt, ist dagegen wegen ihrer ausschließlichen großen Fruchtbarkeit in der ganzen Monarchie bekannt.

Obschon Kroatien reich an Erzeugnissen ist, so steht es an Betriebsamkeit Slavonien dennoch nach, denn selbst die Viehzucht und die Wälder werden weniger zur Beschaffung von Ausfuhrartikeln benutzt. Die Gebirge liefern nur an einigen Orten Marmor, besonders in der Nähe von Fiume; an einigen Orten entsprudeln ihnen Mineralquellen, an denen man freundliche Bäder anlegte, besonders im fruchtbaren warasdiner Comitat, doch treibt nur das reichgesegnete kreuzer Comitat starken Handel mit Getreide, Obst, Wein und Holz. Die geographische Lage macht Kroatien aber zur Durchgangsstraße des ungarischen Handels nach dem adriatischen Meere, weshalb auch zu den Merkwürdigkeiten Kroatiens die drei großen Gebirgsstraßen gehören, welche von Karlsstadt, als dem Hauptstapelplatz des kroatischen Handels, nach Fiume und Dalmatien führen. Diese drei Straßen kann man mit Recht zu den Riesenwerken des neueren Straßenbaues zählen, da sie bald in vielfach gewundenen Krümmungen über hohe Gebirgsrücken, bald tunnelartig quer durch Felsenwände führen.

Wir gehen von dem eben genannten Karlstadt aus. Der kleine Fluß, die Kulpa, der die Mauern der Freistadt bespült, nimmt die kleinere Korana und



Dom zu Agram.

Dobra hier auf und war Veranlassung zur Anlegung einer Festung. Letztere ist noch jetzt mit Schanzen, Gräben und Pallisaden umgeben, freilich verhältnißmäßig nur klein. Von ihr sind die eigentliche innere Stadt und die Vorstadt zu unterscheiden. Sind auch die Häuser von Karlstadt meistens aus Holz und die Straßen, wie in fast allen ältern Festungsstädten eng und gebogen, so wird doch dadurch, daß die Kulpa von hier an schiffbar wird, ein ziemlich lebhafter Handel auf diesem Flusse ermöglicht und dadurch ein regeres kaufmännisches Treiben hervorgerufen. Aus demselben Grunde werden auf den hiesigen Bauplätzen zahlreiche Schiffe gezimmert, welche größtentheils Wein oder Tabak laden, oder dem Speditionshandel dienen. Zählt auch der Ort nur 7000 Einwohner, so zeugen doch die fünf stattlichen Kirchen von dem religiösen Sinn der hiesigen katholischen Bewohner. Ein katholisches Gymnasium, mit dem dortigen Franziskaner-Kloster verbunden, sorgt für die höhere Bildung ihrer Jugend und das Erwachen des geistigen Strebens, welches sich neuerdings bei den Südslaven mächtig bekundet, bietet auch hier seine erfreulichen Zeichen. Die übrigen Einwohner von Karlstadt, sowie die meisten Kroaten des Bezirks, sind der griechischen Konfession angehörig und stehen unter der geistlichen Pflege eines (nicht unirten) Bischofs, welcher in dem unweit von Karlstadt gelegenen freundlichen Orte Plaßky seinen gewöhnlichen Wohnsitz hat.

In Agram, der schönen, regelmäßigen Hauptstadt des ganzen Kronlandes entfaltet sich der Glanz und die Macht der Monarchie. Hoch über die flachen Dächer der Stadt steigt der 272 Fuß hohe, viereckige Thurm der gothischen Domkirche empor, der ehrwürdig durch Alter und erhabene Schönheit ist. Gewaltig hebt sich das Giebeldach seines dreistöckigen Mittelschiffes über das Viereck von einstöckigen Gebäuden, welches den Dom umgiebt und auf jeder Ecke einen Thurm trägt. Feierlicher Ernst schaut aus den Fensterbogen mit dem bunten Glasschmuck, innige Andacht weilt unter den gewaltigen Säulenhallen des Innern, und aufopfernde Liebe schmückte Altäre und Kapellen mit Gemälden und Kostbarkeiten. In breiten Fronten ziehen sich die Regierungsgebäude an Plätzen und Straßen hin, fensterreiche Paläste wechseln mit glänzenden Kaufläden, Fabriken und Handel beschäftigen viele Hände, die Ausläufer der warasdiner Gebirge, sowie die Sümpfe der Sau laden zu Jagdpartien ein, das starkbewaldete Szalmagagebirge im Süden der Stadt zu Spaziergängen. Der Medveschonsbach theilt Agram in die obere oder Freistadt, deren schöne Häuser zwei Berge bedecken, in die untere oder Kapitelstadt, da sie dem Domkapitel unterthan ist, und in die bischöfliche Stadt.

Die berühmteste der 3 Hauptstraßen ist die Maria-Louisenstraße, welche Karlstadt mit Fiume verbindet. Zahlreiche Lastwagen beleben sie und führen die Waaren der Seestadt nach dem Innern des Landes, und rückwärts des Reiches Produkte zu den harrenden Schiffen. Begleiten wir sie im Geiste, so gewährt uns die Umgebung der bereits geschilderten Straße vielfach interessante Unterhaltung. Eidechsen, als Haftzeher oder Wandkletterer von den Naturkundigen bezeichnet, laufen mit fabelhafter Geschwindigkeit an der überhängenden Felswand hin. Ein Hirt

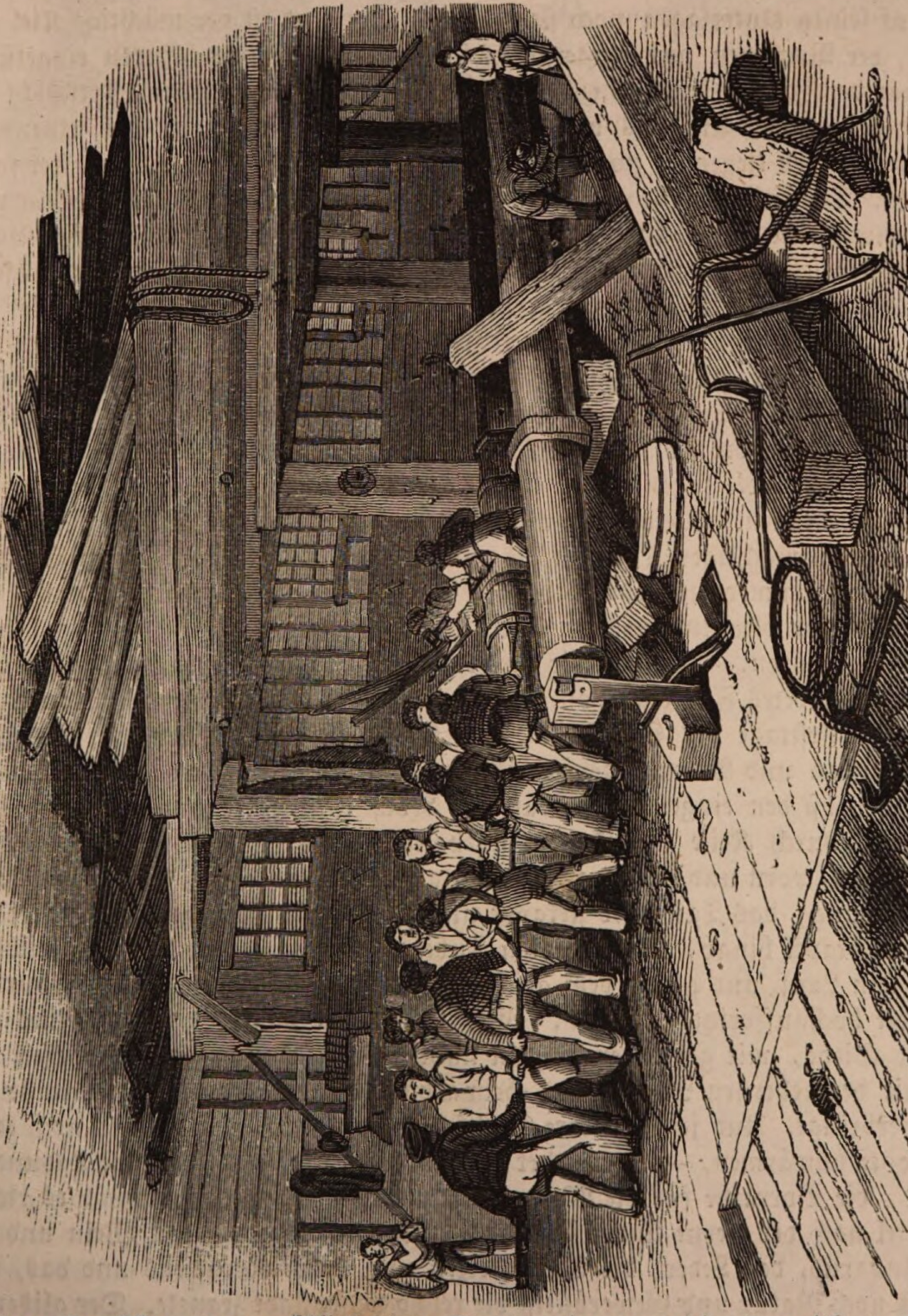
treibt eine flinke Ziegenherde über den Weg. Wo zwischen den Felsen in feuchtschattiger Schlucht ein Quell herabträufelt, breiten sich die mächtigen Blätter des Aronstabes und das wunderbar durchbrochene Laub der Drachenwurz aus, welche der genügsame Hirt sorgsam herausgräbt, um ihre dicken Knollenwurzeln am Abend auf glühenden Kohlen zu rösten und zu verspeisen.

Die 18 Meilen lange Louisenstraße legt ein schönes Zeugniß für den Patriotismus des österreichischen Adels ab, denn Vukassowitsch, Dietrichstein, Esterhazy, Lichtenstein, Erdödy, Forgacs, Batthyany u. A. bauten sie von 1803—9 mit einem Kostenaufwande von 2 Millionen Gulden. In der geringen Steigung von 4 Zoll auf die Klafter windet sie sich an den Berglehnen hin, bald in dieselben eingesprengt, bald auf Stützmauern ruhend, 5 Meilen weit ununterbrochen von Häusern, Weinbergen und Weinkellern begleitet, da in ihrer Nähe der gewürzige Stattive gebaut wird. Von Meile zu Meile ist sie mit einem Gesellschaftshaus besetzt, wo ein geringer Zoll erlegt wird. Trotz ihres kaum merklichen Ansteigens liegt sie über dem lieblichen Dobrathale bei Skrat bereits 2000 Füß hoch und steigt bis 4 Meilen vor Fiume noch 1000 Fuß. Wilde Felspartien, tief gespaltene Thäler mit zerklüfteten Wänden begleiten die Straße, so daß der Reisende wie an einem großartigen Panorama vorbei schreitet. Ueber die Felszacken und Kalkspitzen schaut der 6500 Fuß hohe Oguliner Kopf herüber. Dann geht es im Zickzack hinab in den Thalkessel des Dorfes Losowa, wo plötzlich das nebenherrauschende Bergwasser verschwindet, um 4 Meilen weiter unten als Teich wieder zu erscheinen und durch denselben in die Kulpa abzufließen. Dann geht es durch einen schweigenden Wald hochgeschossener Tannen, vorüber an der Serbenkolonie Moravitza, und dann in der 2936 Fuß hohen Rawnopodolje über die höchste Stelle der Straße. Da schaut man ringsum in eine öde Bergwildniß, in welcher finstre Tannenwaldungen mit nackten Felswänden, geröllbedeckte Ebenen mit magern Kartoffel- und Haferfeldern wechseln, rechts der Schneeberg, links der Tahovitsch, gegen Westen die kahle Berglinie des Mont Major aufsteigen, und über dieser das Meer als blauer Streifen aus der Tiefe aufblitzt. In vielfachen Windungen steigt die Straße die Felswände hinab, biegt sich in kunstreichem Zirkel, eilt über die wasserlose Ebene von Grobnik, die von Geröll bedeckt ist, schlüpft hierauf unter Nußbäumen und an Getreidefeldern hinab zu dem schauerlichen Thale der Fiumera, dessen Wände 200 Fuß senkrecht emporsteigen, von wo ab man eine Terrasse 6000 Fuß lang bis zur Stadt Fiume sprengte. Hierbei mußten sich die Arbeiter an Stricken hinablassen und in der Schwebe hängend arbeiten. Durch diese porta hungarica schimmert das Meer herauf, und ein großartiges Panorama öffnet sich. Hier blinkt der weite Wasserspiegel mit seinen gartenartigen Inseln und seinen Schiffen, dort sieht man die steilen Klippen Istriens, an denen Städte und Dörfer wie weiße Punkte blinken. Seitwärts ragen wilde Bergzacken, öde Gebirgszüge und drunten liegt Fiume mit hellleuchtenden Häusern italienischen Stils, mit seinem Hafen voll Masten und wehenden Wimpeln, mit seiner Schiffswerfte, mit seinem lärmenden Volksgetümmel auf dem reich ausgestatteten Fischmarkte, wo Thunfische, Krebse, blauweiße Mollusken, Datteli

(eßbare Muscheln), Forellen, stachlichte Schollen u. s. w. feil gehalten werden. Zwischen kahlen Felsen liegt die Stadt eingeklemmt, deren Ausdehnung dadurch so beschränkt ist, daß man palastartige Häuser in's Meer hinein baute, indem man gewaltige Felsblöcke in das Meer warf und auf dieselben Kasten von der Größe eines Zimmers setzte, welche mit Erde aus Santorin gefüllt waren. Da diese griechische Erde im Wasser sehr hart wird, so bildet sich aus ihr ein Felsufer, welches ganze Straßen zu tragen vermag. Eine reiche Anzahl herrlicher Gebäude ziehen die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich. Unter den vielen Kirchen und Kapellen zeichnen sich besonders zwei vortheilhaft aus: die alte Kapitel- oder Hauptkirche Mariä-Himmelfahrt mit einem neuen Frontispice, nach Art des römischen Pantheon und die Kirche St. Veit (vormals Jesuitenkirche) von vortrefflicher Bauart, eine Nachahmung der Kirche Maria della Salute in Venedig. Sehr geschmackvoll präsentirt sich das Kasino mit dem Theater, durch ihre Größe imponiren der Gouvernementspalast, das Rathhaus, das ehemalige Seminargebäude und andere. Will man Fiume's Schönheit recht genießen, so besucht man den Calvarienberg, von welchem man eine großartige Umschau über die Stadt mit ihren platten Dächern, über den Hafen, die beiden vorliegenden Inseln und über die felsige Küstenstrecke hinauf und hinab hat. Metallisch schillert das Meer, in malerischen Formen wechseln Küsten, Vorgebirge, Bergzüge, Flecken und Flüsse und freundlich schaut ein südlicher Himmel hernieder auf das bunte Gemälde. Da athmet man frei auf und denkt noch einmal zurück an das durchwanderte Kroatien. Man erinnert sich an die Burgruine König Ludwigs und des M. Corvinus, welche bei Krapina auf steilem Sandsteinfelsen stehn, gedenkt des ehrwürdigen Schlosses zu Csakathurn, von welchem der Held Zwingli stammt, des erdödyschen Schlosses im freundlichen Warasdin und mancher schmucken Stadt mit schönen Kirchen und freundlichen Straßen.

Fiume repräsentirt die lebenreiche Seestadt des Kronlandes. Die zahlreichen Erzeugnisse der östlichen Kronlande, der Ueberfluß an Produkten, so wie das, was der Gewerbfleiß der Einwohner schuf, strömt nach der Haupthandelsstadt Fiume. Diese Stadt hebt sich in Folge ihrer Betriebsamkeit und der Vorsorge der k. k. Regierung täglich mehr. Fleißige Hände weben in den Leinwandmanufakturen, andere bereiten aus der Wolle der zahlreichen Schafherden des Landes weitgesuchte Tuche. Die Rinderherden, an denen Kroatien reich gesegnet ist, geben dem Fabrikanten jährlich große Mengen Häute, welche in geschätztes Leder verwandelt werden. Der massenhaft herbeigeführte Talg und das Wachs, welches die Bienenzüchter in den blüthenreichen Gebirgen senden, machen es möglich, daß Fabriken Jahr aus Jahr ein Kerzen fertigen und die harrenden Schiffe mit ihnen befrachten. Wieder andre Industrielle bleichen das braungelbe Wachs bis zur blendenden Weiße, noch andere verarbeiten den herbeigeführten Tabak für den Schnupfer und Raucher. Eingeführter Rohzucker wird raffinirt, aus Mehl allerlei Mehlspeisen für den Handel bereitet. Die Mühle der privilegirten Gesellschaft »Stabilimento commerciale di farine« verwandelt täglich 500 Metzen Getreide in Mehl und die Papierfabrik von Smith und Meynier erzeugt jährlich 100,000

Rieß Papier im Werthe von circa 500,000 Fl. Conv.-M. Für die geistige Bildung der Bewohner sorgen zahlreiche Bildungsanstalten. Mit dem Benediktinernonnenkloster ist eine Mädchenschule verbunden. Eine städtische Musikschule för-



Der Mastbaumzimmerplatz.

dert den Kunstsinn der musikliebenden Stadt, eine neuerdings errichtete Marine-Akademie sorgt für Heranbildung tüchtiger Seeleute. Eine Assecuranzgesellschaft, ein ausgedehntes Lazareth- oder Contumazhaus und zahlreiche andere gemein-

nützige Institute vollenden das Bild, welches Fiume als Handels- und Hafenstadt charakterisirt. Das lebendigste und zugleich großartigste Treiben in Fiume bieten der Schiffbauplatz und der Hafen. Hier sehen wir das im Bau begriffene Schiff auf seinen Unterlagen noch sicher ruhen, bereits ist der mächtige Kiel gezimmert, der Vorsteven und Achtersteven sind an seinen beiden Enden eingefügt, die Schaar der Zimmerleute ist eben beschäftigt unter regelmäßigem Artschlag die Rippen des hölzernen Unthiers, die Spanten, in das Rückgrat, den Kiel, einzutreiben. Ein daneben liegendes zweites Fahrzeug ist in seinem Bau schon weiter fortgeschritten. Der kolossale Rumpf liegt bereits fertig. Innen hobeln, meiseln und sägen Zimmerleute und Schreiner, machen Kammern und Verschläge für Güter und Menschen und schmücken die Kajüte des Führers. Außen hämmern kräftige Arbeiter die Kupferplatten um den gewaltigen Körper des Fahrzeugs, so tief als er in die Salzfluth einsinken wird. Der Bohrwurm erheischt diese kostspielige Vorsichtsmaßregel. In großen Schuppen sprühen unter dem Klange der blanken Beile die langen Spähne. Zimmerleute bearbeiten die schönsten, zähesten und kräftigsten Stämme des Forstes zu Masten, fügen die einzelnen Stücke des hohen Mastbaumes durch die sogenannten Eselshäupter zusammen und fertigen daneben Stangen und Raaen. Weiter hin bereitet der Seiler auf geräumigem Platze das Takelwerk, vom mächtigen Taue an bis zum dünnen Bindfaden. In den Schmieden klirrt der Hammer auf dem glühenden Eisen. Funken sprühen von den armsdicken Ketten und den centnerschweren Ankern, die unentbehrlich zur Ausrüstung des Schiffes gehören. — Sind wir glücklich genug, gerade gegenwärtig zu sein, wenn ein vollendetes Fahrzeug von Stapel läuft, so nehmen wir Theil an einem der schönsten Festtage des Schiffers. Das Schiff ist mit Fahnen und Flaggen, mit Guirlanden und Blumen geschmückt und auf ihm stehen erwartungsvoll die Bauherren nebst den eingeladenen Gästen. Noch liegt es regungslos auf seinen Unterlagen, durch Keile und Taue festgehalten. Jetzt werden die Seitenstützen weggenommen, vorn und hinten zwei Unterlagen weggeschlagen, Hebebäume bringen es in Gang, das Tau wird gekappt und, — anfänglich langsam gleitet das Schiff den Stapel hinab, begrüßt vom Jubelruf der Zuschauer! Bald beschleunigt sich sein Lauf und gleich dem gescheuchten Schwane taucht es sein Vordertheil in die hochaufspritzende Fluth. Wir hören den dumpfen Schall eines Geschützes! Siehe, mit geblähten Segeln naht sich ein Dreimaster dem Hafen und grüßt mit dem ehernen Munde das Heimathsland, dem er die Erzeugnisse der Ferne überbringt. Und jenes andere Schiff hier im Hafen, um welches noch zahlreiche Boote schwärmen, — es windet so eben die Anker auf! Seine Ladung ist vollendet, die Vorräthe für die Mannschaften zur Genüge vorhanden, es richtet seinen Kiel nach der Ferne und trägt nach entlegenen Ländern den Wein und den Tabak Ungarns, das Leder, die Wachskerzen und Tuche Kroatiens und das, womit sonst noch Natur und Gewerbfleiß die reiche Hafenstadt segnete. Der glitzernde Wellenstreifen, welcher das scheidende Schiff mit der Hafenstadt noch verbindet, ist ein Silberfaden, welcher diese östlichen Kronländer des Kaiserstaats mit der ganzen Außenwelt innig verknüpft!



Krieger, Bauern, Schiffer und Handelsleute der Bocca di Cattaro.

Bilder aus Dalmatien.

Dalmatien ist ein schmaler Küstenstrich mit zahlreichen Inseln, welcher sich in einer Breite von 10 Meilen, etwas über 70 Meilen lang, am adriatischen Meere entlang erstreckt, dabei im Norden an die kroatische Militärgrenze, im Osten an Bosnien und die Herzegowina, im Südosten an Montenegro grenzt und 432 Quadratmeilen Raum einnimmt, auf welchen noch nicht ½ Million Menschen wohnen. Zwei Mal dringen in der Gegend von Ragusa schmale Streifen türkischen Gebiets durch das Kronland bis ans Meer, welches in zahlreichen Buchten ins Land einschneidet, so daß die Küste viel gute Häfen besitzt, aber auch ein wild zerrissenes Ansehen hat.

In alten Zeiten bildete Dalmatien ein selbständiges Reich mit griechischen Kolonien, welches Augustus jedoch der römischen Herrschaft unterwarf und es zu Illyrien als dessen südliche Provinz fügte. Zur Zeit der Vökerwanderung ließen sich die Gothen in dem städte- und palastreichen Küstenlande eine Zeitlang nieder, worauf es Avaren besetzten, denen es 620 Slaven wieder abnahmen. Als das Königreich Ungarn sich nach allen Seiten hin auszudehnen suchte, eroberte Ladis-

laus der Heilige c. 1000 einen Theil Dalmatiens, den andern dagegen eigneten sich die Venetianer an. Diesen wurde ein Theil wiederum durch die Türken entrissen. Im Jahre 1797 kam der venetianische Theil an Oesterreich, welches auch im Besitz desselben blieb, da Napoleons Königreich Illyrien, zu welchem derselbe Dalmatien fügte, den Sturz des französischen Kaiserthums nicht überlebte. Seitdem sind Wohlstand und Handelsverkehr, besonders durch die kräftige Thätigkeit des Lloyd im steten Steigen. Historisch merkwürdig ist das Kronland noch dadurch, daß das lange weiße Oberkleid mit gestickten Aermeln, die Dalmatica, welches die römischen Kaiser als Krönungskleid trugen, aus Dalmatien stammt. Papst Sylvester führte diese bis ans Knie reichende Dalmatica auch beim Gottesdienste ein, da die Diaconen es über der Alba und Stola tragen mußten. Die zahlreichen Ruinen römischer Prachtbauten beweisen, daß Dalmatien vor Zeiten stark bevölkert und reich gewesen ist. Tempel, Wasserleitungen, die Mauern ganzer Städte geben den Gelehrten, deren Dalmatien viele besitzt, reichen Stoff zu Untersuchungen und Sammlungen. Außer dem diocletianischen Palaste sind im Dorfe Salona von Dr. Carrara Ausgrabungen in größerem Maßstabe vorgenommen worden, obschon ihn die Gärten und Weinberge des Dorfes, welches zwischen den Ruinen der Römerstadt sich eingenistet hat, in seinen Arbeiten vielfach hemmten. Alle Hauptstraßen gingen von dieser wichtigen Handels- und Regierungstadt des alten Dalmatiens aus, dicke Mauern, nach Innen zu von Pfeilern gestützt, nach Außen durch zahlreiche Thürme gedeckt, umzogen die Stadt in vielen Biegungen, starke Thore mit Fallgittern wehrten den Eingang in die mit Steinplatten gepflasterten Straßen und achteckige Thürme stiegen in kräftigem Aufstreben rechts und links neben diesen Thoren empor als besonderer Schutz. Drinnen aber in der Stadt gab es zierliche Tempel mit Marmorkuppeln, Theater und Amphitheater, nette Wohnhäuser mit Mosaikbildern auf dem Boden der Gemächer, eine uralte christliche Kirche, an deren Eingange zwei Hirsche aus einem Gefäße trinkend in Mosaik dargestellt waren. In der Nähe der Stadt entdeckte Dr. Carrara aber auch einen altchristlichen Kirchhof mit reichgeschmückten Sarkophagen und in Felsengrab, dessen Wände in grüner, weißer und rother Farbe Frescobildereschmücken, welche Genien, Kränze und Blumen darstellen.

Verschwunden ist die Pracht der Römerstadt, elende Hütten stehen auf dem Schutt säulenreicher Paläste, Oliven grünen in der Arena, Schafe weiden auf den alten Tempelstätten, Dornenbüsche und Grasbüschel wachsen auf den Resten der acht Pfeiler, die von der großartigen Wasserleitung stehen geblieben sind, und im Schatten derselben sammeln sich an heißen Sommertagen die Schaf- und Ziegenhirten des Dorfes.

Die Eigenthümlichkeit des Kronlandes tritt klarer hervor, wenn man das Küsten- und Inselland (isolaria) besonders betrachtet, obschon die Inseln im Grunde nur abgesprengte Gebirgstheile sind, welche aus dem Meere emporragen, da sich die dinarischen Kalkalpen eine Strecke weit unterseeisch fortsetzen und mit ihren Rücken von Strecke zu Strecke aus demselben auftauchen. Die nördliche oder Zara-Inselgruppe folgt daher der Richtung von Nordwest nach Südost,

weil die Bergzüge des Küstenlandes in dieser Richtung streichen, wogegen die südliche Spalatogruppe von Osten nach Westen gerichtet ist. Die Inseln selbst bestehen zum Theil nur aus öden Klippen, aufragenden Felszacken oft von seltsamer Gestalt, deren gelbliche Wände das dunkelblaue Meer umrauscht oder in wilder Brandung an ihnen emporschäumt. Starr und trotzig schauen diese zerklüfteten, von Zeit und Wetter angenagten Felsmassen auf das Meer nieder, welches unermüdlich an ihrer Zerstörung arbeitet. Kein Strauch, kein Baum grünt auf vielen dieser kahlen Klippen, nur die Möve ruht zuweilen auf ihnen aus oder der Fischadler späht von ihnen nach Beute. Anders als diese Scoglien sind die größern Inseln, welche sich langhin ausstrecken und auf beiden Langseiten von Bergzügen eingefaßt sind. Zwischen ihnen senkt sich ein langes Thal muldenförmig ein. Tief in dieses Thal dringt das hafenbildende Meer ein, oder es blitzen kleine Seen auf. Das Thal entlang liegen mehr oder minder gedrängte Ortschaften zerstreut. Von den zerklüfteten, höhlenreichen Bergen rinnt aber selten ein Wasser nieder, Ziege und Schaf finden auf ihnen nur dürftige Weide. Einige wimmeln von Kaninchen. Mit gemäßtigten Wogen strömt das Meer in breiten Straßen hier als morlachischer Kanal zwischen Inseln und Klippen hindurch, je nach den benachbarten Inseln als Kanal von Zara, von Lesina oder von Lagosta benannt. Leider finden sich auch zahlreiche Klippen, welche gefährliche Strudel und Brandungen erzeugen, so daß es weithin schäumt und wallt, auch wenn sonst das Meer ruhig ist. Bei Stürmen steigen an den Klippen



Bewohner von Salona.

hochschäumende Wasserberge auf, weshalb das Volk einigen, z. B. den schroffen wüsten Klippen bei Salve und Ragusa den Namen „Kämme", denjenigen bei Lagosta den Namen „Kohlen" gab, da an ihnen das Meer zischend aufsprudelt, be Sevenica heißt eine andre Klippengruppe „Spötter", da sie den brausenden Wellen trotzt, und eine bei Posmon „Stachelschwein". Die Bewohner der meisten Inseln sind arm und leben vom Fischfange; die von Slavina schürfen mit einer eisernen Gabel die Badeschwämme los, welche 3 — 4 Klaftern tief auf dem Meeresboden festsitzen, trocknen sie dann an der Sonne und schaffen sie zum Verkauf nach Triest. Die Krapanesen wissen mit einem Eisen, welches sie an einem Stricke ins Meer lassen, die Korallenzweige zu fassen, loszureißen und heraufzuholen. Die Einwohner von Curzola machen aus dem niedrigen Knieholz, mit welchem ihre Insel bewachsen ist, Fischerboote, deren man sich an der ganzen Küste bedient, oder jagen den lichtgelben Schakal. Die übrigen Inselbewohner durchstreifen mit Netzen bewehrt die flachen Küstenstellen, um Sardellen, Makrelen, Thunfische, Aale, Sepien, Muscheln und Schnecken in Massen von Millionen Pfund zu fangen, so daß zur Einsalzung derselben in Dalmatien jährlich ½ Million Pfund Salz erforderlich ist, oder durchsegeln als Matrosen das Weltmeer im Dienst fremder Schiffsherrn.

Aehnlich gestaltet ist das Küstenland, welches die kahlen Bergrücken der dinarischen Kalkalpen als parallele Ketten in schräger Richtung durchziehen, so daß südlich von Cattaro einige derselben das Meer erreichen. Der Hauptzug erhebt sich im Monte Dinara an der türkischen Grenze 5668 Fuß und im Biocovo bei Macarsca an der Küste 5550 Fuß hoch. Diese Bergzüge schließen kümmerlich bewachsene Thäler ein, in denen Bäume und Sträucher meist vereinzelt oder gruppenweise erscheinen.

Der Velebit zieht sich 10 — 12 Meilen lang nach Ostsüdost als hohe Gebirgsmauer, nur mit wenigen nicht sehr hervorspringenden Zinnen; denn nur im Südost erhebt sich die hohe Felsenpyramide des Velki Tschernopaz. Die dalmatischen Abhänge des Gebirges zeigen längs der ganzen Gebirgswand ein wahres Gewirr von Felszacken und Köpfen, lauter kahle und wüste Spitzen, Klüfte und Schluchten. Da sieht man kein Dorf, keine Thurmspitze, keinen Baum, keinen grünen Rasenfleck an der todten Trümmerwand, welche aber im Zauber der Beleuchtung einen um so erhabneren Eindruck macht. Denn bald glühen sie in brennendem Goldgelb, bald sind sie von sanfter Rosengluth übergossen, bald stehen sie in mattem Gelbgrau da, bald wieder in bläulichem Violett. Bei jeder Beleuchtung gewinnen die Zinken, Zacken, Schluchten und Abstürze ein neues malerisches Ansehen, und doch liegt selbst über diesen Farbenbildern ein düsterer Charakter der Verödung, birgt sich unter den Zaubern glänzender Lichteffecte ein tiefes Grauen schauerlicher Abgestorbenheit. Hier dehnen sich unabsehbare Gebirgsrücken aus, meilenlange Abhänge, ganze Thäler, an denen kein Gebüsch, kein Pflänzchen zu finden ist, die Heimath der Tarantelspinnen, Skorpione, 2 Fuß langen grünen Geckos und giftigen Schlangen. Wilde Tauben wohnen in den Felsenklüften. Der weißköpfige Geier späht aus der Höhe nach Beute. An an-

dern Stellen erscheinen die Felsengeklüfte von einzelnen Pflanzen wie gesprenkelt, denn aus den Löchern und Rissen der Gesteine quellen alle 10 Schritte dicke, dichte Pflanzenbüsche, oft so regelmäßig vertheilt, daß die Landschaft wie ein geflecktes Leopardenfell aussieht. Selten nur zieht sich an den Felshängen der grünliche Schimmer der Schafweiden hin, noch seltener halmenreiche Wiesen oder Gebüsche von Dorngesträuchen, denn Waldungen giebt es nicht. Näher der Küste zeigen sich ebnere Stellen mit Weinbergen, Myrthen, Lorbeeren, Maraschen, Weichseln, Kastanien, Oliven und Feigen, und in den Küstenflüssen treiben sich Enten= und Gänseherden umher, in den Dörfern zahllose Truthühner und Hühner, wo= gegen die Zugvögel auf den öderen Gebirgen rasten. Längs der Küste, beson= ders im Norden Dalmatiens zieht sich ein flacher Landstrich hin, und erst auf der langen öden Halbinsel Sabioncella erheben sich hohe Berge dicht an der Nordküste, so daß man den kahlen Natternberg weit hin sieht. Der nördliche Küstenrand ist sehr belebt, denn Weingärten, Oelbaumplantagen wechseln fast ununterbrochen mit freundlichen Dörfern, deren Häuser heiter zwischen Cypressen, Granaten und Feigenbäumen hervorschauen, wogegen in den Buchten der Küste Boote und größere Fahrzeuge sich leise schaukeln.

Häufig sind große Einsenkungen und Kessel, in denen sich zuweilen das Wasser verliert, oder in denen die Einwohner Schnee aufhäufen, um ihn im Som= mer auf Mauleseln zur Sorbetbereitung zu holen. Zahlreich kommen tiefe Schlünde und Spalten vor, eben so auch kleine zirkelrunde Wasserbecken, wie die Seen bei Knin, die mit unterirdischen Wasserbehältnissen in Verbindung zu stehen scheinen. Noch zahlreicher sind die Höhlen, von denen besonders die Höhle von Verlika am Ursprunge der Cettina und die Aeskulapsgrotte merkwürdig sind. In letzterer soll sich die Aeskulapsschlange aufgehalten haben, und wegen der Schauerlichkeit ihrer vier Säle, zwei Seen und Tropfsteinfiguren wird sie für einen Theil der Hölle angesehen.

Obschon Dalmatien ein sehr angenehmes Klima hat, da oft in Jahren nicht eine Schneeflocke fällt, so ist die wüthende Bora, die bei hellem Wetter zwar nur einige Tage hinter einander anhält, aber vom November bis März herrscht und Menschen wie Reiter zu Boden wirft, doch eine gefürchtete Landplage. Die Boden= beschaffenheit macht Dalmatien zu einem produktenarmen Lande, obschon es 35 ihm ausschließlich angehörige Pflanzenarten hat. Es besitzt nur 24 Quadratmeilen für den Bau von Gerste, Weizen und Mais, und 12 Quadratmeilen Weingärten, welche 1½ Million Eimer Wein liefern, der aber nicht versendbar ist, weil man ihn selten in Fässern, sondern nur in Bocksschläuchen aufbewahrt, so daß von dem Malva= sier Ragusa's, dem Maraschino Sebenico's, dem Maryamin Cattaro's wenig in den Handel kommt. Die Oliven=, Kastanien= und Lorbeerpflanzungen nehmen nur 2 Quadratmeilen ein, ebenso viel die Wiesen und Gärten mit den Zwiebelge= wächsen, Granaten, Oleandern, Melonen, Artischoken und Paradiesäpfeln, 75 Quadratmeilen sind Wald, das übrige Land Weide oder Einöde, um Ziegen, Schafe, Maulesel, Rinder und Pferde zu nähren; doch ist die Ziege vorzugsweise as milchgebende Hausthier. Der Ackerbau ist in Dalmatien mühsamer, als man

es in gesegneteren Ländern sich denken kann; denn die heftigen Platzregen spülen von den Bergen die wenige fruchtbare Erde, wodurch das Land mit jedem Jahre unfruchtbarer wird. Wer einen Acker oder Garten anlegen will, muß erst die kleineren Steine auflesen, die größeren Blöcke aber mühsam zertrümmern. Diese Steine legt er zu einer Mauer lose zusammen, um sein kreis- oder eirundes Kranzfeld damit zu umzäunen. Hierauf pflanzt er Reben oder Oliven, welche er der Bora wegen aber nicht hoch werden läßt und häuft um jeden Rebenstock oder Oelstrauch Erde und Steine auf, um die Wurzeln gegen die versengende Trockenheit zu schützen. Dabei stehen die Rebstöcke so dicht und werden so niedrig abgeschnitten, daß sie einem niedrigen Gebüsch gleichen; die Oliven werden ebenfalls fleißig gereinigt, beschnitten und ausgeholzt, doch nie mit Reben zugleich in demselben Kranzfelde gezogen.

Nicht minder mühsam ist der Bau der Cisternen, in denen man das Regenwasser sammelt und durchseiht, was um so nöthiger ist, als man meilenweit, ja oft auf Schiffen an den Flüssen Wasser holen muß; die Cisterne in Zara, Fünfbrunnen wegen der fünf Schöpflöcher genannt, bildet ein Bassin von 1500 Quadratellen Flächenraum. Versteckte Thore führen alles Schmutzwasser herein, aber auch ein meilenlanger Aquadukt leitet eine Quelle in das wohl ummauerte Bassin, dessen Boden eine dicke Sandschicht deckt, die von Zeit zu Zeit aufgelockert wird, damit das Wasser durchsickert und sich in einem tieferen Bassin sammelt, von wo es in die Höhe geplumpt wird.

Das Klima ist entschieden südländisch. Im December und Januar blühen Crocus, Irien und Nießwurz, alle Rasenplätze grünen und Ende Februar beginnt der Frühling, mit welchem die Zwiebelgewächse, die immergrünen Lorbeer- und Pistazienhecken blühen, im Mai entfalten die Orchideen ihre Blüthen, im Juli die Umbelliferen, doch Mitte Juli steigt die versengende Hitze 20—34° C. im Schatten. In dieser regenlosen Zeit erhält stark fallender Nachtthau die Pflanzen. Hier gedeihen Dattelpalmen, Johannisbrodbäume, Oleander- und Storaxbäume, so wie Agaven, wogegen im Gebirge der Schnee bis in den Juni hinein liegen bleibt und Wolken an den Bergen hinziehen. An den stets heiteren Küsten entladen sich nur Platzregen. Erdbeben sind häufig, Gewitter selten.

Von den Küstenflüssen Dalmatiens können nur die Narenta und Zermagna eine Strecke weit befahren werden, denn die meisten schießen in tiefen Schluchten bergab oder münden in Sumpfniederungen, und von den Seen haben einige nur zu gewissen Jahreszeiten Wasser. Meistens stürzen die Flüsse oben am Gebirgsabhange aus Höhlen, da sie Ausflüsse unterirdischer Wasseransammlungen sind. Der interessanteste Küstenfluß ist die Kerka, welche in der Nähe des malerisch in einem Felsenengpaß gelegenen Knin entspringt, dessen Feste droben auf schroffer Klippe liegt. In der Flußebene sieht man 6—8 zirkelrunde Seen mit dammartigem Rande, den Schilfgewächs umsäumt, wogegen mitten in denselben trichterartige Löcher in die Tiefe gehen. Ueber eine hohe Felsenwand aus Tufstein stürzt die Kritisch in die Kerka. In seltsamen Zacken, Strahlen, Vorsprüngen, bogenartigen Wölbungen und verstümmelten, statuenartigen Gestalten hat sich der Tufstein an-



Wasserfall von Scardona.

und die Fugen mit Lehm verschmiert, mit einem Dach aus Schilfrohr versieht und durch Flechtwerke den inneren Raum in mehrere Abtheilungen scheidet. Weitere Bequemlichkeiten verlangt der genügsame Morlache nicht, denn Klima und Schafpelz machen den Ofen entbehrlich, so daß er nur einen Feuerheerd auf dem Boden der Hinterwand für das Kochen bedarf. Statt der Betten bedient er sich eines Lagers auf ebner Erde. Ein Holzblock oder Stein vertritt die Stelle des Stuhles und runde niedrige Bretter auf eingeschlagenen Pfählen verrichten die Dienste des Tisches. Nicht minder einfach sind die Hausgeräthe, denn eine Kürbißflasche voll wilder Birnen, ein Schlauch aus Ziegenfell voll saurer Milch, ein Kürbiß voll Hirse oder Mais, eine eiserne Pfanne zum Backen des dicken Mehlbreies, in der Ecke des Hauses ein Faß mit Sauerkohl, auch wohl ein Honigschlauch und ein zierlich ausgenähtes, mit rothen Troddeln und Quasten versehenes Pferdegeschirr, befriedigen alle Wünsche des Morlachen nach häuslicher Bequemlichkeit. Dagegen stehen geladene Flinten an der Wand angelehnt, denn der Morlache ist stets auf Kampf gefaßt, weil er bald mit einem Nachbar, bald mit einem Türken eine Beleidigung auszufechten hat.

Den Hausgeräthschaften entsprechen die Wirthschaftsgeräthe, z. B. Pflug, Webstuhl und Spinnmaschine, welche an die Urbilder solcher Werkzeuge erinnern, und von dem Hausvater mit Beil und Messer selbst angefertigt werden, da es keine Handwerker giebt. Das Wagenrad besteht aus vier Speichen, auf welche Holzklötze aufgenagelt sind, so daß das Ganze erst dann eine mehr oder minder große Aehnlichkeit mit einem wirklichen Rade erhält, wenn die Ecken der Räder abgenutzt sind. Eine Egge als besonderes Werkzeug ist nach morlachischen Begriffen ein entbehrlicher Luxus, denn ein derbes Bündel Dornen mit acht Ochsen bespannt, verrichtet dieselben Dienste. Damit aber diese Dornenbürste nicht gar zu leicht über die Ackerfurchen geht, macht sich der Knecht einen Sitz auf derselben zurecht, womit er nicht nur durch seine Last die Dornen tiefer eindrückt, sondern sich auch die Mühe des Hinterherlaufens erspart. Eben so summarisch verfährt er beim Dreschen. Hat er mit der Sichel das Getreide geschnitten, so ergreift er einen langen Knittel beim dünnen Ende, um die Körner aus den Maiskolben zu klopfen. Er schlägt dabei aber nicht regelmäßig, sondern ganz nach Belieben, holt furchtbar aus und ruht dazwischen gern einmal. Da er nun vollständig gerüstet auf der Dreschtenne steht, d. h. mit der Patrontasche, dem Ledergurt, Tabaksbeutel, Feuerzeug, Messer, Perlschnüren und was er sonst noch an sich trägt, so verliert er alle Augenblicke etwas, was er im Stroh wiedersuchen muß. Um sich deshalb aber ja nicht zu bücken, scharrt er so lange mit dem Fuße im Stroh, bis er das Gesuchte findet. Auch darf der glimmende Holzklotz nicht fehlen, an dem er sich von Zeit zu Zeit die Pfeife anzündet. Von 10 zu 10 Minuten fegen Männer mit Besen und Schaufeln die Spreu eilig ab, worauf das Dreschen von Neuem beginnt, bis man genug gethan zu haben meint. Nun kommen die Bettler, legen sich möglichst bequem neben das Stroh, nehmen bedächtig eine Maiskolbe nach der andern und lesen die haften gebliebenen Körner ab. Bleibt bei dieser Procedur ein Theil der Körner im

Stroh sitzen, so schadet dies nichts, denn sie kommen alsdann dem Zug- und Reitvieh zu Gute. Trotz seiner armseligen Wohnung und Lebensweise hält der Morlache streng auf Etikette. Will man Jemanden besuchen, so ruft man vor der Thür drei Mal, ob er zu Hause ist, wobei er seinen Namen nennt. Wird nicht geantwortet, so darf man nicht eintreten. Noch mehr als auf die Etikette hält der Morlache auf schöne Waffen und prachtvolle Kleidung, die er weder bei der Arbeit noch des Nachts beim Schlafen ablegt. Die morlachische Jungfrau trägt auf dem Kopf ein rothes Käppchen und schmückt Hals und Brust mit Perlenschnuren, Münzen und Knöpfen. Jeder Körpertheil hat seinen besondern Schmuck. Eine Art Strumpf deckt die Hacke und den Fuß bis zur Wade, sieht weiß oder roth aus und wird mit einem Bande oder Riemen befestigt. Den eigentlichen Fuß umgeben zwei besondre weiße oder rothe Decken, worauf eine Sohle mit buntem Bande am Fuße befestigt wird. Zwei Riemen und ein Querband nach Art tyroler Hosenträger gehen über die Brust herab, bedeckt mit Goldstickerei, Münzen und Goldknöpfen und endigen in Ringen, die wiederum allerlei Zierath tragen. Vor der Brust hängt ein Hauptmedaillon bis auf den Magen herab, wogegen das Kreuz der doppelten Perlenschnur des Halsschmuckes über dem Herzgrübchen glitzert und Korallen, Glasperlen, Edelsteine und Achate am Halse blitzen. Bänder oder Medaillons sind am Ende des Haarzopfes eingebunden, das weitärmlige Hemd mit rothen Stickereien bedeckt, und den blauen oder weißen Rock sammt dem dickwolligen Oberkleid und der Schürze hält ein dreifacher breiter Gürtel zusammen, von welchem an Riemen, Messer, Schlüssel, eine große Nadel, Schellen oder Glöckchen hängen. Einen ähnlichen Gürtel, der Taschen und Reisesack vertritt, trägt auch der Mann. Denn in den wie Kohlblätter übereinander gelegten Lederstreifen desselben hat er Taschen für Pfeifen, Tabak, Dolch, Messer, Pulver, ferner den Hammer zum Klopfen des Flintensteines, Feuerzeug, ein Oelgefäß zum Schmieren der Flinte, Pistolen u. s. w. Ueber das Hemd mit weiten, langen Aermeln und die blauen tuchenen Kniehosen zieht er eine rothe goldgestickte Weste, einen langen gestickten Ueberrock und auch wohl einen rothwollenen Mantel mit einer Kapuze, der ihn gegen Regen und Kälte schützt, und bedeckt den Kopf mit einem knappen runden Käppchen mit Quasten, wenn er es nicht turbanartig mit einem Tuche umwindet. Bei keinem Feste, ja bei keiner Versammlung dürfen Pistolenknalle und ein Sänger fehlen, welcher die Heldensagen von Marko, Zengg, von Roland und Hercules recitirt, indem er in ununterbrochenen Trillern bald schreiend, bald murmelnd die melancholischen Töne seiner Gusla begleitet, wobei er mit verzücktem Auge bald gen Himmel sieht, bald träumerisch in sich versinkt.

Laut und lustig geht es bei dem städtischen Volksfest der Giostra her. Fahnen, Tücher und Teppiche hängen aus den Fenstern, Epheuguirlanden schmücken die Häuser. Kaum ist die Reissuppe genossen, in welcher unter einer Schicht geriebenen Käse Paradiesäpfel, große Stücken Kalbfleisch und ganze Hühnerviertel liegen; kaum sind die Mehl- und Fleischspeisen verzehrt, die man mit den Fingern in den Mund schiebt: so geht es hinaus nach der Rennbahn, wo man das

Ringelstechen von einer epheubekränzten, fahnenumwehten Gallerie mit ansieht. Trompeten und Pauken lärmen, Panduren marschiren als Ordnungshalter dem Zuge voran, hinter ihnen her schreiten zwei türkisch gekleidete Diener mit dem Streitroß, welchem der Schildträger folgt, worauf der maestro del campo zwischen seinen Adjutanten und Fahnenträgern einhergeht. An sie schließen sich die Helden des Tages an: 12 Lanzenreiter, welche auf das Bunteste in türkisches und altungarisches Kostüm gekleidet sind. Ein Trupp Panduren schließt den Zug. Die Lanzenreiter beginnen das Turnier, indem sie nach Ringen stechen; jeden glücklichen Stoß, bei welchem ein Ring abgestochen wurde, feiern die Zuschauer durch Pistolenknallen; den Glücklichen jedoch, welcher mehrere Ringe abgestochen hat, führen die Panduren die Reitbahn auf und ab. Wer in drei Ritten die meisten Ringe abstach, erhält den Preis. Dem Sieger zu Ehren wird gejubelt, geschrien und geschossen. Vom Platze, aus den Häusern und von den Bergen knallt und kracht es von Freudenschüssen, und unter endlosem Jubel geleitet die Menge den Sieger durch die erleuchteten Straßen nach dem Hauptkaffeehause, wo er seine Kampfgenossen bewirthet.

Dalmatien ist seit uralten Zeiten das Durchzugs- und Kolonistenland der handeltreibenden und erobernden Völker gewesen, weshalb es besonders reich an Alterthümern und venetianischen Palästen ist. Hier und da sieht man noch einen Herrenplatz, welcher mit breiten glatten Steinen gepflastert und von den Hauptgebäuden der Stadt, z. B. dem Dome, dem Rath- und Kaffeehause umgeben ist, oder man bemerkt einen Löwen, welcher das venetianische Wappen hält, oder den burgartigen Palast eines lombardischen Adligen, oder an verrostetem Nagel einen fußlangen bronzenen Klopfer, den zwei Drachen mit aufgesperrtem Maul und verwickelten Schweifen einrahmen, und bei welchem zwischen den Drachen ein Neptun mit dem Dreizack steht.

Die älteste Stadt Dalmatiens, in frühern Zeiten die Hauptstadt, da sie in reizender Gegend und so ziemlich in der Mitte des Landes liegt, ist Spalato oder Spalatro, in der Nähe des römischen Salona. Schon der Sohn des Herkules soll hier eine Stadt gegründet haben, und Titus, des Apostel Paulus Schüler, predigte hier das Christenthum. Zwar ist das palastreiche Salona zerstört, aber Spalato besitzt im diocletianischen Palast eine der großartigsten Ruinen, welche uns ein lebendiges Bild aus der römischen Kaiserzeit giebt. Die Stadt selbst soll den Namen von diesem Palatium erhalten haben, welcher von so gewaltigem Umfange war, daß er die Hälfte des londoner Industriepalastes füllen würde. Als Diocletian, der Sohn eines armen dalmatischen Bauern, die Kaiserkrone niederlegte, um seine letzten Lebenstage in ländlicher Abgeschiedenheit zu verbringen, baute er sich ein Landhaus von so colossalen Verhältnissen, daß in dieses hinein halb Spalato gebaut werden konnte. Denn nach der Zerstörung Salona's durch die Avaren im Jahre 640 siedelten sich die nach und nach heimkehrenden Einwohner Salona's in den Räumen des gleichfalls ausgeplünderten Palastes an, indem sie die verschiedenen Gebäude zu Wohnungen benutzten oder neue Häuser in den Höfen erbauten, bis spätere Ansiedler keinen Raum mehr fanden,

daher um den Palast Vorstädte anlegten, deren Gassen sich halbmondförmig am Marianberge am Golfe ausdehnen.

Malerisch sieht die Stadt von der Seeseite her mit dem felsigen Hintergrunde aus, aber beim Eintreten findet man nur ein Gewirr enger, winkliger, schmutziger Gassen, in welchen ein lebhafter Verkehr lärmt, weil Spalato der Stapelplatz des türkisch-italienischen Handels ist. In bunten Trachten wimmelt das Marktgewühl durcheinander, schmutzige Bauern mit Pistolen und Messern bewaffnet, triester Kaufleute, griechische Matrosen, wild aussehende Montenegriner, in helle Farben gekleidete Slavinnen mit Goldstücken am Halsband, italienisch gekleidete Städterinnen treiben sich auf den Molos auf und ab, türkisch, griechisch,



Spalato.

illyrisch, italienisch oder deutsch redend, oder schreiend, und auch der dalmatische Adel hält sich gern in Spalato auf. Achtungslos treibt sich die geschäftige Menge an den Stadtmauern auf und nieder, doch der Alterthumsforscher und Maler durchwandert gern die Reste des Kaiserpalastes, soweit sie noch zugänglich und erkenntlich sind, denn leider hat man an die Mauern und zwischen die Säulenhallen nicht nur große und kleine Wohnungen angeklebt, sondern manche Stellen vom Schutt mehr oder minder hoch verdeckt. Der alte Palast bildete ein Viereck von 705 Fuß Länge und Breite, war außerhalb von Mauern und Thürmen umgeben, innerhalb aber wie ein Kriegslager durch kreuzende Straßen und Höfe in kleinere

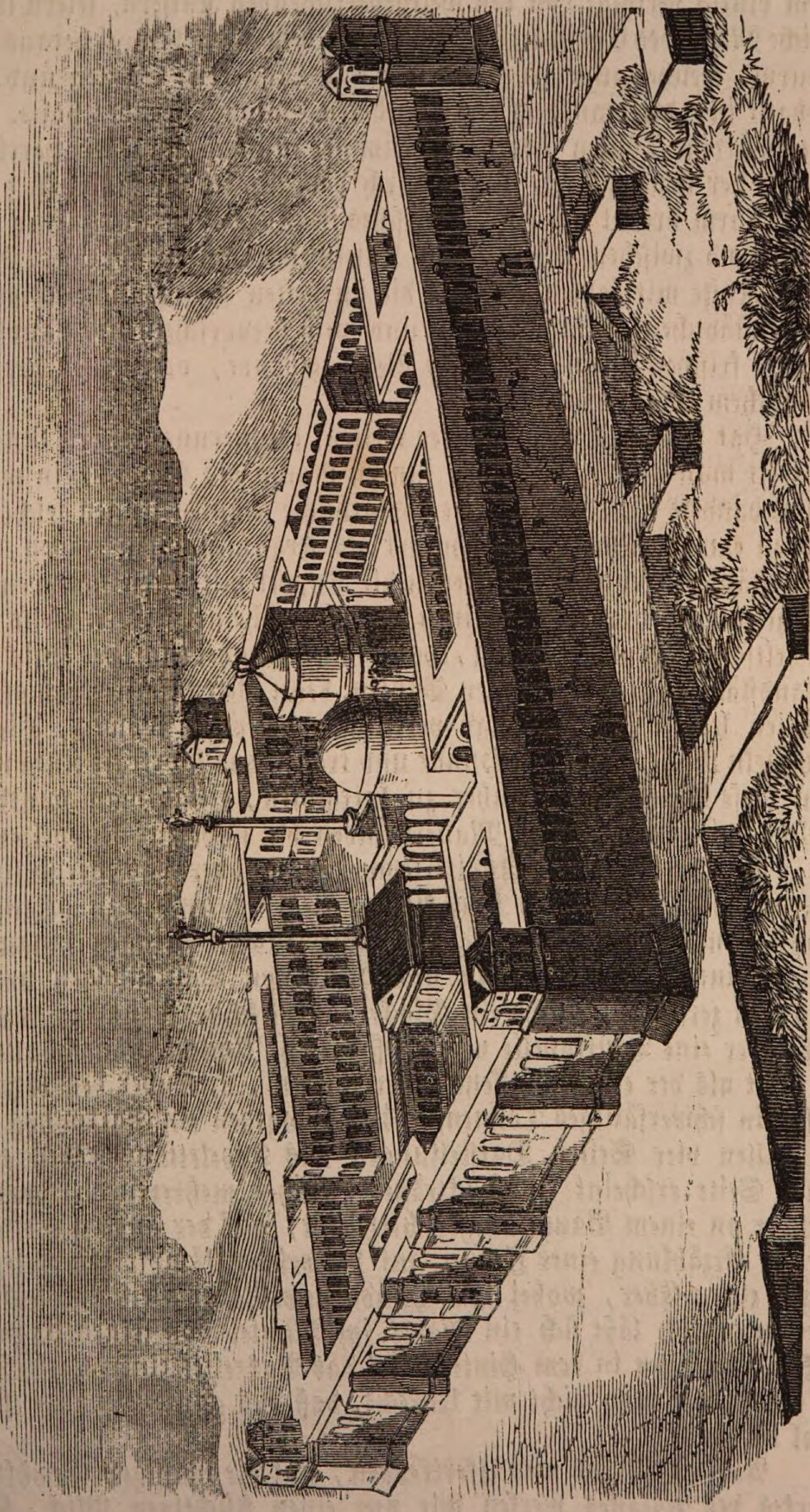
Parallelogramme getheilt, und von Säulengängen, Bogen, Hallen, Tempeln, Bädern, Bibliothekszimmern, kaiserlichen Wohnungen, Sälen und Corridoren umsäumt; denn eine zahlreiche Bedienung war in dem Palaste mit untergebracht. Jede der 4 Hauptgassen hatte 35 Fuß Breite, die Hauptgasse vom Eingange bis zum Platz in der Mitte 246 Fuß Länge, und die sie durchschneidende Hauptstraße maß gar 424 Fuß in der ganzen Ausdehnung. Bedeckte Bogengänge von 12 Fuß Breite umgaben die Hausreihe jeder Gasse, und von jeder Seite der Palastmauer führte ein Thor in eine Hauptstraße. An der breiteren Hauptstraße lagen zwei Tempel, von denen der eine ein längliches Viereck mit einer Säulenhalle vor dem Hauptgiebel bildete, der andre dagegen ein reich verziertes Kuppelgebäude mit 8 abwechselnd halbrunden und viereckigen Nischen war, welche durch Säulen von einander getrennt wurden.

Von den Herrlichkeiten dieses Prachtbaues ist manches erhalten, wenn auch verstümmelt und entstellt, denn die Palastmauer machte man zur Stadtmauer, den größeren Tempel zur Kathedrale und den kleineren zur Taufkapelle, die weiteren Räume aber besetzte man mit Hütten und Häusern und in den unteren Gewölben speichern Kaufleute Getreide aus Odessa und Weinfässer auf, da sie die brauchbaren Gebäude ebenso wenig schonten, wie draußen im Felde die uralten cyclopischen Mauern und die Ruinen der römischen Wasserleitung.

Kleine Bürgerwirthschaften haben sich im Concertsaale, in den egyptischen Sälen, in denen die Hoffeste gehalten wurden, in den kaiserlichen Gemächern, Speisesälen und Damenzimmern eingenistet, die breiten Fenster sind halb zugemauert, um ihnen einen bürgerlichen Zuschnitt zu geben, aus den Bogen und Säulenhallen sind durch Zwischenmauern Zimmer geworden und die weiten Höfe von einem Labyrinth enger Gassen mit kleinen Häusern gefüllt. So ändern sich mit den Zeiten auch die Gebäude!

Die Außenthore der Umfassungsmauer sind zum Theil von Schutt halb verschüttet; am besten erhielten sich die drei Hauptgebäude der innern Höfe: der Jupiter-Aesculaptempel, die Rotunde und eine prachtvolle Kolonnade (vestibulum) in der Mitte dieser Gebäude, um ihnen als Vorhof zu dienen. In der Mitte des Palastes steht das gewaltige Parallelogramm des Peristyliums. Dieses umsäumen schlanke Säulen und wohlgeformte Bogen, unter denen der Kaiser lustwandeln konnte. Beim Anbau Spalato's baute man die Hallen zu öffentlichen Gebäuden, zum Kaffeehaus, zu Rathhauszimmern u. s. w. aus. Der Platz war mit großen Quadern gepflastert. Von dem Säulengange aus schaut man wie in einem Museum auf eine tausendjährige Vergangenheit zurück, sieht sie mit ihren Bestrebungen, Leiden und Freuden leibhaft vor sich stehen: eine eigenthümliche, fremde Gedankenwelt! Drüben im Süden schritten Hofbeamte und Priester unter die Säulenbogen des Vestibuls oder der Rotunde hin, und unterhielten sich von den Begebenheiten des römischen Weltreiches, im Hintergrunde zeigt sich der Aeskukaptempel, links an einer egyptischen Sphinx vorbei ging der Festzug Opfernder mit geweihten Stieren über breite Stufen und Hallen zum Jupitertempel, von welchem bereits von den Brandaltären Wohlgerüche herüber wehten und wo Priester mit Schlachtbei-

len, Seilen und Schlingen der Opfer harrten, welche bald auch dumpf brüllend unter wohlgezieltem Artschlage zusammenbrachen, ihr dunkles Blut den Anwesenden auf die Kleider spritzend. Noch steht das gewaltige Achteck mit seinen Gewölben und 8gipfligem Dome, noch zeugen einzelne aufrecht stehende Säulen von der Pracht, in welcher sie nach korinthischer Ordnung, die Zinne mit Statuen besetzt, die Hallen bildeten, welche sich, wie ein Kunstrahmen, rings um den Tempel herumzog. Doch horch: eine christliche Messe wird in diesem Tempel gelesen, die Orgel ertönt zu frommen Kirchenliedern und Christen, ehe-



Diocletians Palast.

dem blutig verfolgt von den weltbeherrschenden Kaisern, feiern im Tempel die siegreiche Macht des Christenglaubens. Aus dem alten Tempel heraus steigt der Glockenthurm, welcher zum größten Theil aus Quadern-Säulen und Steinstücken aufgebaut ist, die man aus dem zerstörten Salona herüber holte. Hoch ragt dieser merkwürdige Thurm über die Trümmer untergegangener Herrlichkeit empor als Zeuge der neuern Zeit, welche durch das Alterthum hindurch brach. Rings um den Thurm breitet sich ein malerisches Rundgemälde aus. Hier ein Meer, welches schäumend zwischen Klippen und Inseln sich hindurchdrängt, dort eine buchtenreiche Küste mit kahlen Bergen, die im hellen Sonnenlicht schimmern, dazwischen Küstenstädtchen, Schiffe, Boote und weiß hervorscheinende Landhäuser; hier Gärten im frischen Grün, dort öde Gebirgswände, von denen der Sonnenstrahl in röthlichem Glanze zurückprallt.

Hat man das Auge an der weiten, erinnerungsreichen Rundschau gesättigt, so tritt man auch gern in den innern Raum des Domes, in welchen der Tempel umgewandelt ist. Acht schöne korinthische Säulen steigen leicht und schlank vom Boden empor, um ein Balkenwerk als Kranzgesims zu tragen, auf welchem kleinere Säulchen ruhen, auf denen die Kuppel mit ihren schuppenartig über einander gelegten gebrannten Steinen zu ruhen scheint. Gern weilt das Auge an dieser seltsamen Kuppelfüllung, dann aber wendet sich der Blick hinauf nach der Wandfläche hinter den kleinen Säulen, denn diese ist mit Arabeskenbildern gefüllt; Genien haben sich zur Jagd vereinigt, verfolgen Löwen, Hirsche und Ziegen, tummeln Rosse, züchtigen Hunde und tragen das Portrait eines weiblichen Kopfes. Um diese Wandgebilde näher zu betrachten, steigt man dunkle Gänge empor, welche zwischen den dicken Mauerwänden bis nahe zur Kuppel emporführen.

Wir verlassen den Jupitertempel, um über das Peristylium hinweg durch Bogen und Gänge nach dem kleinen Aeskulaptempel zu gelangen, welcher dem Jupitertempel gegenüber liegt. Zwölf Stufen bringen hinauf zum Eingang, den Steinmetzarbeiten zieren und Reste von Säulenbogen umgeben, während aus dem zerstörten Dache ein Glockenthurm schornsteinartig emporsteigt, das Innere aber eine Taufkapelle umschließt. Die Umschließungsmauern sind fast eben so breit als der eingeschlossene innere Raum, und über den beiden Giebeldreiecken steht ein schwerfälliges Tonnengewölbe, wogegen ein Sarkophag vor dem Gebäude auf allen vier Seiten Darstellungen aus Diocletians Leben enthält. Auf der einen Seite erscheint ein Sackträger zwischen mehreren Personen und ein Hund, welcher an einem Baum aufgerichtet steht, auf der andern Seite lauscht ein Reiter der Erzählung einer Frau, auf der dritten kämpft ein Krieger mit der Lanze gegen einen Eber, wobei ihm Hunde und Reiter Beistand leisten, und auf der vierten endlich läßt sich ein Mann im Mantel von seinen Jagdhunden die Hand lecken. Da man in dem Hintergiebel das Basrelief einer Kaiserkrone entdeckt hat, so muthmaßt man nicht mit Unrecht, daß das ganze Gebäude Diocletians Grabmal ist.

Auf die Molos und Ufertreppen, auf die massigen Gewölbe des Unterstockwerkes des Palastes werfen wir nur einen flüchtigen Blick, schreiten über den

Marktplatz, in welchen man einen Palastsaal in der Weise umwandelte, daß man die Wände des letztern zur Frontseite der Häuser machte, welche den Markt umgeben, und gelangen zum goldenen Thor an der Nordseite des Palastes. Ueber den viereckigen Eingang spannte sich ein reich verzierter Bogen mit Nischen und Statuen daneben, dazwischen und darüber. Hier fuhren Gäste und Diener ein, denn ihnen gegenüber dehnte sich die kaiserliche Wohnung in ihrer Pracht aus. Jetzt sind das Thor und seine beiden Seitenthürme von Schutt verstopft, aus welchem nur einzelne Säulen hervorragen. Einfacher sind das Eisenthor auf der West- und das Bronzethor auf der Ostseite des Palastes, denn vier achteckige Seitenthürme und drei offene Bogen zieren diese Durchlässe.

Eine mährchenhafte Wirkung bringt die merkwürdige Ruinenstadt hervor, wenn man sie bei Mondschein besucht. Traumhaft liegt der klare Schein auf den schrägen Dächern der wunderbaren Stadt, hebt hier eine Granitsäule, die Front eines Säulenganges, eine Ecke scharf hervor, während dicht daneben Wölbungen, Gänge und Giebel in unheimlichem Schatten sich verlieren. Wie ein Wurzelgeflecht in einem Riesentopfe schlingen sich die engen Gassen durcheinander. Es wohnt die Armuth in Kaisersälen, die Gegenwart wirkt tief hinein in eine alte Vergangenheit, und wie verloren leuchtet hier und da das matterhellte Fenster einer Schusterwohnung aus dem Dunkel der Verschollenheit hervor. Sträucher und Büsche, welche auf den Zinnen, aus den Spalten und auf den Schutthaufen der halbverfallenen Kaiservilla wuchern, flüstern im Abendwind, eintönig schlagen die Meereswogen wie Pulse an den Strand, eine Eule schwirrt mit schrillem Klageruf durch die mondhelle Nacht, die Ruine erwacht schlaftrunken, reckt hier eine Säule, dort einen Giebel dem Lichte entgegen, als wolle sie sich aus dem Schutte herausarbeiten, aber der Schatten schleicht ihr nach, wie Vergessenheit großen Thaten, und die ganze Palaststadt mit ihren Häuserchen, Plätzen und Hütten verschwimmt zu einer mährchenhaften Gestalt, in welcher Dichtung und Wahrheit in einander überfließen.

Wenden wir uns zu einer andern verblichenen Größe, zu dem erinnerungsreichen Ragusa, welches vor 400 Jahren es wagen konnte, durch Gewerb- und Handelsthätigkeit mit Venedig zu wetteifern und einen weithin hochgeachteten Namen besaß. Als im Jahre 656 Alt-Ragusa, das alte Epidaurus, von den Slaven zerstört wurde, gründeten Flüchtlinge 2½ Stunde weiter am steilen Felsenufer des Sergioberges das gegenwärtige Ragusa, indem sie an den Stellen, wo es an ebenem Raume fehlte, die Gassen an den Bergmassen entlang anlegten und diese Straßen durch Treppen mit einander verbanden. Wegen der Kleinheit des Hafens erbauten sie die Niederlagen und Landhäuser an der 1½ Stunde entfernten Bucht Gravosa oder St. Croce. Die kleine Republik wurde mit solcher Weisheit regiert, daß der Handel mit jedem Jahre an Umfang zunahm. Die Stadt stellte sich der Reihe nach unter griechischen, venetianischen und türkischen Schutz, bis Napoleon sie ohne Grund besetzte und Oesterreich sie endlich an sich nahm.

Um von Spalato her nach Ragusa zu gelangen, muß man türkisches Gebiet passiren, indem man von Castelnuovo aus das türkische Thal Sutorina nach

Norden hinauf geht, um in das anstoßende ragusaische Thal Canali zu kommen. Beide Thäler ziehen sich in einer Senkung zwischen dem Küstengebirge und einem parallelen Bergzuge im Innern des Landes entlang und sind reich an Weingärten, Maisfeldern und Olivenbäumen. Prachtvolle Haidekräuter wachsen aus den Rissen und Spalten der Felshänge hervor. Wo beide Thalmulden zusammenstoßen, führt ein enger finstrer Paß durch das Grenzgebirge in das Türkische und nach Trebinje, von woher an Markttagen die Karavanen türkischer Handelsleute zu Fuß und mit Mauleseln herabkommen, auf der andern Seite dagegen, wo das Thal Canali bei Ragusa Vecchia mündet, versinken die Thalbäche, um dicht am Meeresstrande aus großen Höhlen hervorzubrechen.

Wie viele Städte Dalmatiens besteht auch Ragusa aus einer Alt- und Neustadt, welche aber getrennt von einander liegen. Alt-Ragusa liegt südlich von Neu-Ragusa am andern Hafenufer Brenno, gerade da, wo das griechische Epidaurus stand, nach dessen Zerstörung die flüchtigen Bewohner auf der gegenüber liegenden Halbinsel Neu-Ragusa gründeten. Letzteres hat den Hafen Brenno im Süden, den Hafen Gravosa oder St. Croce im Norden. Hohe Felswände schützen die Buchten an drei Seiten und die Vorinseln, Felsspitzen und Vorberge dienten Alt- und Neu-Ragusa zur Anlage von Befestigungen. Inseln und Klippen sichern die Häfen auch gegen den Wellenschlag des Meeres. Bei Ragusa endigt der dalmatische Archipelagus und mit ihm verschwinden auch die eigenthümlich gebauten Küstenschiffe, welche der Schiffer stehend und im Taktschlage rudernd fortbewegt.

Malerisch erhebt sich Ragusa auf umgrünten Felsen aus dem Meere, trotzig schauen Mauern, Festungsthürme, Bastionen und Schanzen hinaus aufs Meer und hinüber nach den Bergen, denn sie müssen Gefahren von beiden Seiten her begegnen. Ueber 40 Fuß hoch steigen die gewaltigen Quadermauern empor, stemmen sich hier muthig dem Meere entgegen, dort klettern sie unverdrossen Felsabhänge hinauf und hinab und bergen an verschiedenen Stellen in Nischen das große Steinbild des h. Blasius (Biaggio oder Wlasto), des Schutzpatrons der Stadt. Quer durch die letztere bergan steigend zieht sich die 400 Klaftern lange Straße Stradona, der Corso Ragusa's, die von Handwerkern und Kaufläden zu beiden Seiten besetzt ist, wogegen die Paläste des alten Adels vereinzelt in den engen Straßen zwischen zweistöckigen Häusern liegen. Das Meer braust in tiefen kanalartigen Einschnitten von zwei Seiten her bis in die Stadt hinein. Da Ragusa vom Erdbeben 1667 fast ganz zerstört wurde, so haben sich im Ganzen nur wenig alte Gebäude erhalten, unter ihnen der Rettorenpalast, dessen Quadermauern ein Gitterwerk von eisernen Klammern zusammenhielt. Stolz breitet das ehrwürdige Gebäude seine Mauerfront aus, denn viel Wichtiges hat es gesehen, viel Tapferes erlebt. Noch zeigt man uns die steinernen Bänke, auf denen die Senatoren und Patricier saßen, wenn sie über Staatsangelegenheiten sich unterhielten. Noch erinnert mancher altrömischer Säulenknauf an das hohe Alter der Stadt, noch ermahnt die mit Metallplatten überzogene Holzstatue des Patriciers Prazzato an den Patriotismus der ragusaischen Republikaner, da er sein ganzes Vermögen der Stadt schenkte. Ragusa rühmt sich, das reinste Slavisch und



Gebirgszüge der Bocca di Cattaro.

Toscanisch zu reden und zählt mit Stolz die lange Reihe seiner Gelehrten auf. Nicht weniger brüstet sich der Ragusaner aber auch mit den kostbaren Reliquien, die er seinen Kirchen zu verschaffen wußte, und welche man daselbst in kostbaren Kästchen aufbewahrt. Als die größte Kostbarkeit schätzt er den h. Blasius, dessen Schädel ein von Edelsteinen blitzender goldener Helm deckt, welchen zierlich gearbeitete Medaillons in Email einfassen, wie denn auch die goldenen Stiefeln und Handschuhe von Edelsteinen funkeln. Außerdem besitzt der Dom ein Stück vom Kreuze Christi, und ein Stück der Windeln, in denen Christus lag. Den Markt ziert die Statue des gewappneten Roland, der auf einem steinernen Buche steht.

Malerisch wie die Stadt ist auch das Volksleben, besonders zur Marktzeit, wenn die Karavanen der Türken mit schwerbeladenen Pferden ankommen, die mit Fellen, Pfeifenröhren, Heu, Wachs und Farbehölzern in das Holzgitter des Bazars einziehen und die Bauern aus den Thälern herbeieilen, um Trauben, Früchte, Eier, Geflügel, Feigen und Honig feil zu bieten. Da kommen die Frauen in blendend weißer Wäsche, in grünen, roth umsäumten Strümpfen, bunten Saffianschuhen, Goldperlen von Wallnußgröße, die Männer aber prangen in rothen Kleidern und blauen Kniehosen, rothem Turban und blitzenden Waffen.

Doch wir wandern weiter nach Süden, wo an geräumiger Hafenbucht Cattaro dicht von öden, zerrissenen Felswildnissen umgeben liegt, und als Grenzposten westeuropäischer Kultur Wacht hält. Gleich jenseits der Berge beginnt Montenegro's Gebiet mit seinen raublustigen Bewohnern, gegen deren Anfälle der Bocchese stets gerüstet sein muß, weshalb er nicht nur in jedem Zimmer Flinten, Pistolen und deutsche Wolfsklingen hängen hat, sondern auch Haus, Thür und Fenster festungsartig mit Schießscharten und Verrammlungen versieht, um sich eindringender Feinde zu erwehren. Nichts liebt der Cattarer mehr als goldreiche Kleider und mit Perlmutter ausgelegte Gewehre.

An den zahlreichen Buchten des Hafens breitet sich die Stadt aus, Kanonenmündungen schauen von dem Kastell auf dem Felsen, hohe Mauern schützen die Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen, Leder- und Corduanfabriken, und enge Straßen krümmen sich hügelauf und hügelab. Unheimlich fühlt sich der Fremde ergriffen, wenn er von der kleinen Grenzfeste nach den nahen öden Felsen schaut, die den Ort ins Meer zu drängen drohen, an ihrem Fuße nur Wein- und Olivengärten dulden und plötzlich die wasserreichen Flüsse Fiumera und Gordiccio aus geöffneten Höhlen ausspeien. Kaum einige hundert Schritt vom Thore schießt die 60 Klaftern breite Fiumera aus einem öden Felsabhange hervor und tobt in einer Schlucht entlang zum Hafen, wogegen die Gordiccio, welche gleichfalls dicht vor dem Thore aus einer Höhle hervorbricht, unter dem Meeresspiegel im Hafen mündet. Dort steigt sie gewaltig broddelnd empor, treibt das Wasser wirbelnd im Kreise umher und bildet nach anhaltendem „Bindfadenregen" mächtige Wellenberge. Nicht minder seltsam hat sich das Kalkgebirge hinter Cattaro aufgeschichtet, denn von der Stadt aus ragt es wie eine schief gestellte Tafel 800 Fuß empor, um dann jäh und schroff nach Osten hin zu endigen. Mauern klettern an diesem Riesenfelsblock empor, Bastionen und Thürme decken

die Zugänge und eintönig klingt des Nachts von dort oben der Anruf der Schildwachen hernieder in die Stadt.

Cattaro ist für die Montenegriner der Handelsplatz, an dem sie ihre Felle, Holz, Käse, Fische, Kartoffeln, Wolle, gedörrtes Fleisch, Wachs, Honig, Mais u. s. w. gegen Fabrikwaaren eintauschen. In großen Zügen kommen sie an den Markttagen



Bewohner der Bocca di Cattaro.

herabgestiegen, um den Bazar vor dem Thore zu besuchen, denn in die Stadt dürfen sie nur, wenn sie im Thore ihre Waffen abgeliefert haben. Bäume umschatten den viereckigen Bazar, vor welchem ein steinerner Vorbau gegen die Berge hin liegt, dessen Eingang leicht verrammelt werden kann. Ist der Handel abgemacht, so eilt der Montenegriner auf steilem Felspfade in seine Heimath, wobei

er es nicht unterläßt, von Zeit zu Zeit seine Pistolen abzuschießen und laut schreiend mit Bekannten sich zu unterhalten.

Weiter hinab vom Golf von Cattaro (Bocca di Cattaro) ziehen sich am schmalen Küstensaume entlang meilenweit zerstreute Flecken mit lieblichen Landhäusern und Palästen, deren Balkone und Vorhallen von Wein umrankt, von Granaten umblüht, von Feigen und Oliven beschattet sind, so daß sie reizende Landschaftsbilderchen geben.

In diesen Landhäusern wohnen meistens Schiffskapitäne und Rheder, und erholen sich in diesen kleinen Paradiesen von ihren anstrengenden Reisen. So nahe und häufig die Gefahren räuberischer Einfälle der Montenegriner auch sind, so sorglos vereinzeln die Küstenbewohner trotzdem ihre Wohnungen, und begnügen sich damit, ihre Zimmer mit Waffenvorrath und das Haus mit Schießscharten zu versehen. Sogar die Kirchen sind oft durch Eckthürmchen befestigt, um sie vertheidigen zu können, und die Kirchendiener verrichten ihren Dienst bewaffnet. Die äußerste Grenze Dalmatiens bildet ein 9 Meilen langes Dreieck, dessen Grundlinie bei Cattaro liegt, und dessen andre Seiten vom Meer und einem schräg bis an die Küste streichenden Bergzuge gebildet werden. Kleine Forts, die malerisch in Schluchten und Engpässen sich verstecken, schützen die Grenze der Schuppa, wie man dieses Dreieck nennt, dessen Ende der verfallene Thurm Boscovitsch bezeichnet.

Dalmatien besitzt viel kleine Städte und Flecken am Gebirge, deren Straßen meistens am Bergabhange terrassenartig sich hinziehen und die vier Hauptstraßen begleiten, welche von der Küste hinüber ins türkische Gebiet führen. Wir übergehen dieselben indessen, um noch die Hauptstadt des Kronlandes, das gewerbthätige Zara kennen zu lernen, deren Umgegend bis Sign, Klissa, Knin u. s. w. Morlachen bewohnen, und in deren Nähe Poglizza liegt, welches Jahrhunderte lang sich als Miniaturrepublik behauptete, während vor Zara's Thore endlich eine Albanesenkolonie sich angesiedelt hat.

In malerischer Umgebung zwischen Meer, fruchtbarem Ufergelände und wilden Bergzügen dehnt sich die alte Hauptstadt der Liguriner, das feste Zara, am Ufer aus. Hoch über die Festungsmauern ragen die Kuppeln und Dächer der bilder- und reliquienreichen Kirchen, die Kastelle und öffentlichen Gebäude. Freundliche Straßen führen nach dem Platz der Signoria, der mit Steinplatten gepflastert ist und leiten zu dem Dom mit seinen Halbbogenfenstern. Bogen erhebt sich über Bogen, Fenster über Fenster, drinnen aber tragen Pfeiler, die mit Säulen abwechseln, das Gewölbe, welches sammt den Bogen und Wänden mit heiligen Bildern bedeckt ist.

Mitten im Chorflügel steht der Altar, dessen zierliches Zeltdach herrliche Säulen tragen, rechts und links ziehen sich die schwarzen Chorherrnstühle mit trefflichem Schnitzwerk hin und Kostbarkeiten aller Art strahlen von den Altären, Kapellen und Nebenzimmern. Durchwandert man die Stadt weiter, so begegnet man noch manchem Bauwerk aus dem römischen Alterthum. Hier ist ein Tempel in ein Magazin umgewandelt, am Krautmarkt wird eine Tempelsäule als Schand-

pfahl benutzt, am Hafenthore erblickt man die Reste eines alten Triumphbogens, im Regierungspalast kann man eine reiche Sammlung päpstlicher Bullen und im Museum Antiquitäten sehen. Da wir indessen bereits oft solcher Merkwürdigkeiten gedachten, so brechen wir ab, um jenes Fabrikat zu beschreiben, durch welches Zara weltberühmt geworden ist. Wir meinen den Maraschino-Liqueur, der durch die ganze Welt versandt wird.

Dieser Rosoglio oder Branntwein wird aus den sauren Weichselkirschen bereitet, die bei Spalato an der Sonnenseite des Goldberges (monti mossor) wachsen, im Juli oder Juni halbreif gepflückt und auf Schiffen in Eilfahrten nach Zara gebracht werden. Kaum sind sie hier in der Fabrik angekommen, so machen sich einige hundert Mädchen behend an die Arbeit, um die Kirschen auszukernen, da man den Maraschino nur aus dem Fleisch der Kirschen zu bereiten pflegt. In Bottichen läßt man das Kirschfleisch gähren, rührt es täglich drei Mal um und setzt frische Kirschblätter zu, welche entstielt und zu Muß zerstampft werden, um dem Liqueur Aroma zu geben. Hierauf mischt man dem Kirschsafte Traubenbranntwein zu und destillirt ihn, filtrirt ihn wiederholt durch Baumwolle und feine Schwämme und zieht ihn auf grünliche Flaschen, die man mit Schilf umwickelt und in Kisten verpackt nach Triest, Petersburg, Hamburg, London, New-York und Paris versendet.

Schiffen wir schließlich noch nach einer der südlichsten dalmatischen Inseln hinüber! Wir steuern vorbei an Brazza, diesem reichsten Juwel im Inselgürtel, mit seinen kostbaren Marmorbrüchen, seiner Fülle von Heilkräutern und dem berühmten Vugawein. Dann berühren wir das Inselchen Solta, reich an Honig und — Giftvipern. Im Rückwärtsschauen gewahren wir, daß Brazza, über 5 Meilen lang und an 2 Meilen breit, ebenso gesegnet mit Wein und Oel, als arm an Wasser ist. Auf ihr sollen die Bausteine zu Diocletians Palaste gebrochen sein. Bei Lesina legen wir an. Von ihrer schusterahlgleichen Gestalt erhielt sie den Namen; sie trägt bereits den vollen Charakter eines südlichen Naturlebens. Einzelne hohe Palmen ragen zwischen einem Hofstaat vollblühender Oleandergesträuche gleich Königen empor. Johannisbrotbäume, Orangen, Citronen und Lorbeergesträuche neigen sich über die Gartenhecken, welche zum Theil aus stachlichten Kaktusstauden gebildet sind. Von kahler Steinhöhe treibt die verwilderte amerikanische Agave den hohen Blüthenstengel mit tausend Blumenglocken aus dem Büschel starrer Wurzelblätter, welche letztere vortreffliche Gespinnstfasern liefern. Aus den üppigen Rosmaringebüschen destillirt man das weitberühmte Aqua della Regina — ein aromatisches Wasser — und das köstliche Rosmarinöl. Feigen, Honig und Wein der Insel sind unvergleichlich. Der gleichnamige Hauptort Lesina's liegt in reizender Umgebung, und seine 11,000 Einwohner erfreuen sich eines gewissen Wohlstandes, infolge des reichen Ertrags des dort vorzugsweise betriebenen Sardellenfangs.

Diese Inselwelt Dalmatiens ist nur selten das Ziel der Reisenden und doch verdient sie die Beachtung aller Naturfreunde, welche die Lage der ebengenannten Orte sicher nicht minder anmuthig finden würden, als die des vielgepriesenen Genua's.

Wir sind für diesmal am Endpunkte unserer Wanderung angelangt. W haben in der That eine weite Reise zurückgelegt, von den romantischen Schne häuptern der Karpaten durch die Pußten Ungarns, von da durch die hügelig und gebirgigen Länder der Donau, Drau und Save, hinab zu den öden Kal felsen Dalmatiens, bis in die Nähe der schwarzen Berge Montenegro's. E Panorama von Landschaften, Völkern, Städten, Thaten und Merkwürdigkeit zog an unserm Auge vorüber, reich und mannigfaltig, wie es sich kaum irgendw wiederfinden dürfte. Und nun wenden wir unsre Blicke wieder heimwärts un richten unsren Wanderstab dem Norden zu. Kehren wir zurück über die Alpen un die Donau zu jenen slavischen Ländern des gesegneten Oesterreichs, in denen si die böhmische Sitte und Volkseigenthümlichkeiten mit deutscher Bildung un Betriebsamkeit vermählt haben.



Die Bewohner der schwarzen Berge.

Körner, Friedrich

Vaterländische Bilder aus Ungarn und Siebenbürgen, der Woiwodina und dem Banat, Kroatien, Slawonien, der Militärgrenze sowie Dalmatien in Schilderungen aus Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben
Bd.: 3,2

Leipzig 1858